



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Mensch in der Berufssarbeit

Blume, Wilhelm

Berlin ; Hannover, 1950

[urn:nbn:de:hbz:466:1-93965](#)



24576D



Das Beste wird nicht deutlich durch Worte. Der Geist, aus dem wir handeln, ist das Höchste. Des echten Meisters Lehre schließt den Sinn auf, denn wo die Worte fehlen, spricht die Tat. Der echte Schüler lernt aus dem Bekannten das Unbekannte entwickeln und nähert sich dem Meister.

A u s W i l h e l m M e i s t e r s L e h r b r i e f

DER MENSCH IN DER BERUFSARBEIT

Ein Lesebuch der humanen Bildung
für das 9. Schuljahr
(Praktischer Zweig)

Bearbeitet von
WILHELM BLUME

31.—35. Tausend



1950

PÄDAGOGISCHER VERLAG BERTHOLD SCHULZ
BERLIN / HANNOVER

Best.-Nr. 1325

ALLE RECHTE VORBEHALTEN

M
DDP.
4112



2513239

Die Originaltexte sind für Schulzwecke überarbeitet worden

Umschlag: Prof. H. Freese, Berlin

Genehmigt für den Gebrauch in Schulen durch Control Commission
for Germany (B. E.)

Das Inhaltsverzeichnis befindet sich auf Seite 314,
das Verzeichnis der Abbildungen auf Seite 322



H. v. Marées

Die Ruderer (1873)

EINFÜHRUNG

Zum Deutschen Lesebuch

Eine Schulerinnerung von Thomas Mann

Unter unseren Schulbüchern war eines, das sich, obgleich von außen so nüchtern und drohend sachlich wie nur irgendein Leitfaden oder Grundriß, durch eine schöne Menschenfreundlichkeit und Zugänglichkeit des Inhalts vor allen anderen hervortat. Es war — wie sonderbar! — ein unterhaltendes Buch; und ohne jedwede verdrießliche Einschaltung war es von vorn bis hinten mit anmutigen und unmittelbar fesselnden Dingen gefüllt. Wir lasen darin ganz ohne Nötigung und nur zu unserem Vergnügen, wir nahmen, was es zu bieten hatte, neugierig vorweg, bevor die gemeinsame Betrachtung im Klassenzimmer darauf fiel; die Unterrichtsstunden, in denen es auf den Pulten lag, waren ohne Gefahr, fast eine Lustbarkeit; die Fragen, zu denen es Anlaß gab, beantworteten wir hurtig und mit bewegter Stimme, und wer unter den Kameraden sich hier teilnahmslos und ungeschickt zeigte, — nicht wahr? — der, mochte auf welchem Spezialgebiet sonst sich als tüchtig bewähren, so schien es uns, könnte zuletzt nur ein roher Geselle sein.

Dies Buch, das eine zartere und gütigere Hand als die sonst waltenden vorgeschrivenen Lehrmitteln hinzugefügt haben mußte, hieß einfach: Das Deutsche Lesebuch. Es war uns gegeben zu dem Zweck, damit wir die Sprache, unsere Muttersprache anschauten — oder vielmehr, damit wir sie belauschten, wie sie sich selber lächelnd anschaut im Gedicht. Bunt durcheinander vereinigte das Buch eine Menge guter Geschichten in rhythmisch gebundenem und edel ungebundenem Vortrag und, wenn es uns wieder zu Händen käme — was gilt es? —, wir wüßten unsere Lieblingsstücke von damals noch heute ohne viel Blättern aufzuschlagen.

*

Grundsätzliches zum vorliegenden Lesebuch

In pädagogischen Kreisen ist man augenblicklich geneigt, die Frage: Lesebuch oder Ganzschriften — zum mindesten für die Oberstufen — zugunsten der zweiten Möglichkeit zu entscheiden; das 9. Schuljahr im praktischen Zweig kann aber seinen Schülern und Schülerinnen die notwendigen Eindrücke von der Vielgestaltigkeit der menschlichen Berufsarbeit, die jetzt auf sie eindringt und sie demnächst ganz in sich einbeziehen wird, nur mit Hilfe eines vielseitigen umfassenden Sammelbands vermitteln.

Leser, denen die jüngeren Berufe — namentlich die weiblichen — nicht ausgiebig genug in dem vorliegenden Lesebuch berücksichtigt erscheinen, mögen bedenken, daß diese Berufe eine längere Zeit traditionsbildender Bewährung brauchen und durch viele Siebe der Beschreibung hindurch müssen, bis sie bei den wirklichen Meistern des Worts die formgerechte Spiegelung erfahren¹⁾.

In verschiedenen amtlichen und halbamtlchen Verlautbarungen ist mit Recht darauf hingewiesen worden, daß die beiden Hauptaufgaben dieses abschließenden und zugleich überleitenden Schuljahres — abrundendes Ausweiten der allgemeinen Menschenbildung und Beruffinden-Helfen — auf die Dauer nicht zusammenhanglos nebeneinander herlaufen können, sondern bei allen sich bietenden Gelegenheiten innerlich verknüpft werden müssen. Dazu möchte das vorliegende Lesebuch zu seinem Teil beitragen.

Das Schätzenlernen gediegener gewerblicher Überlieferung und das lebendige Nachempfinden dichterischen und künstlerischen Erbgutes, das Erkennen der beruflichen Arbeitsvorgänge und der entsprechenden kulturgeschichtlichen und sozialen Entwicklungen sollen Hand in Hand gehen; an Höhepunkten möchte das Ethos der Berufsarbeit mit einer wahrhaft humanen Gesinnung in Eins zusammenfließen! Zwei Paten wagt unser Lesebuch in dieser doppelten Beziehung um ihren Segen zu bitten: die Manen **Adalbert Stifters**, der als Linzer Schulrat um 1850 ein Schullesebuch „zur Förderung der humanen Bildung“²⁾ — wenn auch im damaligen Österreich ohne Erfolg — geschaffen hat, und in unseren Tagen **Karl Scheffler**, den feinsinnigen Herausgeber eines „Lesebuchs aus dem Handwerk“³⁾.

¹⁾ Hierfür gibt Konrad Gatz in seinem „Das Buch vom guten Handwerk“ (Fr. Ehrenwirth-Verlag, München 1949) eine besonders tiefe Begründung; ein bemerkenswertes Zeichen der Zeit, daß darin bewußt die Absicht verfolgt wird, dem Handwerkertum selbst wieder eine beseeltere Auffassung von seinem Schaffen nahezubringen.

²⁾ Merkwürdig ist, daß 1948 im Bayerischen Schulbuchverlag das Stiftersche Lesebuch unverändert erschienen ist und den Höheren Schulen des Landes angeboten wird.

³⁾ Lesebuch aus dem Handwerk, herausgegeben und eingeleitet von Karl Scheffler, Carl H. Henssel Verlag, Berlin 1946.

Die Hauptthemen der beiden Büchertitel, äußerlich verschieden, bilden innerlich keineswegs einen Gegensatz; sie lassen sich schön miteinander verbinden. In unserem besonderen Fall mußte die Stoffauswahl freilich anders getroffen werden; die des einen, die nun um ein wandlungsreiches Jahrhundert zurückliegt, galt es von der Gegenwart aus zu verjüngen, die des anderen, der an erwachsene „Fachleute und Liebhaber“ gedacht hat, für die jugendlichen Leser zu transformieren und für ihr ganz unromantisches praktisches Anliegen zu erweitern; aber dabei die Grundhaltung der beiden Paten zu bewahren, dem Adel ihrer Gesinnung und der Reinheit ihres Stilgefühls nachzueifern, ist das hohe Ziel, das dem Herausgeber vorschwebt.

Die im Anhang gebotene synchronistische Übersicht, in der die im Lesebuch verstreut enthaltenen Namen, Werke und Ereignisse in 5 Spalten (Politische Ereignisse, soziale Entwicklungen — Wissenschaft, Lebensanschauung, Berufsauffassung — Entdeckungen, Technisches — Bildende Künste — Literatur) nebeneinander geordnet sind, soll den Lehrer auf den Weg zu einem kulturkundlichen Gesamtunterricht bringen und den Schülern die Möglichkeit geben, die Fülle der Erscheinungen in chronologischer Folge zu übersehen, in Längs- und Querschnitten mit ihnen zu operieren und darüber hinaus neu vorkommende Namen und Gegenstände an der richtigen Stelle selbst nachzutragen.

Wenn dabei das Kulturelle überwiegt, wird damit ein das ganze Buch durchziehender Grundsatz bekräftigt: daß nach den Erfahrungen, die hinter uns liegen, die Erziehung des werdenden Menschen der Technik in ihm die Fähigkeit entwickeln muß, jedes technische Geschehen im Zusammenhang mit dem Ganzen der Kultur zu sehen. Dieses Lesebuch erstrebt eine Bildungsvermittlung, die auch technische Themen erst dann verlebendigt zu haben glaubt, wenn sie dem Schüler den Reichtum ihrer kulturellen, ihrer menschlichen Bezüge spürbar gemacht hat.

Der Mensch und eine richtig verstandene, richtig geführte Technik sind nicht Gegensätze, so wenig wie Kopf und Hand. Die körperliche Arbeit, jede handwerkliche Betätigung hat an sich die gleiche Würde wie jede andere Arbeit.

Wilhelm Blume

Auf Goldgrund

Ins Museum bin zu später
Stunde heut ich noch gegangen,
wo die Heil'gen, wo die Beter
auf den goldnen Gründen prangen.

Dann durchs Feld bin ich geschritten
heißer Abendglut entgegen,
sah, die heut das Korn geschnitten,
Garben auf die Wagen legen.

Um die Lasten in den Armen,
um den Schnitter und die Garbe
floß der Abendglut, der warmen,
wunderbare Goldesfarbe.

Auch des Tages letzte Bürde,
auch der Fleiß der Feierstunde
war umflammt von heil'ger Würde,
stand auf schimmernd goldnem Grunde.

Conrad Ferdinand Meyer

ERSTER TEIL

Das Bauernlied

Immer, wo ich einen Bauern den Acker furchen sehe,
denke ich: solches müßten wir alle tun.
Aber wir gehn in den Städten auf leichten Schuhn.
Aber wir alle zehren von seinem Fleiß wie am Waldrand die Rehe.

Es ist alles andere hinternach doch erst gekommen:
Schreiben und Rechnen und mit der Aktenmappe gehn
und Zirkeln und Häuser richten. Es macht das Leben wohl schön,
doch kann das alles allein uns zum Leben nicht frommen.

Die blanke Pflugschar ist heilig. Heilig sind die Hände,
die sie willig führen und mit bäuerlichem Bedacht.
So hat Gott es gewollt, als er die Menschen gemacht.
Und so wollen wir fromm es halten bis an das Ende.

Immer, wo ich einen Bauern den Acker furchen sehe,
denke ich: solches müßten wir alle tun.
Aber wir alle schreiten dahin auf leichten Schuhn.
Aber wir alle zehren von seinem Fleiß wie am Waldrand die Rehe.

Hermann Claudius

Der erste Farmer seines Landes

Hätten wir um 1780 herum durch das Fenster eines gewissen amerikanischen Gutshauses hineinschauen können, würden wir den Farmer selbst erblickt haben, wie er mit einer dicken Brille auf der großen Nase sorgfältig die Samenkörner von Rotem Klee und Gerste auszählte, immer hundert mit einem Bleistift zusammenschiebend. Seine Lippen werden gemurmelt haben: „Zweitausendneunhundertachtundneunzig, dreitausendeins, dreitausendzwei“ — — und so weiter, mit Interesse und unendlicher Geduld. In diesem Augenblick war er erst in zweiter Linie George Washington, ehemaliger Oberkommandierender der amerikanischen Armeen. In diesem Moment dachte er nicht daran, nicht an den Ruhm und die Ehren, mit denen man ihn überhäuft hatte. — Er sah allerdings für einen Farmer sehr majestatisch aus; keiner hätte sich über seine Würde einen Scherz erlaubt und keiner je gewagt, seinen Zorn ein zweites Mal heraufzubeschwören. Wenn er auch den Krieg haßte, so war er doch General und würde es immer bleiben. Aber er war auch ein Farmer, der an seine Arbeit wie ein Soldat heranging — wie der Feldmesser, der er einst war — wie ein Erfinder — und, mehr als alle seine Landsleute, wie ein Agrarwissenschaftler.

Jetzt wollte er zum Beispiel herausfinden, wieviel Samenkörnchen auf je ein Pfund seiner verschiedenen Getreidearten kamen. Denn wenn er das wußte, wußte er auch, wieviel Pfund Samen er auf einen Morgen Land aussäen mußte, um den besten Getreidestand auf seinen Feldern zu erzielen — nicht zu dünn und nicht zu dicht. Mit Fleiß und Geduld fand er heraus, daß bei Gerste 8925 Samenkörner auf ein Pfund kamen, bei Rotem Klee 71 000. Er mußte diese Kalkulationen machen, weil niemand sonst sie gemacht hatte. Er konnte sich nicht hinsetzen und an das Amt für Ernährung und Landwirtschaft schreiben; es gab keine landwirtschaftliche Beratungsstelle, keine Samenhandlung, keine Firmen für landwirtschaftliche Geräte, und er hatte keine Fachzeitschriften außer ein paar, die von England hereinkamen. Wenn er wissen wollte, wann er zu säen und wann er zu schneiden hatte, wie tief er pflügen mußte, wie seinen Samen reinigen oder seine Bäume spritzen oder seine Zucht verbessern, so mußte er es selbst herausfinden. Seine Nachbarn arbeiteten nach Überlieferung, Erfahrung oder „über den Daumen gepeilt“. Aber sie holten aus ihren Farmen nichts heraus; sie „kratzten sich ihren Lebensunterhalt zusammen“, lebten von ihren Schulden — oder zogen fort.

George Washington hatte wie manch ein Farmer vor und nach ihm eine stille, aber hartnäckige Liebe zu seinem Boden; er haßte Schulden, und er beharrte stur auf seinem Entschluß, kraft seines Verstandes und seines Willens Herr über die wankelmütige Natur zu werden. Die Probleme des Farmers George waren so zäh wie die Krüppelföhren, die auf den vernachlässigten Feldern seiner es sich

leichter machenden Nachbarn aufschossen. Er besaß 3500 Hektar Land, wovon weniger als die Hälfte anbaufähig war, und selbst der bessere Teil war arm an Kalk, Nitraten, Phosphaten und Humus. Überall war eine Düngung dringend erforderlich. Wie Thomas Jefferson einmal von der Landwirtschaft in Virginia gesagt hat, ist es billiger, einen neuen Acker zu kaufen, als einen alten zu düngen. Darum zogen Amerikas Farmer immer weiter „gen Westen“, Washington hatte sich in Mount Vernon in Ost-Virginia verliebt, er dachte nicht daran, es aufzugeben, solange er sich darauf halten konnte.

Einige Virginier, die auf verbrauchtem Boden saßen, züchteten Sklaven wie Pferde zum Verkauf. Dieser Gedanke empörte den Farmer Washington. Er wollte die Sklaverei nicht, und er mißbilligte sie; er hatte sie ererbt wie das Land und sah keinen Weg, sie ganz zu umgehen.

Außerdem sah er sich einem Einfruchtsystem gegenüber — dem Tabak. Zwar war ein stabiler Markt dafür vorhanden, besonders in England. Aber nichts erschöpfte den Boden so wie die gleichbleibende Belastung durch das „Kraut“. Heute weiß jeder, daß die richtige Antwort auf die Mängel des Einfruchtsystems der Fruchtwechsel ist. Als aber der Farmer Washington, nachdem er sich zwanzig Jahre lang der Tyrannie seines Tabak-Agenten gebeugt hatte, damit begann, neue Sorten von Saatgut einzuführen, war er ein Pionier. Er kannte niemand, der erfolgreich mit König Tabak gebrochen hätte, und niemand machte seine hartnäckigen Versuche mit. Washington versuchte es mit allen Fruchtarten, von denen er hörte. Er begann Experimente mit Luzerne. Er wußte nicht, daß Luzerne am besten auf gut entwässertem Kalksteinboden gedeiht; und niemand konnte damals ahnen, daß durch umgepflügte Luzerne so gute Ergebnisse erzielt werden, weil an ihrer Wurzel Bakterien wachsen, die die Entwicklung von Stickstoff und damit eine Verbesserung des Bodens bewirken. Doch Washington hat trotz seiner Unkenntnis sehr gute Erfahrungen mit Luzerne gemacht und sie noch dreißig Jahre später angebaut. Er versuchte es mit Rippengras, Esparsette, Rotem und Weißem Klee. Er führte sogar, ohne daß man weiß, auf welchem Wege, einige chinesische Gräser ein und verzeichnete gewissenhaft ihre seltsamen Singsang-Namen. Er pflanzte Buchweizen, englisches Strahlengras und Hanf; er versuchte es sogar mit Baumwolle und hoffte auf Erfolg. Das einzige, was seine Nachbarn an Stelle von Tabak gelegentlich anpflanzten, war Mais. Zur Wiederherstellung der Fruchtbarkeit des Bodens fiel ihnen weiter nichts ein, als ihn brachliegen zu lassen und dann das Unkraut umzupflügen. George Washington hatte andere Ideen. Tabak kann man nicht essen, und er wollte nicht, wie so viele Farmer des Südens, Tag für Tag von gepökelttem Schweinefleisch und Maisbrot leben. Weizen wollte er bauen. Aber da Weizen den Boden aussaugt und, wie auch heute noch, leicht dem Getreidebrand, Rost oder der Hessenfliege anheimfällt, werden die Ernten immer kärglicher, wenn man ihn Jahr für Jahr in denselben Boden sät.

So setzte sich Washington, der gute Feldmesser, vor die genaue Karte seines Besitztums mit Papier und Bleistift, Kompaß und Lineal, teilte seine Felder ein und arbeitete einen Plan für den Fruchtwechsel aus. Er entwarf den Plan so, daß nebeneinanderliegende Grundstücke nach verschiedenen Zeittabellen behandelt wurden. Durch die Planwirtschaft wollte er errechnen, wieviel Geld ihm die einzelnen Grundstücke einbrächten und inwieweit er Verbesserungen einführen könnte. Er legte die Anbaufläche für Futter und die Weidefläche fest. Und endlich, nach jahrelangen Versuchen, hatte er seinen Fruchtwechsel heraus.

Im ersten Jahr pflanzte er Weizen, im nächsten Buchweizen, den er als Düngung unterpflügte. Darauf folgte wieder Weizen. Und dann sätte er in drei aufeinanderfolgenden Jahren Gras und Klee. Er konnte diese Flächen als Weide benutzen und sein Geld in Gestalt von Ochsen- und Hammelfleisch, Milch und Butter und Pferdekräften hereinbekommen. Oder er konnte Heu davon machen und an sein Vieh verfüttern. Sein Fruchtwechsel erstreckte sich über sieben Jahre, wobei zuletzt Mais und Kartoffeln kamen. Dann begann er von vorn mit Weizen. Er versuchte, den Einfluß des Einfrauchtsystems zu brechen, und es gelang ihm. 1763 baute er 89 079 Pfund Tabak. Aber von diesem Jahr an schränkte er den Anbau mehr und mehr ein. An Stelle von Tabak sollte Weizen das Geld hereinbringen; Weizen, den er in seiner eigenen Wassermühle mahlen konnte.

Wenn Ost-Virginia für Weizen geeignet wäre, würde heutzutage dort mehr davon angebaut werden. Aber Washington konnte nicht über den Rand der Erde und nicht in die Zukunft schauen und die Weizenfelder Dakotas, Ost-Washingtons und Zentral-Kaliforniens sehen. Er ahnte nichts von der dicken, tiefschwarzen Humusschicht, von den Flächen ebenen Landes, die sich über Horizonte erstrecken, von Dampfpflügen, Mäh- und Bindemaschinen. Wenn er dies hätte sehen oder vorausahnen können, wäre ihm vielleicht der Mut zum Weizenanbau vergangen. Aber es hätte sein Herz höher schlagen lassen für das Land, das er liebte, rettete und gründete.

Er probierte jede Weizensorte aus, von der er hörte, oder die er aus Polen, Sibirien oder vom Kap der Guten Hoffnung einführen konnte. Er versuchte es mit Dinkelweizen und mit langgrannigem Weizen. Er zog Weizen auf trockenem und auf feuchtem Boden. Und es kam der Tag, an dem er Weizenähren in sein Wappen nahm. Er exportierte seinen Weizen meistens nach Westindien; und es geht die Legende, daß dessen Qualität so vorzüglich war, daß die mit „G. Washington“ gestempelten Mehlsäcke gar nicht erst auf Güte geprüft, sondern gleich zu Höchstpreisen verkauft wurden. Wenn dies, wie wir gerne glauben möchten, zutraf, so mußte es der großen Sorgfalt zugeschrieben werden, die er auf die Samenauswahl verwendete.

Wie der Farmer Washington entdeckte, wird der Winterweizen durch das wechselnde Tau- und Frostwetter des virginischen Klimas leicht aus der Erde geschwemmt. So kam ihm die Idee, eine schwere Rolle über den lockeren Boden zu ziehen, um den Samen fest einzupressen.

Die Nachbarfarmer grinzen, aber er ließ sich weder beirren noch von der Überzeugung abbringen, daß sie mehr Weizen verloren als er. Er war auch der erste in Amerika, der Weizen in Reihen drillte, anstatt ihn auszusäen. Und natürlich erfand er einen Pflug. Manchmal müssen die Firmen für landwirtschaftliche Geräte denken, daß es zwei Arten von Farmern gibt: solche, die einen Pflug erfunden haben, und solche, die es bald tun werden. Die Erfindung des Generals war eine kombinierte Pflug- und Sämaschine. Der Samen befand sich in einer gelochten Drehtrommel, die hinter dem Pflug herrollte, wobei die Samenkörner durch die Löcher geschüttelt wurden wie Pfeffer aus dem Streuer. Zuerst hatte die Erfindung noch manchen „Haken“, aber der Pflüger Washington feilte geduldig einen nach dem anderen ab. Er fand, daß man die Trommel nicht zu voll machen durfte, sonst verstopften sich die Löcher. Außerdem entdeckte er, daß die Samenkörner sich nicht so leicht einklemmten, wenn die Löcher trichterförmig gebohrt waren, mit der größeren Öffnung nach außen. Um zu verhindern, daß der Samen aus allen Löchern zugleich herausgeschüttelt wurde, brachte er um die Trommel herum einen Lederstreifen an, dessen Löcher denen der Trommel genau entsprachen; so wurden alle Löcher außer denen in Bodennähe blockiert. Dieser Streifen verursachte eine Menge Verdruß. Er zog sich zusammen und dehnte sich aus, je nach dem Wetter, und Washington mußte noch eine Vorrichtung anbringen, um ihn zu straffen oder zu lockern. Aber der Vater seines Landes war zufrieden mit der selbsterfundenen Drillmaschine, und sie muß sich bewährt haben, sonst hätte er sie nicht weiter benutzt. Auch als Viehzüchter ging der General, wie überall, einerseits methodisch, andererseits experimentell vor. Seine Schafe waren zu Anfang minderwertig — mager, mit spärlichem, kurzem Fell —, aber er führte einen englischen Widder für 60 Mutterschafe ein sowie eine Herde fetter Bakewellschafe. Auf diese Art verbesserte er seine Wolle und sein Hammelfleisch, bis der stolze Tag kam, wo er einen Ballen Tuch aus heimischer Faser weben lassen konnte.

In den Tagebüchern des Generals waren Zugpferde, wie die schweren Percherons zum Beispiel, nicht erwähnt; wahrscheinlich, weil es damals in Virginia noch keine gab. Die schwere Arbeit wurde von mageren Arbeitsochsen oder von Pferden, die als Reit- und Kutschpferde unbrauchbar waren, verrichtet. Aber der wißbegierige Mr. Washington hatte von den berühmten spanischen Burros gehört, und er wandte sich an den amerikanischen Botschafter in Madrid mit der Bitte, ihm je zwei „Jacks“ und „Jennies“, männliche und weibliche Tiere, zu verschaffen. Seinerzeit war die Ausfuhr von Maultieren aus Spanien gesetzlich verboten. Aber der spanische König machte bei diesem vornehmen Ausländer eine Ausnahme, und schließlich wurden ihm die Tiere übersandt, wenn auch unterwegs eines starb. So wurde Washington der erste Mann, der in der amerikanischen Landwirtschaft Maultiere einführte, die überall im Lande als achtes Weltwunder ausgestellt wurden.

Zu Washingtons Zeiten gab es nur Pfahlzäune, keine Drahtzäune, und, als besonderes Steckenpferd des Herrn auf Mount Vernon,

H e c k e n u n d H ü r d e n. Auch in seine Viehweiden brachte er dadurch System und teilte zur Erzielung einer gleichmäßigen Düngung sein Vieh in kleine Gruppen ein.

Die Düngung lag ihm so am Herzen, daß er auf sie ebensoviel Mühe verwandte wie auf einen Feldzug gegen General Howen oder seine Antrittsrede als Präsident. Eine seiner Lieblingsfarmen nannte er „Muddy-Hole“ (Schlammgrube); dort holte er Jahr für Jahr den Schlamm wieder zusammen, der in ihre Niederungen geschwemmt worden war, und brachte ihn dorthin zurück, wo das Wasser ihn gestohlen hatte. Das war, wie jeder Farmer bestätigen kann, ein teurer Weg zur Bodenverbesserung; wie jedoch sein Gast Noah Webster berichtete, hat er gar oft sein Glas erhoben und es „auf den Schlamm“ geleert. Eine Zeitlang studierte er eingehend die Wirkungen aller Düngemittel, die ihm an Ort und Stelle zur Verfügung standen. Er probierte Pferdedünger, Kuhdünger, Schafmist, Laubmodder, Schlamm, Mergel und verschiedene Erdsorten auf seinen Versuchsgrundstücken für Weizen, Gerste und Hafer. Er verwendete große Sorgfalt darauf, daß alle Acker gleichen Bedingungen unterlagen, damit er die Wirkung der verschiedenen Düngung vergleichen konnte. Und er fand, daß sämtliche Fruchtsorten am besten auf Schafdünger und einfachen schwarzen Modder reagierten.

Hat auch Washington in seiner Jugend keinen Kirschbaum gründlich ausgeschnitten, so hat er doch in seinen alten Tagen viele Kirschen geerntet. Er war ein begeisterter Züchter aller herkömmlichen Obstsorten, und er interessierte sich sehr für die Früchte der amerikanischen Wildnis. Der große französische Botaniker André Michaut brachte Washington die Pecannuß aus ihrer Heimat Illinois, und so baute Washington als erster die feinste amerikanische Nußsorte an. Drei der von ihm selbst angepflanzten Nußbäume stehen noch, und auch dreizehn Stechpalmen, ein Maulbeerbaum, vier Rosskastanien, vier Ulmen, zwei Linden, zwei Kaffeebäume, drei Magnolien, drei alte Buchsbäume, sieben Eschen und zwei Buchen. Viele der Bäume, die er pflanzte, hegte und liebte, sind jetzt verschwunden. Auch Scheunen sind verschwunden, und von der Mühle, wo „G. Washington“ sein feines Mehl mahlte, steht auch fast nichts mehr. Einige Farmen wurden von dem Mount-Vernon-Besitz abgetrennt, und von denen, die zur Gedenkstätte des Volkes gehören, ist keine bewirtschaftet. Die ehrfurchtsvollen Wächter von Mount Vernon bemühen sich heute in erster Linie um das Haus und die Rasenflächen, die Buchsbaumhecken und Irrgärten, die Blumengärten und Bäume.

Aber etwas wird niemals vergehen. Das ist George Washington selbst. Er scheint noch immer über seine Felder zu gehen oder am taufrischen Morgen darüber zu reiten, er, der sein Land so leidenschaftlich liebte, der keinen seiner vielen Titel so hoch achtete wie den des Farmers und der diesen Beruf zu einer praktischen Wissenschaft und lebendigen Kunst erhoben hat.

Donald Culross Peattie (1946)

Einem Tagelöhner

Lange Jahre sah ich dich
führen deinen Spaten,
und ein jeder Schaufelstich
ist dir wohlgeraten.

Nie hat dir des Lebens Flucht
bang gemacht, ich glaube —
sorgtest für die fremde Frucht,
für die fremde Traube.

Nie gelodert hat die Glut
dir in eig'nem Herde,
doch du fußtest fest und gut
auf der Mutter Erde.

Nun hast du das Land erreicht,
das du fleißig grubest,
laste dir die Scholle leicht,
die du täglich hubest!

Conrad Ferdinand Meyer

Der Mensch verglichen mit der schönen Natur

Herr Arner hatte unter die Armen seines Dorfes Bonnal, das aus seiner wirtschaftlichen und menschlichen Verkommenheit zu retten ihm besonders am Herzen lag, prächtige Zuchziegen verteilt. Nun warf Herr Arner noch einen Blick auf das Volk, das jetzt von ihm wegging. Es erquickte ihn, daß die Armen und Kinder sich zu ihm drängten, aber es tat ihm auch weh, daß die Reichen taten, als wenn sie ihn nicht sähen, so nahe sie auch an ihm vorbeigingen. Sein Söhnchen Karl machte ihn ihre Unart vergessen. Er stand, ein Bäumchen auf der Achsel, die Beine wie ein Bauernbub verspreizend, vor ihm und sagte:

„Du, Papa! Die anderen Ätti setzen morgen alle ihren Buben die Bäume, die du ihnen neulich geschenkt hast, willst du mir meinen auch setzen?“

„Ja freilich“, sagte Herr Arner.

„Aber kannst du es auch?“ fragte der Bub. — Und: „Ich will's probieren“, sagte der Vater.

„Siehst du, man muß ein Loch in den Boden machen, aber ein großes und tiefes, und Schorrherd dreintun, aber faulen, alten, der nicht brennt, und dann erst den Baum darauf, nicht zu tief, und die Grasmatten, die man dazu legt, muß man umkehren, daß sie nicht anwachsen...“

„Wer hat dir das alles gesagt?“

„Die Buben reden jetzt nichts als vom Baumsetzen!“

Nun sah Herr Arner noch eine Weile staunend still auf Tal und Bach und sagte zum blessierten Leutnant, dem zukünftigen Schulmeister des Dorfes: „Es ist mir jetzt, als ob ich die Arbeit, die wir hier anfangen, auch so mit dem Bach von Bonnal weg fortirinnen lasse, von einem Dorf ins andere, bis an den Turm dort an den blauen Bergen, wo gottlob meine Sorgen und meine Pflichten enden. Die Itte glänzt da nur noch wie ein dünner Silberfaden und verliert sich im Vorhang der Berge, das ist der letzte Ort meines Tals“ — und er setzte mit einer Art von Wehmut hinzu — „erleb ich's noch, daß wir mit unserer Arbeit bis zu jenem Orte kommen?“

„Es geht vielleicht nicht so lang, wie Sie sich vorstellen“, sagte der Leutnant.

„Es ist möglich“, sagte Arner, „einmal wird unsere Arbeit gewiß leichter, je weiter wir vom Schloß wegkommen.“

Darüber lächelte der Leutnant und sagte: „Über diesen Punkt habe ich einmal einen Geistlichen vor einem Tisch voll Junkern und Pfaffen eine derbe Wahrheit sagen hören.

Es war in der Steiermark, und man redete an der Tafel von dem Unterschied der Pfründen, die in der Nähe von Schlössern reicher sind als in der Ferne davon. Da sagte ein magerer Pfarrer, der unten am Tisch saß, mit einer hellen, langsamen Stimme: ‚Wenn's recht wäre, Ihr Gnaden und Ihr Hochwürden, so müßt' es allenthalben so sein.' — ‚Warum, warum?' riefen ihm die Ritter und Pfaffen hinab. — ‚Warum, Ihr Hochwürden und Gnaden? In der Nähe von Schlössern hat man Teufel auszutreiben; wenn man weiter davon weg ist, nur Kinder zu erziehen.'

Die Augen blitzten den Hochwürden und Gnaden, da das Wort heraus war, aber ein Gescheiter unter ihnen fing an zu lachen und auf des Pfarrers Gesundheit zu trinken. Da merkten die anderen, daß es so für sie am besten sei; und vom Kommandeur, der obenan saß, bis zum jüngsten Degen lachte jetzt alles, und alles trank auf des Pfarrers Gesundheit. Aber noch vor Abend machten, das weiß ich, die meisten von ihnen auf ihren Schlössern wieder Sachen, die der Grund sind, warum die Geistlichen in der Nähe von Schlössern Teufel auszutreiben haben.“

„Ach, die Menschen sind so häßlich, und was man auch mit ihnen macht, so bringt man's nicht dahin, daß sie auch nur sind, wie dieses Tal“, sagte Herr Arner. Der Anblick des Tals und des Sonnenuntergangs war aber auch herrlich. Und ein Hirtenbub trieb unter dem Felsen, auf dem die beiden standen, seine Ziegen vor sich her. Er stand zu ihren Füßen still und sah gegen die Sonne hin, lehnte sich auf seinen Hirtenstock und sang ein Abendlied. — Er war die Schönheit selber —, und Berg und Tal, die Itte und die Sonne verschwanden vor ihren Augen! Sie sahen jetzt nur den Jüngling, der in Lumpen gehüllt vor ihnen stand, und Arner sagte: „Ich hatte unrecht, die Schönheit des Menschen ist die größte Schönheit der Erde.“

Johann Heinrich Pestalozzi

Von ländlichen Berufen

Aus den Erinnerungen eines Gutsbesitzers, wie er sein sollte

Meine Mutter und mein Fluß waren meine größten Schätze in vielen glücklichen Jugendjahren. Die Erinnerung daran hat jeder späteren Zeit Richtung gegeben. Unser Fluß war für mich ein lebendiges Wesen, etwas Vertrautes; zu ihm konnte ich immer gehen, genau wie zu meiner Mutter. Auch seine Fische und alles, was er an Lebewesen beherbergte, liebte ich, und zwar aus mir allein. Niemand in meiner Familie hatte eine besondere Zuneigung für das Wasser oder für ein Leben als Fischer. Mit dem eigenen Größer- und Stärkerwerden wuchs die Vorliebe für die größten und schwersten Fische. Den Wurf aber mit dem Speer aus den hohen Bäumen über dem Fluß, den lehrte mich der alte **Schmiedemeister** unseres Gutes. Für mich war er der Meister in allem, was mir damals erstrebenswert erschien.

Unsere Freundschaft entstand auf folgende Weise: Als ich auf meinen allerersten Entdeckungsfahrten dem Fluß über unseren Park hinaus folgte, kam ich an eine stille Bucht, in der Döbel von nie gehnter Größe aus der schwarzen Tiefe in den hellen Sonnenschein aufstiegen und wieder verschwanden. Es war im Mai, fast die schönste Zeit des Jahres für den Fluß.

So leise ich konnte, schlich ich an das Ufer, kauerte mich an einen Erienstamm und sah unverwandt dem Spiel der großen Fischleiber zu. Bläulich-schwarz waren die Rücken, weiß die schnappenden Mäuler und rot die fächelnden Flossen. Unter den Döbeln waren einige ganz besonders schwere. Sie erschienen mir länger als mein Arm. Wieder stieg einer von ihnen schräg von unten nach oben, da sauste aus der Baumkrone über mir ein Speer an langer weißer Stange ins Wasser. Ich sah, wie der starke Döbel im Genick getroffen wurde und sich vergeblich zu befreien suchte. Die Speerstange zitterte dabei, und aus dem tiefen schwarzen Wasser leuchtete die helle Unterseite des Fisches auf.

Ich war noch ganz in den Anblick versunken, als sich eine bisher noch nicht bemerkte Schnur von dem Ende der Stange nach der Baumkrone hin zu straffen begann und der Speer emporgezogen wurde. Meine ihm folgenden Blicke entdeckten hoch im grünen Laub, den Rücken an den Stamm gelehnt, die Füße auf zwei Ästen, den Meister. Er zog Fisch und Speer zu sich herauf und lachte mich an. „Na, Walter, hast dich erschreckt? Sollst auch den Fisch dafür haben. Wirst auch ein Fischer werden? Das wäre gut für den Fluß, wenn du einmal Herr hier bist. Jetzt wollen wir auf eine andere Stelle gehen“, sagte er. „Hast du noch Zeit, dann kannst du mir helfen.“ Natürlich hatte ich Zeit. Wir folgten dem Fluß ein Stückchen stromab. Dann kletterte der Meister auf eine alte überhängende Weide. Ich

mußte noch weiter gehen und ihm die Fische gegen den Strom zutreiben. Äste, Steine, was ich fand, warf ich, mich ihm langsam nähern, über die Breite des Flusses.

„Hast mir gut zugetrieben“, rief er schon von weitem. „Ein Hecht und ein Raap liegen da unten im Gras. Der Raap wird acht Pfund und der Hecht sechs Pfund haben. Nun such' dir von den beiden auch noch einen aus, dann gehen wir nach Hause, und das nächste Mal kommst du mir wieder helfen.“

Er schnitt zwei Asthaken zurecht, zog sie den Fischen durch die Kiemen und gab mir die zwei größten, jeden in eine Hand. Ich lief los. Die Schwänze schleppten. Alle hundert Schritte mußte ich Arme und Hände ausruhen.

Ich kam mir vor, als erlebte ich ein Märchen.

Am nächsten Weihnachtsfest lag auf meinem Tisch neben den Geschenken der Eltern ein selbstgeschmiedeter Speer vom Meister, blank poliert und zum Schmucke ziseliert. Daneben stand eine schnurgerade Stange, auf deren Eignung es sehr ankam, mit einer selbstgedrehten dünnen Leine aus Hanf. Er hatte lange im Walde nach der Stange gesucht. Sie durfte beim weiten Wurf den Speer nicht drehen.

Unser Betrieb war ein Ganzes, von einer Stelle geleitet. „Nimm das Gute von deinen Mitmenschen an, bis sie dich vom Gegenteil überzeugt haben“, hatte meine Mutter mich gelehrt. Mit diesem Vorsatz fing ich damals meine Tätigkeit in der Heimat an. Ich habe ihn nie zu bereuen gehabt. Wohl aber erlebte ich Enttäuschungen, wenn ich mich zum Mißtrauen beeinflussen ließ. Kein Mensch kann in ihn gesetztes Vertrauen und ihm übertragene Verantwortung mehr rechtfertigen und danken wie der einfache Arbeiter. Es hat mich oft beschämkt, wie empfänglich er dafür ist, und welche Umsicht, Tüchtigkeit und welches Können in diesen unverbrauchten, sich als dann entfaltenden Kräften lebt. Viele Aufsichtspersonen, Beamte und andere, gelten auf großen Gütern als unentbehrlich. Wenn die Arbeiterschaft nicht aus einer stumpf gewordenen Masse besteht, geht es auch ohne diese. Man muß selber Können haben, Gerechtigkeitssinn, die Gabe, Vertrauen zu hegen, und vor allem Liebe zu den Menschen im Herzen tragen.

Und noch etwas gehört dazu: ein scheinbar wirklichkeitsfremder Grundsatz. Jeder Mensch will leben, aber nicht immer mit Not, Elend und der Unmöglichkeit, vorwärts zu kommen, ringen. Darum lautet der Grundsatz: „Wie kann ich so hohen und guten Lohn wie möglich zahlen?“ Den Arbeiter aber soll man mit Geduld und Wohlwollen zu der Einsicht bringen: Wie kann ich für meinen Lohn so gute und fleißige Arbeit wie nur möglich leisten? So etwas läßt sich heute nicht erkennen und morgen verwirklichen. Alles auf dem Lande braucht Zeit. Den Anfang muß der machen, der besitzt.

Die Frühjahrsbestellung war in vollem Gange. Von allen Höfen fuhren Wagen mit Saatgetreide auf die Felder. Im weichen Acker standen die Drillmaschinen. Es roch nach Erde und Sonne. Ich bog vom Wege ab, ritt über den gut durch den Winter gekommenen Kleeschlag zu der Drillmaschine des Hauptgutes, die dahinter auf einem großen Ackerstück Hafer-, Gerste- und Erbsengemenge Breite um Breite in die Erde brachte. Sie kam jetzt an der Schlaggrenze zum Halten. Neue Saat mußte aufgeschüttet werden. Ein junger Knecht fuhr sie vierspännig vom Sattel, zwei Mädchen gingen hinterher und hielten die Drillen in der Erde frei von Wurzeln oder kleinen Steinen, und der alte Vorarbeiter steuerte.

„Wie ist der Acker, Mengel?“

„Gut, Herr von Sanden, die Erde läuft über der Saat zu. Nur in der schwarzen Senke auf der Mitte war es naß. Aber wenn wir darauf warten wollen, wird es zu spät und das andere zu trocken.“ „Werden Sie nicht müde, Mengel, den ganzen Tag über im weichen Acker zu steuern? Sie sind nicht mehr jung!“ „Fünfundfünfzig bin ich, aber das Laufen macht mir nichts!“ „Und der Liese und der Anna?“ „Die wollen manchmal müde werden, aber dann sieht die Liese den Schatz vorne auf dem Pferd und muß nach, und die Anna will nicht hinten bleiben.“ Wir lachten, und der Knecht sagte: „Wenn sie fahren könnte, möchte ich mit ihr tauschen, aber sie kann doch nicht.“

Ich ritt weiter zu der großen Schafherde des einen Vorwerks. Dort schien es noch winterlich. Aber friedvoll war es in dem großen Stall ohne Zwischenwände bei den vielen hundert Schafen, die den einzelnen Sorten nach nur durch niedere, leichte Leitern voneinander getrennt waren. Die Sonne schien durch das Fenster auf das gelbe Stroh und die wiederkäuend liegenden Mütter. Viele Lämmer waren da. Wenn eines mehrmals kläglich schrie, sah Schäfer Elmer von seinem Korbblechten auf und half ihm, die Mutter zu finden.

Die beiden Betriebe mit Pferdezucht hatten es jetzt schwerer als die anderen. Ihre Gespanne bestanden aus Mutterstuten. Ein Teil von ihnen hatte Fohlen, ein anderer Teil stand dicht davor, und alle waren sie jetzt nicht voll arbeitsfähig. Die Freude aber an jedem guten Fohlen war bei der Pferdepflegerfamilie Schwitkowski so groß, daß sie alle Hindernisse überwinden ließ. Ihr Amt vererbte sich durch Generationen vom Vater auf den Sohn. Jetzt lag die Verantwortung in den Händen des alten Schwitkowski mit der hohen Kinderstimme, aber sein Sohn Karl nahm ihm viel Arbeit ab und kannte wie sein Vater jedes Pferd von den drei Remontejährgängen zu je 50 Stück. Die meisten dieser Remonten wurden als Absatzfohlen gekauft, und nur ein Teil wurde selbst gezüchtet. Der alte Schwitkowski nannte die einzelnen Fohlen nach den Bauern, von denen sie gekauft waren, und setzte nach dem Geschlecht ein „der“ oder „die“ davor! Zum Beispiel: Der Schlengel, der Bublitz, die Hinz, die Kreuzberger und so

weiter. Bis zum Remontemarkt war noch lange Zeit. Ich fragte vorsichtig den Alten, ob er beim Vorführen der einzelnen Pferde vor der musternden Kommission noch mitmachen wollte und könnte. Er nickte und sagte: „Wenn die Offiziere dastehen und alle zugleich suchen, ob sie nicht einen Fehler an dem Pferd herausfinden, dann merke ich gar nicht, daß ich laufe. Wenn ich am Markt dabei sein soll, dann muß ich auch vorführen. Soll die dreijährige Scheckstute mit vorgestellt werden?“ „Ja, Schwitkowski. Wir erhielten einen Brief von der Kommission, daß sie dringend Schecks für ein Trompeterkorps brauchen, wir möchten, wenn irgend möglich, Schecks vorstellen. Meine Mutter hat schweren Herzens ihre Zustimmung gegeben.“ „Ich meine aber, die Stute muß hierbleiben. Sie ist unser bestes Pferd. Die Herren können sich woanders um Schecks bemühen. Sie tun uns auch nichts zu Gefallen. Wenn die Stute später Hengstfohlen hat, können sie diese teuer kaufen. Das ist meine Meinung, Herr von Sanden.“ Schwitkowski hatte recht. Ich nahm mir vor, ihm zu folgen.

Auf der Ziegelei traf ich nur den alten Röhrig. Dort herrschte Winterschlaf. Der Meister war zur Stadt gefahren. Der Alte räumte in den Trockenschuppen auf. „Wann wollen wir mit der Arbeit anfangen?“ fragte ich ihn. „Nicht zu früh, Herr von Sanden“, sagte er, „sonst zerstören uns die starken Nachtfröste zu viel Arbeit. Wenn die neugepreßten Ziegel und besonders die Dachpfannen und Dränageröhren feucht in den Trockenschuppen liegen und eine Nacht mit vier bis fünf Grad Frost kommt, dann ist der größte Teil dahin. Etwas anderes möchte ich noch sagen, Herr von Sanden. Ich bin nicht der Meister, aber ich habe viele Jahrzehnte hier gearbeitet und kenne die Verhältnisse. Mit unseren Arbeitskräften ist es nicht gut eingerichtet. Immer fehlen sie uns, wenn die Arbeit richtig losgehen soll. Eine Ziegelei ist nur ein Sommerbetrieb, aber die Leute wollen wissen, wo sie im Winter bleiben sollen. Wenn das Leben mit Heizung und Kleidern teurer wird und sie Verdienst brauchen, werden sie entlassen. Der Frost verbietet eben die Ziegeleiarbeit. Aber vielleicht läßt sich mit Hilfe von Ihrem ganzen Betrieb eine andere Regelung finden.“ Ich war vom Pferde gestiegen, hatte die Zügel über den Arm genommen, und wir drei gingen im warmen Sonnenschein vor dem großen Ziegelofen auf und ab. „Sie haben recht, Röhrig. Ich weiß von den Schwierigkeiten in jedem Frühjahr. Ich muß zusehen, wie ich den Ziegeleiarbeitern, soweit sie nicht beim Brennen fast den ganzen Winter über beschäftigt sind, Arbeit gebe.“ „Wie wäre es mit dem Wald?“ sagte Röhrig. „Der braucht im Winter die meisten Menschen.“ „Ja, Röhrig, sechs bis acht Rotten, das sind zwölf bis sechzehn Mann, braucht der Förster Hellwig zum Holzeinschlag, und so viele werden ohne die Brenner und die beiden Leute, die die gebrannten Ziegel aus dem Ofen karrten, frei. Ich werde mir die Sache durch den Kopf gehen lassen und mit Hellwig sprechen. Ihnen bin ich sehr dankbar, Röhrig, daß Sie mir Ihre Meinung sagen. Ihr Vorschlag würde auch dem Meister das Leben

erleichtern.“ Bescheiden verschwand er in seinem unscheinbaren Arbeitsanzug in einem Schuppen. Seine Augen aber sahen vieles, und in seinen ehrlichen, klugen Gedanken lebte ein großes Wohlwollen für unseren Betrieb. Der Vorzug, solche Arbeiter zu haben, ließ sich durch nichts ersetzen.

Als ich vor dem Wiesenhof über den letzten Hügel kam, lag mein liebstes Stück Land in aller Vorfrühlingsschönheit vor mir. Der Fluß war frei, der Eisgang vorüber. Das Wasser begann zu fallen. Der graubraune Ton des Winters war untermischt mit erstem Grün. In dem großen Stall der Milchherde waren die Schweizer beim Melken, die Milch strömte in die Eimer, das Wiederkäuen der Kühe und ihr sattes, behagliches Stöhnen löste ein Gefühl der Ruhe und Zufriedenheit aus. Der **Oberschweizer** stand unter seiner Kuh auf, wischte sich die mit Melkfett eingeriebenen Hände an seiner Schürze ab, kam auf mich zu und gab mir vertraulich die Hand. „Wie geht denn alles in der Herde, Schulz?“ „Ganz gut, Herr von Sanden, gesund ist alles, die Kälber leben, und die Milch hält sich. Aber zwei Sachen habe ich auf dem Herzen.“ „Was sind das für Sorgen?“ fragte ich. „Zwei mit gutem Willen finden sicher eine Hilfe.“ „Also, Herr von Sanden, das erste ist, daß wir hier statt vierzig Kühe siebzig haben müßten und weniger Jungvieh. Die Wiesen ernähren eine so große Herde im Sommer und auch im Winter. Der Stall reicht ebenfalls aus, wenn ein paar kleine Änderungen gemacht werden.“ „Unsere Pläne treffen zusammen, Schulz. Nur eins mache ich zur Bedingung. Die dreißig Kühe, die wir mehr halten wollen, müssen aus eigener Zucht, aus unserem Betrieb stammen. Jeder Boden bringt die für ihn am besten passenden Tiere hervor. Vor Inzucht und Einseitigkeit bewahren uns die zugekauften Bullen.“ „Genug eigene Sterken haben wir, Herr von Sanden. In einem Jahr ist die Herde voll. — Nun kommt der zweite Punkt, der wird vielleicht schwieriger sein. Es handelt sich um mich selber.“

Ich nickte ihm ermunternd zu.

„Dann will ich es also sagen“, meinte Schulz schwerfällig. „Mit Lohn, Wohnung und sonst bin ich zufrieden. Aber in meinem Fach muß ich mehr Selbständigkeit haben. Der Hofmeister versteht seine Sache, in die ich ihm nicht hineinrede, und ich verstehe meine, und da soll er mir nicht Anordnungen geben.“ „Ja aber, Schulz, einer auf dem Hof muß an des Herrn Stelle stehen.“ „Das soll er auch, Herr von Sanden. Nur um die inneren Angelegenheiten meiner Herde brauchte er sich nicht zu kümmern. Bei den Arbeiten in der Wirtschaft, die mit der Herde zusammenhängen, wie Rüben fahren, Futter, Stroh und was da sonst noch ist, kann er die Einteilung machen.“ „Dann ist es ja gut, Schulz. In der Behandlung Ihrer Herde sollen Sie selbständig sein, das werde ich Schulzig sagen, und er wird es verstehen. Ich muß nur von Ihnen beiden erwarten, daß Sie das Interesse des ganzen Betriebes im Auge haben, wenn doch mal Punkte kommen, wo jeder in seinem Recht zu sein glaubt.“ „Das

will ich tun", sagte Oberschweizer Schulz. Dann zeigte er mir die Kühe, die jetzt am meisten Milch gaben und dreimal gemolken wurden. Auch die letzten Kälber sahen wir an. Sie waren gut in den Formen und hatten bei genügend Knochenbau doch den feinen Milchtyp. Mit einem Händedruck verabschiedeten wir uns. Ich ging aus dem Stall. „Hofmeister Schulzig kommt mit den Gespannen vom Säen. Sie werden bald am Fluß an der Brücke sein", sagte ein Junge.

Hinter seinen drei vierspännigen Gespannen kam Schulzig mit ernster Miene und schweren Schritten den Feldweg entlang. Die Pferde waren müde von der langen Tagesarbeit im weichen Acker. Mit ähnlich schweren Schritten wie Schulzig strebten sie dem Stall und Abendfutter zu. Die Arbeitssielen und Ketten klirrten.

Am folgenden Tage war ich beim **Förster** Hellwig. Wir besahen die in der Anlage begriffenen Pflanzgärten, waren bei den Kulturen. Der **Oberholzhauer** Endruschat führte die Aufsicht. Sehr viele Menschen waren dort beschäftigt. Hellwig brauchte nie Arbeitskräfte aus der Landwirtschaft. Alle waren aus den Dörfern der Umgegend und arbeiteten Lesereisig und sonstiges Brennholz ab. „Der Wald muß sich selbst erhalten", war seine Ansicht. Wir besprachen auszubessernde Wege und Brücken und zwängten uns durch die Schonungen, die wir nach Beendigung der Kulturen durchläutern wollten, um sie von Weichhölzern und schlechtwüchsigen Birken zu befreien.

Hellwig hatte große Passion für seinen Wald, sah alles Bemerkenswerte und warf so interessante Fragen auf, daß mir die Stunden im Fluge verstrichen. „Hellwig", sagte ich dann, „ich glaube, Sie haben alles gezeigt und auch alles besprochen. Jetzt möchte ich zurück. Dabei werde ich Ihnen meine Fragen und Vorschläge sagen. Der alte Röhrig von der Ziegelei regte mich gestern an, ich sollte einen festen Stamm halten von Leuten, die im Winter im Walde und im Sommer auf der Ziegelei arbeiten. Mir erscheint der Vorschlag gut. Was meinen Sie?" „Der Vorschlag ist gut, aber die Menschen müssen danach sein, gute Arbeiter und keine Zugvögel. Für den Wald ist es mir sehr lieb, wenn ich jeden Winter dieselben Menschen habe. Wir werden diesen ständigen Freiarbeitern manche Annehmlichkeit schaffen können durch Futter für ihre Kühe von den kleinen Waldwiesen und Gestellen und durch Brennholz." „Die Ausführung wird länger dauern als unser Entschluß, Hellwig. Einige Jahre werden vergehen, bis wir achtzehn brauchbare Menschen und diese wieder Wohnungen in der näheren Umgebung gefunden haben. Aber die Hauptsache ist, daß man weiß, was man will. Alles, was zum Arbeitsfrieden und zur Harmonie in unserem Betriebe beiträgt, müssen wir tun, auch wenn es Geld kostet. Ihr Wald mit seinen alten Beständen kann uns bei schwierigen Übergängen helfen." „Da will ich gerne mitarbeiten", sagte Hellwig. „Wenn unser Wald richtig behandelt wird, werden wir immer Ellbogenfreiheit behalten."

Walter von Sanden



F. Boehle

Bauernpaar nach der Arbeit (1896)

Die Wälder rauschen . . .

Als echter Försterjunge hatte ich schon mit acht Jahren zu schießen begonnen, und eine strenge Ausbildung hatte mich in allen Dingen der Jagd früh dahin gebracht, daß mein Vater auf diese meine Fähigkeiten wahrscheinlich stolzer war als auf die guten Schulzeugnisse, die ich in den Ferien nach Hause brachte. Damals konnte ich auf hundertfünfzig Meter einen Haubentaucher mit der Kugel schießen, konnte Wildenten, Sperber und Tauben aus dem Fluge herunterholen, und noch viel später, als ich in Frankreich die Scharfschützen der Division mit dem Zielfernrohr ausbildete, stand neben mir nicht die Gestalt irgendeines Kommandeurs, sondern die meines Vaters, der Lob und Tadel still, aber mit unvergesslicher Wirkung austeilte.

Als ich, dreizehn Jahre alt, aus der Stadt zu den Sommerferien nach Hause kam, hatten wir einen neuen Forstaufseher bekommen, und er empfing uns, meinen Bruder und mich, mit den Worten: „Ich weiß einen Schreiadlerhorst, und einer von euch darf einen Adler schießen.“ Es gab genug Wunder in unsren Wäldern, aber es dauerte eine Weile, bis wir dieses Wunder begriffen. Wir sahen einander an, mein Bruder und ich, und in diesem Blick fühlten wir, daß Böses und Schmerzliches unter diesem Wunder lag: einer von uns mußte verzichten. Keiner würde es freiwillig tun, denn für einen Adler würden wir unsere Seligkeit verkauft haben. Wir sprachen nicht miteinander, aber mit jedem Blick wußten wir, was der andere dachte.

Am zweiten Tag mußten wir losen. Mit Grashalmen, wie sich das im Walde gehörte. Und ich verlor. Ich starnte auf meinen Halm und dann auf den meines Bruders: es war kein Zweifel, daß ich verloren hatte. Es war selbstverständlich, daß ich weinte. Und heute, wenn ich die fünfunddreißig Jahre zurückblicke, ist es mir auch selbstverständlich, daß ich mich gegen mein Schicksal auflehnte. Ich wußte damals nicht, daß jedes Schicksal gut ist. Ich saß auf meinen Lieblingsplätzen in den Wäldern und grübelte. Drei Tage lang. Und am vierten nahm ich einen großen weißen Bogen aus dem Schreibtisch meines Vaters und schrieb: „Ich verspreche und gelobe bei meiner heiligen Ehre...“ So fing es an. Und dann folgte die Liste aller Dinge, Besitztümer, Privilegien und Gerechtsame, die ich auf meinen Bruder übertrug, wenn er mir den Adler überließe.

Es waren vier Bogenseiten. So reich ist ein Kind. Von zwei Zaubertringen, die ineinanderzuschieben und wieder zu lösen waren, bis zu dem unbeschränkten Recht auf die Führung meines gezogenen Teschings, sechs Millimeterkaliber, belgisches Fabrikat, Fleckschuß auf hundert Meter mit der drei Zentimeter langen Winchesterpatrone, fehlte nichts. Ich war ein Bettler nach diesem Vertrag, ein waffenloser Krieger, ein Steinzeitparia. Aber ich würde eine Adlerfeder an der Mütze tragen!

Und mein Bruder verkaufte sein Erstgeburtsrecht. Um mehr als ein Linsengericht, aber er verkaufte es. Ich glaube, daß er es mehr aus Güte tat als aus Lust an meinem Besitz, und ich schämte mich ein wenig. Und dann gingen wir eines Julimorgens los, der Forstaufseher und ich. Um halb vier Uhr, und ich hatte nicht mehr als eine Stunde geschlafen. Es war weiter als eine Meile. Betaute Wälder, über denen die Sonne sich hob und in denen jede Spur und jede Stimme mir vertraut war. Ich trug meines Vaters Doppelflinke und seine Jagdtasche, und mein Herz schlug schon, als ich über die Schwelle unseres Hauses trat. Auch die Eroberung Amerikas kann nicht viel anders gewesen sein. Ein Gang mit dem großen Jäger war nicht leicht. Vieles mußte gewußt werden: jeder Vogelruf, jeder Vogelflug; was es bedeutete, daß die Kiefernzapfen weit geöffnet auf dem Moos lagen und daß der Tau auf den Spinngeweben funkelte; Windrichtung und jede Fährte im Sand; das Alter der Bruchstelle an einem geknickten Zweig und das Alter der Schonung, durch die wir gingen. Es war schwer, aber heute will mir scheinen, als ob ein Mensch in zwei solchen Stunden mehr hätte lernen können als in einem ganzen Jahr der Unterteria.

Der Horst lag an unserem zweiten See, abseits der sumpfigen Ränder, in einer Verborgenheit, die ich noch niemals betreten hatte. Kraniche riefen von den Uferwiesen, Bäume waren übereinandergestürzt, Porstbüsche wucherten, und die Luft war schwer und fremd, die Dschungelluft eines andern Erdteils. Lautlos schleiche ich in der Spur des großen Jägers. Wir hören den Adler schreien und lauschen. Es ist ein anderer Schrei als der des Fischadlers, aber auch er ist klagend, traurig fallend und ergreifend. Der Wald steht wie ein finsternes Gewölbe und fängt den Schrei auf. Seltsam ist alles, wie ein verbotener Weg, ein Einbruch in ein gebanntes Heiligtum.

Aber der Jäger winkt, und der Adlerschrei ist verstummt. Wir stehen unter dem Horst, gedeckt von einem Lindenbusch, unbeweglich, eine halbe Stunde lang. Noch einmal ruft in der Ferne der Adler, und über uns, aus dem riesigen Horst, antwortet die klagende Stimme des Jungen, hoch und ängstlich wie die Stimme eines Rehkitzes. Ein weißer Kopf schiebt sich über den Horstrand, fahl und häßlich wie der Kopf eines Moorgespenstes.

Mahnend hebt der Jäger die Hand. Und dann pflückt er ein junges Lindenblatt, hebt es an die Lippen, und nun ruft es von unten herauf wie ein junger Adler, klagender noch und wie in Not. Meine Augen fliegen durch den rötlich bestrahlten Wald. Mein Herz klopft, und ich sehe Adler überall. „Ruhig“, sagt der Jäger leise. „Ganz... ruhig...!“

Und dann ist er da. Lautlos. Zuerst ein Schatten, der dunkel und groß über die Wipfel jagt. Und dann er selbst. Die riesigen Schwingen, der herabschießende Leib. Etwas Dunkles fällt in den Horst — eine unerkennbare Beute. Sekundenlang das Bild des Vogels auf einem

grauen Eichenast, sich öffnende Schwingen ... der Ast, der hinter ihm erbebt ... der Donner des verstörten Schusses ... Widerhall ... Schweigen ... vorbei ...

Was hilft es, daß der Jäger mich tröstet? Wir gehen zurück. Jeder Schritt ist ein Schritt durch ein Meer von Schande, Schmerz und Verstoßung. Vorbei. Der erste Adler vorbei. Mein Bruder lächelt nicht, aber in der Nacht, in unsrer Oberstube, als er mich leise weinen hört, sagt er ruhig: „Wenn du willst, kannst du noch einmal gehen“. Er hat sein Erstgeburtsrecht verkauft, aber nun verschenkt er es. Ich weiß, daß er besser ist als ich, und ich liebe ihn sehr. Es ist dunkel, und er kann es ja nicht sehen, und so brauche ich mich nicht so sehr zu schämen.

Zwei Wochen später habe ich den Adler geschossen. Aber es hat mich nicht mehr gefreut. Er starb vor mir auf dem Moos, und die kleinen dreieckigen Federn in seinem Nacken bebten leise in seinem Tod. Es war die erste große Erfahrung meines Lebens: daß die Sehnsucht besser ist als der Besitz. Ich habe keine Adler mehr geschossen, und wenn ich heute den großen und traurigen Schrei noch einmal höre, dann stehe ich lange still und lausche, und aus dem dunklen Tal der Erinnerung steht eine zweite Stimme auf, eine tiefe und ernste Stimme, die sich mit der hellen des Vogels verflicht: „Wenn du willst, kannst du noch einmal gehen ...“

Aber ich weiß nun, daß es nicht gut ist, noch einmal zu gehen. Und ich fühle auch, wie vergeblich es ist, dies alles beschreiben zu wollen. „Die Wälder rauschen ...“ Wieviel müßte gesagt werden, damit diese Überschrift Wahrheit würde, und wie wenig kann ich doch dazu sagen. Und es fällt mir ein, daß es vielleicht besser wäre, statt dessen von meinem Kranich zu erzählen. Und daß aus der Erinnerung an ihn das Bild meines Lebens im Forsthaus klarer sich erhebt als aus allen Überschriften und dem, was man zu ihnen sagen kann.

Ein Waldarbeiter hatte ihn gefangen, am Rande der Moore. Er war nicht höher als meine Hand, als ich ihn bekam, und ebenso groß wie ich, als ich ihn wieder verlor. Er lebte in unserem Garten, und auch im Garten Eden konnten Mensch und Tier nicht zärtlicher zueinander gewesen sein als wir beide. Jeden Morgen und Abend brachte ich ihm kleine Fische vom See, und er nahm seine Speise aus meiner Hand. Wir erwachten, wenn die Sonne aufging, und begrüßten einander, wie zwei sich Liebende einander begrüßen. Scheint nicht der Lauf jener Tage und jener Liebe mir wie der Lauf eines goldenen Rades? Wir legten die Hände spielend in seine Speichen, und leuchtend rollte es vom Aufgang zum Niedergang. Ich rief nach meinem Vogel, und mit ausgebreiteten Schwingen kam er zu meinen Knien. Ich ging vom Hof, und er stand am Zaun und klagte seine Einsamkeit. Ich kam wieder, und seine herrlichen blaugrauen Schwingen schienen mich umarmen zu wollen.

Aber um die Mittagsstunde waren wir der großen Einheit der Wälder am nächsten. Ich lag auf dem Rasen und rief nach ihm. Er kam und

blieb zu meinen Füßen stehen. Er spielte mit meinen Schuhen, meinen Knöpfen, meinen Händen. Und dann trat er zwischen meinen linken Arm und meine Brust. Er blickte sich noch einmal um, mit seinen wundervollen Augen, denen nichts entging. Dann ließ er sich in die Knie sinken. Noch einmal hob sich sein schlanker Hals, als liege er auf dem Moor und müsse nach seinen Feinden sehen. Dann legte er sich nieder, so daß sein Leib zwischen meinem Arm und meinem Herzen lag, und verbarg seinen Kopf an meiner Brust. Ein leiser träumender Ton kam unaufhörlich aus seiner Kehle, unsäglich geborgen und glückselig. Meine Hand strich über sein bläuliches Gefieder wie über die Wange eines Kindes. Sein Auge öffnete sich noch zuweilen und blickte mich an, und dann schliefen wir ein, während die Bienen über uns summten und der Pirol vom Walde rief.

Mir aber ist, als wäre ich dem Herzen Gottes niemals näher gewesen als in den Stunden, in denen meine Hand über das Gefieder des Kranichs glitt und er an meinem Herzen lag, als hätte dieselbe Mutter uns geboren.

Als ich im nächsten Sommer wiederkam, war der Kranich nicht mehr da. Man sagte mir, er sei verkauft worden, in den Tiergarten einer großen Stadt, und sicherlich war es geschehen, um Geld für mich zu verdienen. Ich verstand das nicht. Ich verstand nur, daß er fort war und daß Garten, Feld und Wald leer waren ohne ihn.

Ernst Wiechert

Vom Kiesel

Du gehst, ein waffenloser Mann,
zur Nacht durch den verrufenen Tann,
in dem zuweilen ein Mord geschah.
Da steckst du einen Kiesel ein,
um nicht so wehrlos mehr zu sein.

Gehst weiter — und hast nicht mehr Ruh
und fühlst, ein Feind geht auf dich zu.
Gefahr in allen Büschchen steckt.
Dein Kiesel hat den Feind erweckt.

Da wirfst du deinen Kiesel weit
und bist vor Angst und Feind gefeit
und gehst, ein arglos stummer Mann,
nachts furchtlos durch den Mörder-Tann.

Wilhelm Szabo

Der Gärtner und sein Garten

Als ich den **Gärtner** Borngart in seinem grünen Reich zum ersten Mal besuchte, merkte ich bald, was einzig ihn bewegte. Mochte Unruhe den Planeten schütteln: Er dachte an Blätter und Pflanzenfleisch. Das grüne Licht der Gewächse durchleuchtete seine Welt. Seinen Gestalten, den Stauden, Wurzeln und Köpfen, wies er im Geiste und durch seine tägliche Arbeit Verfeinerungskräfte zu, von denen wir uns, ahnungslose Verbraucher und Verzehrer, nichts träumen ließen. Die künftige Wirklichkeit bedeutet den vollen Sieg der Gemüsenahrung. Von ihr verspräche er sich nicht nur eine gesundheitliche, auch eine sittliche und geistige Steigerung der Menschenart; der Herr der Zukunft aber werde mit seinen Eßbedürfnissen mehr im Garten und weniger beim Vieh zu finden sein.

Ich lauschte ihm aufmerksam. Während er sprach, schweifte sein Gärtnergeistesklick über die Gemüsepflanzungen und Eßtische kommender Jahrhunderte. Er gemahnte an einen Urvater des Gemüses, an einen freundlichen, glückschaffenden Erdgeist. Seine braunen, lebhaften Augen blitzten, und mit der freien Hand durchkämmte er seinen weißen Bart, der an die Farbe der Baumwolle erinnerte. Die andere Hand umfaßte herrisch den Eschenstiel seines Gartenrechens — würdig sah er aus. Auf dem Kopf saß ihm der sommerlich breitrandige Strohhut. Borngarts rundlich-ebenmäßiges Wesen, seine gütige Art strahlten Leute und Pflanzen an. Kein Zweifel: seine Gartenpfleglinge gaben ihm durch Wuchs und Ertrag ebensoviel Liebe zurück, wie er ihnen zuteil werden ließ.

Wie man sich nun zu der Frage nach den rechten Grundsätzen des Essens stellen möchte, ob man dem Gemüse oder dem Fleisch den Vorzug gab oder beide Stoffe in der Kost zu verbinden liebte, wie man es von Eltern und Voreltern her gewohnt war: der Gärtner Borngart und seine Lehre machten Eindruck, und ich ging nie von ihm weg, ohne etwas Wesentliches von ihm gehört zu haben.

Man konnte sich kaum einen schöneren Garten vorstellen. Damit hatte Borngart großes Glück. Es war ein alter Schloßgarten, von ihm in Zucht und Pacht genommen. Zins und eine bestimmte Gemüsegabe entrichtete er dem Besitzer des reizvoll verwahrlosten Schloßchens. Der Garten lag in der glücklichen Luft und Sonne Mainfrankens, auf einem Hügel mit dem Gesicht zum Fluß, der mit seinem prangenden Wasserschein den Waldgründen des Spessarts entgegenzieht. Eine hohe Mauer umgab ihn, in dem unteren Mauereck erhob sich ein kleiner, abgeflachter Turm, der als Aufbewahrungsort für die Gartengeräte diente. Borngart nannte ihn seine Waffenkammer. Als ich einmal einen Blick in das fensterlose, runde Gemach tat, sah ich an den Wänden die Gartengeräte hängen, auch Baststränge, lang wie chinesische Zöpfe, sowie eine grüne zerschlissene Fahne, ein Krumschwert und einen Schild, friedliche Werkzeuge und kriegerische Geräte nebeneinander. Nach diesen Museumsstücken befragt, antwortete der Gärtner: „Geschenke meiner türkischen Freunde! Sie

müssen wissen, ich war Obergärtner beim türkischen Sultan in seinem Traubenblättergarten zu Konstantinopel. Damals habe ich in einem türkischen Feldzug mitgefochten. Das Schwert ist aber stumpf, der Schild fleckig und die Fahne mürb geworden. Heute führe ich andere Truppen an: Spinat, Rapunzel, Schwarzwurzel und Tomate und wie sie alle heißen, lange Verpflegungskolonnen — wenn Sie so wollen.“ Und er streckte die Hand aus, wie um seine grünen, friedlichen Heere in den Beeten, die langen Scharen und Züge zu Grüßen.

Friedrich Schnack

Der Gärtner und der Maler am Tomatenbeet

Borngart hatte die Tomatenstöcke in Reihen gepflanzt. Am gleichen Ort standen auch im vergangenen Jahr Paradiesäpfel. Die alte, von ihren Kräften durchwirkte Erde ist der Pflanze zuträglich. Es war ein säuberlicher Hang: die Haupttriebe der kräftigen Stauden waren an einem gewellten Eisenstab emporgezogen und mit einem einzigen Seitentrieb an dem längslaufenden Spanndraht spalierartig befestigt. Aus allen drei wärmenden Himmelsrichtungen empfingen die Stöcke den Sonnenschein.

An den unteren Stockwerken der Pflanzen waren bereits die ersten Früchte herangereift und prangten leuchtend rot. Darüber hingen die Büschel der noch grünen, unreifen Tomaten, oben entfaltete sich die zierliche gelbe, nickende Blüte, deren Gestalt der Kartoffelblüte ähnelte. Ich hatte kaum meinen kleinen Klappstuhl vor dem Tomatenbeet aufgestellt, um mit dem Zeichnen zu beginnen, als auch schon Borngart erschien. Er müsse die Stauden entspitzen, sagte er. Sie sollten nicht zuchtlos steigen, sondern ihre Kräfte und Säfte in die grünen Kugeln der hängenden Fruchtstände, in die reifen, rot schimmernden Äpfel ergießen.

„Ich schleppe noch immer die Gartenbauschule mit mir“, meinte er, sich selber bekrittelnd, „deswegen kann ich es auch nicht unterlassen, vorzutragen und zu predigen. Ich rede gern, und Sie haben geduldige Ohren. Ihre Kunst des Zuhörens schätze ich nicht weniger als die des Zeichnens.“

„Reden Sie nur, erzählen Sie mir etwas, plaudern Sie von der Tomate!“ sagte ich zu ihm. „Sie sind mitteilsam, aber nicht geschwätzig. Von Ihnen erfährt man stets Neues, Wertvolles. Die Geschichte der Tomate hat gewiß einen exotischen Zug, den merkt man schon der Pflanze an. Wie ist es damit?“

„Wie die Kartoffel“, begann er, „ist auch die Tomate, der Paradiesapfel oder Liebesapfel, Poma amoris, ein Geschenk der Neuen Welt an die Alte. Beide entstammen dem merkwürdigen Geschlecht der Nachtschattengewächse, an denen der amerikanische Erdteil besonders reich ist. Diese Pflanzen sind von mächtigen Kräften, leidenschaftlichen Trieben, scharfen Stoffen, betäubenden oder auch giftigen Säften erfüllt. Sie sind Naturpersönlichkeiten von ausgeprägtem

Wesen und oft seltsamem Ausdruck. Zu ihnen gehören — außer Kartoffel und Tómate, die einander so nahe stehen, daß man die Tomate der Kartoffel aufpropfen kann — die köstliche Aubergine, der scharfe Pfeffer, der würzige Kapernstrauch, die gefährliche Tollkirche, der tödliche Stechapfel, das böse Bilsenkraut, auch der betäubende Tabak.“ Ich zerrieb ein Blatt; der gelb färbende Saft hatte ein eigentümliches Aroma, einen aztekischen Geruch. Eine wilde Essenz scheint dem Pflanzenblut beigemischt zu sein, nicht unangenehm, eher anziehend. Dieses bizarre Wesen glaubte ich auch in der Blattgestalt mit den tiefen Zacken, der gerauhten Haut und den Stengelhaaren zu erkennen. Die Tomate ist die Frucht von Peru. Sie wurde, wußte Borngart zu berichten, von den Spaniern und den Portugiesen aus ihrer amerikanischen Heimat über das Meer gebracht. Schöner, malerischer Eindruck, sich vorzustellen, daß der gebräunte heimgekehrte Soldat die rote Frucht in seiner Hand wohlgefällig wog und sie dann als den Liebesapfel der Neuen Welt in die Hand seiner Geliebten legte, während der Seefahrer und Landeroberer den Duft und die Farbigkeit des fernen Erdteils um sich verbreitete.

Ich zeichnete den Haupttrieb, wie er unruhvoll aufwuchs, und betrachtete die Früchte, in deren Spiegelglanz fremdartiger Schimmer erblinkte. In Deutschland und einigen anderen nordischen Ländern ist sie erst vor wenigen Jahrzehnten heimisch geworden. Ich erinnere mich noch gut daran, daß ich die Tomate, als ich sie kennenlernte, nach dem ersten Biß angewidert zurückwies. Wir können sie heute nicht mehr entbehren. Borngart hat recht, in ihrer schönen, reinen Frucht ist der Sommer verleiblicht, ist der Sonnengeist Fleisch und Blut geworden und auf unserem Tisch gegenwärtig. „Sie erhält gesund und — jung“, betonte er. „Da muß ich immer an einen Lastträger in Konstantinopel denken, an einen langen, dünnen Hamal, der häufig am Traubenblättergarten des Sultans vorübertrottete. Er schlepppte seine schweren Lasten durch die steilen Straßen und Gassen von Stambul und Pera, und die Sonne schickte ihre glühenden Strahlen auf ihn herab. Zur Mittagszeit kauerte er sich in den Schatten einer Mauer, manchmal dem Palasttor gegenüber, um sich von seinen Schleppereien auszuruhen und sein bescheidenes Mittagsmahl zu verzehren. Sein Haar war weiß, sein Gesicht auffallend jung, seine Kraft erstaunlich. Unermüdlich konnte er von morgens bis abends schwere Säcke aus den Laderäumen der Schiffe am Kai tragen. Als ich ihn einmal fragte, woher er seine Riesenkraft und Gesundheit habe, sagte er: ‚Von den Früchten Allahs!‘, langte rechts und links in die Rocktaschen und hielt mir in der einen Hand Oliven hin und in der anderen — Tomaten. Seit frühester Kindheit war er an sie gewöhnt.“

Man sah den Büschchen das kraftvolle Leben an. Sie waren gut genährt, üppig im Laub, hochgewachsen und stattlich. Rundum prangten sie von reifenden und noch grünen Bällen, und an den Zweigenden schmückten sie sich mit neuen Blüten. Sie würden lange fruchtbar sein. Feuchte und Wärme hatten sie aufschwellen lassen und ihre Blätter strotzend gemacht. „Demnach muß sie reich an Kräften und

ein wahrer Wunderapfel sein", folgerte ich und setzte mit Liebe und Bewunderung die feine, fünffach gezipfelte Blüte an, aus deren Mitte der gelbe Kegel der Bestäubungsanlage aufragt. Zeichnend und dem Gärtner zuhörend, kam ich mir nun schon wie ein Gartenbauschüler vor, nur daß ich statt des Spatens den Bleistift führte:

„Die Tomate bereitet in ihrem Saft die Vitamine A, B und C, aber auch organische Mineralstoffe und Metalle. Ihr Kupfer hilft der Blutbildung, ihr Radiumgehalt ist dem mancher Mineralwässer an Wirkung ähnlich. Ihre Fruchtsäuren zeichnen sich durch edle Eigenschaften aus. Sie verscheucht Mangelkrankheiten. Für die Kinder ist sie ein Segen: sie bekommen sie roh zu essen, die Säuglinge den ausgepreßten Saft, der bei ihnen trefflich anschlägt. Und die Älteren mit ihren Leber-, Nieren-, Blasen-, Magen- und Kreislaufstörungen haben an ihr eine heilsame Krankenkost. Die besten Kräfte des Weltalls, Erde und Sonne, haben sich in ihrem Apfel vermählt. Darum ist sie ein wahrhafter Liebesapfel der Schöpfung und eine Meisterfrucht der Gärtnerkunst.“

Er sagte nicht zuviel, und ich tat nicht zu wenig, indem ich mich bemühte, die schönen Bälle zu runden und ihnen ein pralles Ansehen zu geben. Mich entzückte der wunderschöne Stielansatz der Frucht und die feine Biegung des sanft geneigten Blattes. Auch gefiel mir der junge Seitentrieb am Ursprung des Blattstieles. Wie ein winziges Pflänzchen sproßte er heran. Als ich ihn aber mitzeichnen wollte, knipste Borngart ihn ab; er sei unerwünscht, da sich die Kraft des Haupttriebes nicht verzetteln dürfe; jeder gute Gärtner würde sein Vorhandensein tadeln.

Friedrich Schnack

Der Garten

Frühmorgens trete ich vor jedes Beet
und kneie hin, das Unkraut auszujäten.
Indes der Klang der Glocken fernher weht,
danke ich allen, die je Gutes säten.

Dann bin ich vor die Bäume hingetreten,
und ich verharre dort wie im Gebet,
um dich, den Baum des Lebens, anzubeten,
und sprach dem Bauern nach: Die Erde steht!

Zurückgekehrt von all den irren Fahrten,
ich kehrte in des Gartens Stille ein,
dort will ich, Deutschland, deines Gartens warten,
wo jeder Halm mich mahnt: Gedenke mein!

Ich will zu guter Letzt ein Gärtner sein...
Tritt ein mit mir in Deutschlands heiligen Garten.

Johannes R. Becher

Welche Rolle die praktische Arbeit in der Schulfarm Insel Scharfenberg 1921—33 gespielt hat

„Nach dem Gesetz, nach dem du angetreten . . .“

Ehe überhaupt eine Schule auf der Insel eröffnet werden konnte, mußten Schüler und Lehrer, die, von der Unterrichts- und Erziehungsart in den Stadtschulen nicht befriedigt, dort siedeln und auf ihre Weise lernen, lehren und leben wollten, die äußersten Möglichkeiten dazu sich selbst schaffen oder umgestalten.

In den ersten Monaten nach der Gründung hatte sich alle Arbeit von selbst geregt, unmittelbar aus den drängenden Bedürfnissen heraus. Wenn wir erwarteten, daß uns die Hausmutter am anderen Tage wieder etwas zu essen kochen sollte, mußte am Nachmittag Holz gesammelt, wenn wir die Eltern am Sonntag in einem sauberen Haus empfangen wollten, mußten die Treppen gescheuert und ein Sonntagsfährdienst eingesetzt werden —, die natürlichen Willensübungen, deren heilsame Wirkung viele Großstadtjungen an sich erfahren haben. Wenn wir Ziegenmilch trinken mochten, mußte der Stall, die Raufe, der kleine Heuboden erst gezimmert, Laub zum Streuen in Säcken gesammelt werden. Falls wir uns einen Extra-Eßraum leisten wollten, mußten wir zuvor alte wacklige Tafeltische standfest machen, die Wände in dem bis dahin von Ratten bewohnten Raum ausmalen, die Bänke anfertigen. Und woher die Bretter nehmen? In dem viel zu dicht verwachsenen Park wurden Bäume gefällt, von zehn Mann unter Führung des Zeichenlehrers nach Spandau geflößt und die in der Schneidemühle eingetauschten Bretter auf einem erbettelten Prahm heimwärts gestakt. „Die Nacht überfiel uns“, schreibt einer der von Schweiß und Nebel durchnässten Teilnehmer, „auf dem Holzstoß glusterte gespenstisch eine Laterne; der Lichtkegel riß die Gestalten der langen Stangen auf dem Seegrund Einsetzenden bei ihrem jedesmaligen Vorbeipendeln aus dem Dunkel.“ Zum Essen zunächst zu übermüdet, streckten sie sich auf die Eßsaalbänke. „Arbeit, schwerste Arbeit! Aber sie war für unsere Farm und — hat Spaß gemacht.“

Doch man konnte nicht auf die Dauer jeden Augenblick zur Verfügung stehen, mitten aus der Schularbeit sich herausreißen. Das Moment der praktischen Zeiteinteilung mußte schließlich in Betracht gezogen werden. Es sollten nicht immer dieselben vor die Front, auch die in dieser Hinsicht weniger Aktiven sich rühren. Küchen-, Fähr- und Waschdienst gingen schon länger wochenweise reihum; ein Beschluß, daß, wer diese öfter vergißt oder dauernd vernachlässigt, auf bestimmte Zeit von der Gemeinschaft von ihnen dispensiert werden kann, legte ein für allemal fest, daß diese täglichen Dienste eine Ehre sind. Die andern Arbeiten ließ man sich fortan aufsammeln, um sie am Mittwochnachmittag an alle zu verteilen. Es gibt der Arbeit, auch den von vornherein weniger Begeister-ten, einen gewissen Schwung — in den besten Stunden fast so etwas wie ein rhythmisches Gefühl — zu wissen, daß in dieser Zeit

niemand auf der ganzen Insel müßig ist. Als nach einem Jahr in einer Abendversammlung die Frage aufgeworfen wurde, wodurch und worin man das, was man so oft „Gemeinschaft“ nenne, am stärksten verwirklicht empfinde, antworteten die meisten: „In der Gemeinschaftsarbeite“. Ein schulmeisterlicher Antrag eines Lehrers, die Gemeinschaftsarbeite zu beschränken, wurde ein Jahr später glatt abgelehnt; einer von den Schülern schleuderte den Satz in die Debatte: „Nicht Gefühl oder Geist, Arbeit bringt Gemeinschaft.“ Gewiß haben sich noch ab und zu egoistische Gegenstöße gemeldet, aber der Einfluß der echten Farmer aus den Gründungszeiten ist für die ganze weitere Entwicklung bestimmd geblieben. Das hat im dritten Jahre des Bestehens ein ausländischer Gast schon nach flüchtigem Besuch herausgeföhlt, wenn er in seiner wohltaud freimütigen Kritik kopfschüttelnd äußerte, man ginge hier mit der gleichen Feierlichkeit zum Heuen wie zum Homer-Unterricht. „Ob sie heuen“, liest man in dem Aufsatze einer klugen Wiener Besucherin, „oder Kartoffeln ernten, Garben binden, Felder vermessen, die Insel kartographisch genau aufnehmen, Erde fahren, ihr Zimmer mit Wandzeichnungen schmücken, Unkraut jäten, ob sie Szenen aus dem Störtebeker dramatisieren oder im Orchester üben, alles gilt als wertvoll, als wichtig, ist in gewissem Sinne Produktion!“

Die Feierlichkeit ist geringer geworden, die Gleichwertigkeit zwischen Hand- und Kopfarbeit aber hat sich stabilisiert wie ein „rocher de bronze“. Und das hat ja auch seine tiefere Begründung. Die Arbeit ist hier keine methodische Spielerei gewesen. Als der Schule nach einer Probezeit im kleinen das gesamte Areal der Insel (93 Morgen) nebst Stallungen zugesprochen wurde, ihr Farmcharakter also sich entsprechend stärker auswirken mußte, entsprang die Arbeit zum zweitenmal organisch dem sachlichen Bedürfnis. Personal anzunehmen war kein Geld vorhanden. Wenn wir als Schule weiter bestehen wollten, mußten wir wieder selbst Hand anlegen. So trat neben die Gemeinschaftsarbeite am Mittwochnachmittag der landwirtschaftliche Hilfsdienst, zu dem jeder noch für einen Nachmittag seine Kräfte dem Landwirt zur Verfügung stellte. Damit konnte das Gröbste geschafft werden, den jahrelang vernachlässigten Acker und die verqueckten Wiesen für eine bessere Kultur vorzubereiten. Als die Schüler diese festliegenden Nachmittagslisten als zu starr zu empfinden begannen, begegnete sich dieses Gefühl mit den allmählich variabler werdenden Wünschen des verbesserten landwirtschaftlichen Betriebes. Dieser sollte von jetzt an jeden Mittag so viel Hilfskräfte anfordern, wie er brauchte, bald mehr, bald weniger, bald gar keine; die Art der zu leistenden Arbeit wurde bezeichnet, dann meldeten sich die, die gerade Lust dazu hatten oder an diesem Tage Zeit erübrigen konnten. War nicht dieser neu beschlossene Bereitschaftsdienst außerdem dazu angetan, jene rechnende Gesinnung hintanzuhalten, nach der man nur dann etwas tut, wenn's der andere auch tut? Aber die Arbeit war in der Tat in Scharfenberg damals etwas sehr Lebendiges; sie suchte sich immer neue Formen. Bei den mittäglichen

Ankündigungen tauchten die nicht spezifisch ländlichen und gärtnerischen Wünsche häufiger auf; da war ein Stall zu weißen, ein Wagenschild zu malen, Harken und Hürden waren zu reparieren; wer bei Schlosserarbeiten am Kahn oder an der Häckselmaschine zu helfen sich zutraute, ward angefragt. Taten die, die sich öfter zu der gleichen Tätigkeit gemeldet hatten, vielleicht gut, sich zu einer Fachgruppe zusammenzuschließen? Könnte man nicht den ganzen Bereitschaftsdienst in Gruppendiffert von Malern, Tischlern, Schlossern, Gärtnern und Landwirten auflösen? Im Winter 1925 vertiefte man sich mit der gleichen Gründlichkeit, mit der man 1923 über Haeckels Welträtsel gestritten hatte, in dies neue Arbeitsproblem. Dabei gab es Freiheitsapostel, die aller Verfachlichung entgegnetraten, auch Genießer, die bald dieses, bald jenes zu ihrem Ergötzen sich auszusuchen Spielraum behalten wollten. Es gab Idealisten der Arbeit, die in dieser Wendung den krassen Nützlichkeitsstandpunkt witterten, daß man den Bereitschaftsdienst dazu erniedrigen wolle, sich persönlich in einem Handwerk auszubilden; es gab sogar Asketen der Arbeit, die den Satz aufstellten, nur das sei echter Bereitschaftsdienst, in dem man das tue, was einem am wenigsten Spaß mache; Dienst an der Gemeinschaft bedeute Opfer! Demgegenüber standen die Realisten, die aus der Wechselarbeit nur blutigen Dilettantismus herausspringen sahen, und die Systematiker, die in den Fachgruppen die genaue Parallel zu den wissenschaftlichen Neigungskursen begrüßten, und die gesunden Optimisten, die meinten, ob nicht der der Gemeinschaft am schönsten diene, der zum besten aller brauchbare und stilgerechte Qualitätsarbeit liefere. Die letzte Dreihheit siegte. Das Anwachsen der Schülerzahl ermöglichte es, daß die Handwerksgruppen aus den Dienerinnen der Landwirtschaft sich zu Innungen in eigenen Werkstätten entwickelten. Die Asketen aber, gehorsam gegen den Majoritätsbeschuß, doch auch ihrem Bereitschaftsideal getreu, gründeten die Sondergruppe „Allzeit-bereit“.

Dieser ganze Arbeitskomplex, vom Waschdienst angefangen bis hin zum Werkstattenerzeugnis, war zunächst wirtschaftlich wertvoll; wir sparten dadurch Hausmädchen, Knechte, die Unkosten für weit herkommende Handwerker, von der entscheidenden Beihilfe der landwirtschaftlichen Eigenproduktion ganz zu schweigen. Sehr viele unserer Schüler hätten bei den geringen finanziellen Mitteln ihrer Eltern hier nicht aufwachsen können, wenn wir nicht alle uns dieser „Arbeit“ widmeten; oder sie hätten um Freistellen bitten müssen. Es sollte und brauchte sich hier niemand irgendwie abhängig oder als Almosenempfänger zu fühlen; was sie nicht bezahlen können, schaffen sie sich und anderen durch ihrer Hände Arbeit. Hier geht das Wirtschaftliche ins Ethische über. Die Jünger in einer solchen Schule müssen den Stolz, aber auch die Kraft aufbringen, ihre eigene neue Kultur zu schaffen, so geschlossen, so stark, so unabhängig und doch objektiv, wie das in seinen besten Zeiten das alte Gymnasium auf seine Weise versucht hat, nur wieder ganz, ganz anders fundiert und gerichtet als dieses! Und dazu dürfen sie niemals den Zusammenhang

mit dem Mutterboden der Arbeit verlieren. Die bisher letzte Etappe in der Entwicklung der Farmarbeit ist die Arbeitswoche. Die laufenden kleinen und größeren Arbeiten werden, soweit es möglich ist, regelmäßig am Mittwochnachmittag in der Gemeinschaftsarbeit erledigt. Häuft sich aber in den einzelnen Gruppen zuviel Arbeit auf, wie es bei der Landwirtschaft, die ja besonders an Zeit und Wetter gebunden ist, am leichtesten geschehen kann, so wird nach vorheriger Besprechung des Gruppenführers mit den Lehrern eine Arbeitswoche eingelegt, das heißt, der Unterricht tritt zugunsten der körperlichen Arbeit zurück. Solch eine Arbeitswoche kehrt in vier- bis sechswöchentlichem Turnus wieder. Zuerst unterscheidet sich der Tag in einer solchen Woche von den andern nicht im mindesten. Wir stehen um 6 Uhr auf, machen uns Dauerlauf, gehen in den Unterricht. Nach dem Frühstück jedoch verteilen wir uns nicht wieder zum zweiten Stundenpaar auf die einzelnen Räume, sondern versammeln uns auf dem Wirtschaftshofe. Das Ausschußmitglied hat nach Fühlungnahme mit den Innungen und unter Berücksichtigung der Einzelwünsche, die bei ihm abgegeben sind, in aller Morgenfrühe die Arbeit für den heutigen Tag angesetzt. Nachdem es seine Liste von einer Außentreppe herab dem versammelten Volke bekanntgegeben hat, sagen die Gruppenführer jetzt in ihrem kleineren Kreise dem einzelnen, ob er zunächst Tomaten pflücken oder Kohlbeete jäten, ob er eine Stalltür reparieren, die Sprungständer vollenden oder Axtstiele anfertigen, ob er Häcksel schneiden oder bei der Dreschmaschine helfen, ob er im neuen Physiksaal eine Decke weißen, die Fenster lackieren oder den Kahnrost karbolinieren soll. Geht man eine halbe Stunde später über die Insel, so sieht man, wie hier die Schlosser die Fährklappe mit Eisenbändern versehen, ihr Gruppenführer an der Drehbank Stäbe für einen physikalischen Apparat abschleift, die Landwirte Rüben einmieten, wie die Landwirte mit den Schlossern gemeinsam sich um den Motor der Beregnungsanlage mühen, wie dort der neu gesäte Rasen festgewalzt, die Hecke verputzt und etwas weiter an einem roh geziimmerten Holzrahmen eine Schilfmatte geflochten wird. Man hört das Hallo von „Allzeit-bereit“, die mit Pferd und Wagen die Müllkästen abfahren; vom Hofe her kreischt in regelmäßigen Zwischenräumen die Kreissäge. Und so wird, die anderthalbstündige Mittagspause abgerechnet, bis zum Baden kurz vor dem Abendessen weitergearbeitet.

Daß die Arbeit trotz der zunehmenden Organisation nicht zum System, zum Schema erstarrte, zeigen zwei Schülerbeiträge mehr privater Art. Der eine der jungen Farmer schrieb 1928:

Als ich nach Scharfenberg kam, machte ich am Nachmittag einen Rundgang um die Insel. Dabei landete ich abends im Stall. Hier bat mich ein älterer Kamerad, die Milch mit in die Küche zu nehmen. Es war nicht ganz leicht, den 35 Liter fassenden Kübel zu tragen. In der Küche setzten wir die Zentrifuge zusammen und gossen die Milch hinein. Der eine drehte, der andere goß die Magermilch in bereitstehende Eimer. Da mir das alles Spaß machte, bringe ich seitdem

jeden Morgen und jeden Abend die Milch in die Küche. Wir nennen uns den Milchdienst.

Der Sahnetopf war voll. Wir mußten heute nachmittag buttern. Wir taten die Sahne ins Faß und drehten. Allmählich ging es schwerer. Noch einige Male langsamer herum und die Butter war fest. Wir nahmen sie heraus und ließen die Buttermilch in einen Eimer ab, der zur Erfrischung der Landwirtschaftsgruppe aufs Feld gebracht wurde. Später haben wir die Butter auch waschen, kneten und salzen gelernt. Das dritte, das sich der Milchdienst noch zur Aufgabe gesetzt hat, ist die Milchuntersuchung. Alle vierzehn Tage ist Probemelken. Dann stehen wir beide, während alle anderen noch schlafen, im Stall, um dort die Milch jeder einzelnen Kuh zu wiegen und einen gewissen Prozentsatz zur Untersuchung abzunehmen. Dasselbe wiederholen wir, wenn die Kühe an diesem Tage von der Weide kommen. Die Milchproben nehmen wir mit in die „Landwirtschaftskammer“, um sie dort zu untersuchen. Für jede Kuh haben wir Butyrometer, eigens für die Milchuntersuchung geformte Reagenzgläser mit eingearbeiteter Skala. In diese tun wir in vorgeschriebener Mischung Milch und Säure. Mit einem Gummi versehen, werden sie dann wiederholt in ein Wasserbad von bestimmter Temperatur gelegt und nachher geschüttelt. Zum Schluß läßt man sie bis 15 Minuten im Wasser, um dann auf der Skala die Fettprozente abzulesen. Die Ergebnisse der Fettuntersuchung und die Milchmenge jeder einzelnen Kuh sind wichtig, denn sie geben uns einen Maßstab für die Leistungsfähigkeit jedes Tieres und Fingerzeige für eine rationellere Fütterung.

So hat sich der Milchdienst vom Milchtragen zu einem richtigen Amte entwickelt, das aber nicht von der Schulgemeinschaft besetzt ist, sondern aus eigenem Antrieb übernommen und verwaltet wird.

Ein anderer Kamerad sah eines Tages im Bibliothekszimmer einen Kasten auf dem Bücherschrank stehen. Er fand darin ein Stück gelben Wachstuches und ersah aus der Gebrauchsanweisung, daß dies Ding Schapierograph hieß und zum Vervielfältigen von Schriftstücken gebraucht werden konnte. Er sah ihn dann zuerst in Tätigkeit, als einige unternehmungslustige Mitschüler zum Erntetag, dem selbstverständlich größten Festtag der Schulfarm, eine Festschrift herausgeben wollten. Sie wurde auch an Besucher von auswärts verkauft, und einer von ihnen, dem die schlechte Schrift nicht gefiel, vermittelte den Kauf einer Handdruckmaschine mit richtigen Typen. Damit druckte man die Zeitungen, die unter dem Titel „Die Ernte“ erschienen, so eifrig, daß zu Weihnachten schon die fünfte Nummer herausgehen sollte. Ganz unvermittelt fragten den Berichterstatter einige Drucker in diesen Tagen, ob er sich ihnen anschließen wolle. Zwei Setzer hätten infolge einer Krise die Arbeit niedergelegt. „Ich nahm eine schon abgedruckte Seite, die man mir hinschob, sofort auseinander und sortierte die Lettern; dann half ich bei der Arbeit am Titelblatt, das diesmal zur Weihnachtsfeier nach einem Linolschnitt sogar bunt sein sollte. Weil wir 180 Exemplare herausgeben wollten, mußte die Walze für jede der vier Farben 180mal über den

Druckstock gerollt werden. Manchmal haben wir bis in die Nacht an der Maschine gestanden, waren aber auch dafür zwei Tage vor den Ferien fertig."

*

Obige Abschnitte sind dem „Werdenden Zeitalter“ entnommen, der Zeitschrift des Weltbundes für Erneuerung der Erziehung. Der heutige Leser wird sich nicht darüber wundern, daß die Berliner Schulverwaltung vom 1. 9. 1949 an alljährlich 2 neunte Schuljahrklassen auf die Insel verlegt. Die Werkstätten, der Wirtschaftsbetrieb, die Innungstradition, die Arbeitserfahrungen bieten da besonders glückliche Voraussetzungen für die Aufgaben der Berufsfindung aus dem natürlichen unmittelbaren Erleben und Probieren heraus.

Wilhelm Blume

Vom Haus des Unrechts und von der Treppe der Bildung

Es war an einem schönen Sommerabend des Jahres 1803 auf dem Hof des dreitürmigen Schlosses Burgdorf. Die hier aufwachsenden Zöglinge aus allen Kantonen der Schweiz und darüber hinaus waren schon in den Schlafzälen verschwunden. Ihr Geplauder ebbte mehr und mehr ab; nur noch vereinzelter Lachen klang aus den offenen Fenstern zu den Lehrern hinunter, die unter einem Lindenbaum auf der Mauer sitzend den Feierabend genossen. Ein seltsames Kollegium war da versammelt: ein verkrachter Landwirt und berühmter Volksromanschreiber wider Willen — namens Pestalozzi —, ein Dorfmeister aus der Nähe, der vorher sich als Tagelöhner hatte durchschlagen müssen, ein Tübinger Theologiestudent und ein musikalischer Buchbindermeister. Eben noch hatte der Vater der Anstalt gar drollig gescherzt und sich als ein Wundertier mit vier Köpfen und acht Händen vorgestellt, da wurde er im Anschauen des verglimmenden Alpenglühens plötzlich ernst und murmelte vom Haus des Unrechts und von der Treppe der Bildung.

Was meint Ihr, so reagierte er auf die fragenden Augen des Tübinger, daß einer im Keller unseres Schlosses von diesem Abend sähe? So gut wie nichts, höchstens einen blassen Schimmer durch die Luke im Gewölbe. Und die Bewohner im ersten Stock, das keine Fenster nach dieser Seite hat? — Sie sähen wenigstens den Reflex im Hof und ahnten die Herrlichkeit. Nur oben in den Sälen mit den großen Bogenfenstern könnte sich der Inhaber gemächlich in eine Nische setzen und den Anblick genießen. Nun denkt Euch, Freunde, es gäbe keine Treppe in diesem Haus, so daß die Herren in den Sälen die einzigen Nutznießer wären, und die Bürger in den Stuben könnten nicht hinauf, obwohl ihnen der Widerschein im Hof das Blut unruhig mache, und das arme Volk gar im dunklen Keller hätte von Gottes Sonne nichts. So, Freunde, ist das Haus des Unrechts um die Klassen der Gesellschaft gebaut! Darum kann ich nicht ruhen, bis in dieses Haus des Unrechts die Treppe der Menschenbildung gebaut ist.

Nach Wilhelm Schäfer

Die Söhne Haruns

Harun sprach zu seinen Kindern Assur, Assad, Scheherban:
„Söhne, werdet ihr vollenden, was ich kühnen Muts begann?
Seit ich Bagdads Thron bestiegen, bin von Frieden ich umgeben!
Wie befestigt ihr die Herrschaft? Wie verteidigt ihr mein Leben?“

Assur ruft, der feurig-schlanke: „Schleunig werb' ich dir ein Heer,
zimm're Masten, webe Segel, ich bevölk're dir das Meer!
Rosse schul' ich. Säbel schmied' ich. Ich erbaue dir Kastelle.
Dir gehören Stadt und Wüste, dir gehorchen Strand und Welle!“

Assad mit der schlauen Miene sinnt und äußert sich bedächtig:
„Sicher schaff' ich deinen Schlummer, Sorgen machen übernächtig;
daß du dich des Lebens freust, bleibe, Vater, meine Sachel!
Über jeden deiner Schritte halten hundert Augen Wache!“

Wirte, Kuppler und Barbiere, jedem setz' ich einen Sold,
daß sie alle mir berichten, wer dich liebt, und wer dir grollt.“
Harun lächelt. Zu dem Jüngsten, seinem Liebling, sagt er:
„Ruhst du?
Wie beschämst du deine Brüder? Zarter Scheherban, was
tust du?“

„Vater“, redet jetzt der Jüngste, keusch errötend, „es ist gut,
daß ein Tropfen rinne nieder warm ins Volk aus
deinem Blut!
Über ungezählte Lose bist allmächtig du auf Erden,
das ist Raub an deinen Brüdern, — und du wirst gerichtet werden!“

Dein erhaben' Los zu sühnen, das sich türmt den Blitzen zu,
laß mich in des Lebens dunkle Tiefe niedertauchen du!
Such' mich nicht! Ich ging verloren! Sende weder Kleid
noch Spende!
Wie der Ärmste will ich leben von der
Arbeit meiner Hände!

Mit dem Hammer, mit der Kelle laß mich, Herr,
ein Maurer sein!
Selber maur' ich mich in deines Glückes Grund und Boden ein.
Hörest du die Straße rauschen unter deinem Marmorschloß?
Morgen bin ich dieser Menge namenloser Tischgenoß. —

Blickst du nieder auf die vielen Unbekannten, die dir dienen,
einer segnet dich vom Morgen bis zum Abend unter ihnen!“

Conrad Ferdinand Meyer

ZWEITER TEIL

Preislied auf ein neues Haus

Wie bist du doch des Menschen guter Freund,
so stark, so dauerhaft in deiner Treue,
als Werk schon hast du Meister treu geeint
und nach dem Bilde, das ein Mensch gemeint,
so wurdest du das Neue.

Ja, neu und alt in deiner Wiederkehr,
du Freund, geformt aus zuverläss'gen Stoffen,
gebrannt, gewachsen, fest und erdenschwer,
so stehst du, Sinngebilde — jetzt noch leer —
doch neuem Leben offen.

Wohl eng begrenzt das Leben und wohl weit,
vom Fundament bis hin zum Firste strebend,
ja, zwischen Erd und Himmel liegt es breit,
Geburt und Tod und Zeit und Ewigkeit
in deinen Mauern webend.

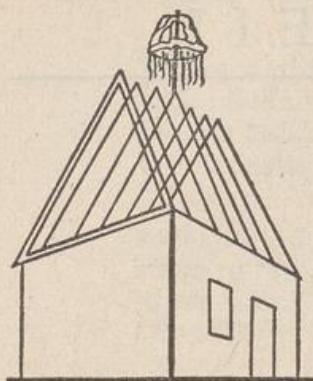
Und Zeugen sind die Mauern, brav und stumm,
und sie erquicken durch ihr treues Schweigen,
und sie behüten vor der Welt ringsum
das Lachen, Weinen, und sie machen drum
uns eine Welt zu eigen.

Hier Eigenwelt und dort die fremde Welt;
wer je der Obdachlosen Graun empfunden,
Verlorenheit auf grenzenlosem Feld,
wird preisen, was sein Herze hält
an einen Ort gebunden.

Ein guter Ort des Friedens bist du, Haus;
im Schutze deiner Mauern wächst das Leben
und blüht in Werk und Spiel und Schlaf und Schmaus,
du bist ein wahrer Freund des Menschen, Haus,
Preis sei dir hier gegeben!

Joseph Faensen (1948)

Ein Richtfest 1948



Das diesem Teil vorangestellte Gedicht wurde zum erstenmal beim Richtfest des Unterrichts- und Siedlerhauses der Berufsschule in Berlin-Borsigwalde gesprochen, und zwar von einem Zimmermannslehrling oben von der provisorisch geschalten Hausdecke herab zwischen zwei Sparren — die buntbebänderte Richtkrone über sich; die Verse hatte einer seiner Lehrer gemacht.

Mit diesem Haus hat's eine ganz besondere Bewandtnis. Es ist nämlich von den Lehrlingen selbst erbaut worden. Gleich 1945 hatten sie sich mit Erlaubnis der Behörde aus den umliegenden Trümmern einen großen Teil des notwendigen Materials dazu gesichert. Der damalige Leiter der Schule hatte in jener schaurig-schönen Übergangszeit der Selbsthilfe in Borsigwalde und den angrenzenden Groß-Berliner Ortsteilen die berufsschulpflichtigen Lehrlinge um sich gesammelt, ganz gleich, welchem Gewerbe sie angehörten.

Die vielseitige Verwendbarkeit dieser „Fachkräfte“ erwies sich beim Wiederinstandsetzen der Schule äußerst förderlich. Man hielt fest zusammen und vermißte beinahe die Notarbeit, als das Gebäude einigermaßen repariert war und nun die Normaluhr des Schullebens wieder im Gleichtakt zu laufen begann. Da warf der Schulleiter den Gedanken hin, auf dem geräumigen Grundstück ein neues Haus zu bauen, ein Gemeinschaftshaus in der schlichten, zeitgemäßen Form eines Siedlerhauses. Die Abteilung der sogenannten „ungelernten“ Schüler, die damals den schönen, wenn auch nicht ganz zutreffenden Namen „Siedler“ führten, hatte inzwischen das Gelände ringsum in einen nahrhaften Garten verwandelt und nahm die Anregung begreiflicherweise mit besonderem Stolz auf. In allen Gruppen ging man ans Plänemachen; man suchte nach dem geeigneten Platz, maß aus, zeichnete, entwarf, hielt Rat, stritt sich, verbesserte, versuchte sich auch im Unterricht fachgerecht an Grund- und Aufrissen. Die am besten durchdachte Aufteilung des Innenraumes brachte die hauswirtschaftliche Abteilung zustande, so daß bei der Grundsteinlegung eine Schülerin dem jugendlichen Führer der Maurergruppe, der in strahlend weißer Hose hemdsärmelig vor ihr stand, den gerollten Plan zu Ausführung überreichte; und ein frischer Sänger- und Sängerinnenchor variierte ihre guten Wünsche in anmutig-frommer Weise.

Kein Geringerer als Goethe hat „die Gründung“ als „des Maurers Sache, als die Hauptangelegenheit des ganzen Unternehmens“ bekräftigt; wie zu seiner Zeit, erwiesen auch hier viele Gäste dem Maurer die Ehre, innerhalb des engen ausgeschachteten Raumes

„Zeugen ihres feierlichen Geschäftes“ zu sein. „Gleich werden wir diesen wohlzugehauenen Stein in der rechten Ecke niederlegen, und bald werden diese eben noch mit würdigen Personen gezierten Erdwände nicht zugänglich sein, denn wir schicken uns an, sie auszufüllen.“ Gewiß, der Grundstein würde auch durch seine eigene Schwere ruhen. Doch wie Menschen, die einander geneigt sind, noch besser zusammenhalten, wenn das Gesetz sie verkittet, so werden auch die Steine besser durch bindende Kräfte vereinigt... Und man reichte dem anwesenden Bezirksbürgermeister die Kelle, mit der er den Kalk unter den Stein warf; zu den drei Hammerschlägen darauf hörte man den sinnigen Zunftdreiklang:

**Lehrling — jedermann,
Geselle — wer was kann,
Meister — der was ersann!**

Beim Einlassen einer Urkunde mit französischen und deutschen Namensunterschriften gedachte man nach altem Brauch der Vergänglichkeit der menschlichen Dinge; könnte doch der festversiegelte Deckel erst wieder aufgehoben werden, wenn das alles zerstört wäre, was jetzt noch nicht einmal aufgeführt ist! —

Und 1½ Jahre später (mancherlei unumgängliche Schwierigkeiten in der Zementbeschaffung hatten das Tempo verlangsamt) rückte der Hauptredner beim Richtefest zwei Leitgedanken in den Vordergrund. Auf den Lehrbauhöfen müssen die von den Lehrlingen ausgeführten Teilarbeiten von ihnen selbst wieder beseitigt, die Mauern z. B. umgestoßen, die Steine vom Mörtel befreit werden; hier dagegen hatte niemand das immerhin etwas niederdrückende Gefühl gehabt, unproduktive Arbeit geleistet zu haben. Und zweitens: in dem Zusammenwirken der verschiedenen Gewerke wird in jedem von vornherein — schon als Lehrling und Schüler — das Empfinden lebendig, daß beim Bau eines Hauses alle Tätigkeiten zusammengehören, indem die Handwerker sich ablösen, das eine das andere bedingt, hält und stützt!

Einer, der es gleichfalls wissen muß, ein früherer Malerlehrling, jetzt einer unserer angesehensten Kunstschriftsteller (vergleiche in unserem Lesebuch: Wie Johann ein Stubenmaler wurde) hat das in ähnlichem Zusammenhang „die organische Folgerichtigkeit der Bauarbeit“ genannt und in ihrem Erleben die beste Vorbereitung auf das Zurechtfinden, Sicheinordnen und Mithandeln im Ganzen des Staatswesens gesehen!

„Tausend fleiß'ge Hände regen, helfen sich in munterm Bund,
in feurigem Bewegen werden alle Kräfte kund.“

Bei dem Borsigwalder Richtfest war es dann auch einer der stärksten Eindrücke, als ein Sprechchor mit den Worten einsetzte:

„Am Bau zwar übten wir nicht unsere Kräfte,
noch nicht — wir werden sie noch zeigen!“

und dann die **Tischler** vortraten und sich auf ihre Aufgaben in dem begränzt vor ihnen stehenden Rohbau freuten, denn Türen, Fensterrahmen, Treppen und schließlich Möbel müssen ja sie bauen; und nach ihnen schnell die **Elektriker** ohne Pause sich einschalteten:

„Und sind auch Fenster in dem Haus,
es kommt die Nacht, dann mangelt Licht,
so werd' ich meine Kabel, Drähte legen“,

und schließlich die helleren Stimmen der **Schneiderinnen** für des Hauses Glanz und Schimmer mit Geschmack zu sorgen versprachen. Daß die **Dachdecker** und **Maler** von anderen Schulen geborgt werden müssen, ist kaum ein Mangel; auf diese Weise lernen sich die verschiedenen Schulen kennen. Die sicherlich recht kritischen Zuschaueraugen werden die fremden Kräfte anspornen; vielleicht — und das wäre der schönste Erfolg — steckt der Anblick eines solchen Eigenhauses an und weckt Nacheiferung.

Daß die schon beim Planen hervorgetretene **hauswirtschaftliche** Gruppe es sich nicht nehmen ließ, den ungefähr 50 aktiv beteiligten Maurern und Zimmerern aus den Erzeugnissen des **Siedlergartens** einen Richtschmaus herzurichten und in ansprechenden Formen zu servieren, ist wohl eine Selbstverständlichkeit. In dem den festlichen Tag beschließenden geselligen Beisammensein der ganzen Schule mit den Eltern und sonstigen Gästen konnte man in den Tanzpausen viel davon sprechen hören, wie das eingerichtete Haus einst ausgenutzt werden solle:

Die hauswirtschaftliche Abteilung denkt daran, in monatlichem Wechsel darin zu putzen, zu schmücken, pflegerisch zu gestalten und zu kochen; Fachkurse wollen sich zum Diskutieren um den runden Tisch zusammensetzen; abends sollen die Räume zu kleineren Versammlungen, zum Schachspielen, zum Lesen oder Musizieren, zu mündlichem Austausch offen stehen, und das Leben darin kann für eine wirkliche Schülerselbstverwaltung ungesuchte Betätigungs möglichkeiten bieten.

„So laßt uns doch bauen,
auf daß wir erstehen aus dem Grauen
und Friede einst sei!“

Wilhelm Blume

Die drei von der Baubelegschaft

Sie kamen mit einem Fuhrwerk. Einige von den Männern gingen nebenher und achteten darauf, daß nichts herunterfiel. Da waren Stangen und Bretter, Speiskübel und Schiebkarren, eiserne und hölzerne Böcke, lange und kurze Leitern. Eine große Speispfanne hoben sie sogleich herunter. Es waren eine Menge Leute, siebzehn oder achtzehn Mann. Manche von ihnen sahen sich beim ersten Ansehen ähnlich. Man verwechselte sie miteinander.

Drei von den Männern, die sich beim ersten Ansehen so glichen, unterschieden sich stark von den übrigen. Sie hatten etwas Besonderes an sich. Schon ihr Schritt fiel in dem Gehaste und Gedränge auf. Der war ruhig und bedacht. Kam ihnen jemand entgegen, dann wichen sie geschickt aus. Der Wendung sah man nicht an, daß sie erst im Augenblick für notwendig befunden wurde. Es schien eher ein Spiel ihrer Körper, die die Richtung ihres Schreitens beliebig verändern konnten. Und sie machten nicht weniger Gänge als die andern, obwohl jene eilten und sie langsam, aber weit ausschritten. Sah man diesen drei Leuten schärfer auf die Finger, dann erkannte man den Geist, der in ihnen und ihrer Arbeit wohnte. Wenn sie einen schweren Gegenstand vor sich hatten, gingen sie hart an ihn heran, wuchteten ihn auf ihre Schultern und schritten sogleich wieder weiter, ohne daß eine größere Pause in ihrem Kommen und Gehen eintrat. Das Aufladen der Last geschah noch mit der Wendung. Es war eine Lust, sie zu sehen, und man konnte sich denken, daß nicht nur Übung und Erfahrung dazu gehörte, die Leistung so zu steigern, daß die Kräfte nur sparsam verbraucht wurden; auch der Geist diente ihrer Sache, und sie waren stolz auf ihren Besitz.

Diese drei Männer, die sich beim ersten Ansehen so sehr glichen, waren in Wirklichkeit grundverschieden. Erich, der größte von ihnen, wurde von seinen Kameraden der starke Erich genannt. Seine Kräfte überstiegen bei weitem die Vermutung, die das Ansehen seines Körpers zuließ. Er zeigte sie aber nur, wenn eine Notwendigkeit dazu vorlag. Dabei lachte er gerne. Fast mit jedem schien er auf irgendeine Weise verbunden zu sein. Obwohl er nicht die geringste Freundschaft mit irgendeinem seiner Kameraden besonders pflegte, hatten sie ihn alle gern. Sein Lachen schien eine kleine Brücke zu sein, auf der er die andern einlud, zu ihm herüberzukommen. Sie kamen aber nicht, und deshalb trug er dieses Lachen immer weiter. Er war ein feiner Kerl, wie die andern sagten. Er drängte sich nicht auf, man konnte aber auf ihn bauen. Erich war ein Maurer.

Der älteste von den dreien war der **Handlanger** Fritz. Er war zugleich auch der kleinste von ihnen. Für sich gesehen, war er nicht klein und auch kräftig genug, nur in der Betrachtung mit den zwei andern zusammen mußte man ihn als klein bezeichnen. Sein Schritt war nicht ganz so groß wie der der beiden andern, das lag an dem Unterschied seiner Arbeit. Er mußte mehr Lasten tragen als die andern zwei, und das bestimmte seinen Gang. Im Gegensatz zu Erich hatte er einen höhnischen Zug in seinem Gesicht. Er schien alle Handlungen seiner Kameraden für unsinnig zu halten, ersparte sich aber das Wort dazu und zeigte, wie es gemacht wurde. Daraus durfte man aber nicht schließen, daß Fritz überheblich gewesen wäre. Er war hilfsbereit und freundlich, soweit das in den Gang seiner Arbeit hineinpaßte. Darin ließ er sich von keinem hineinreden. Verlangte man von ihm einen Vogel Speis, dann brachte er ihn, wenn er nichts anderes vorhatte. Paßte das aber nicht in den Gang seiner Arbeit,

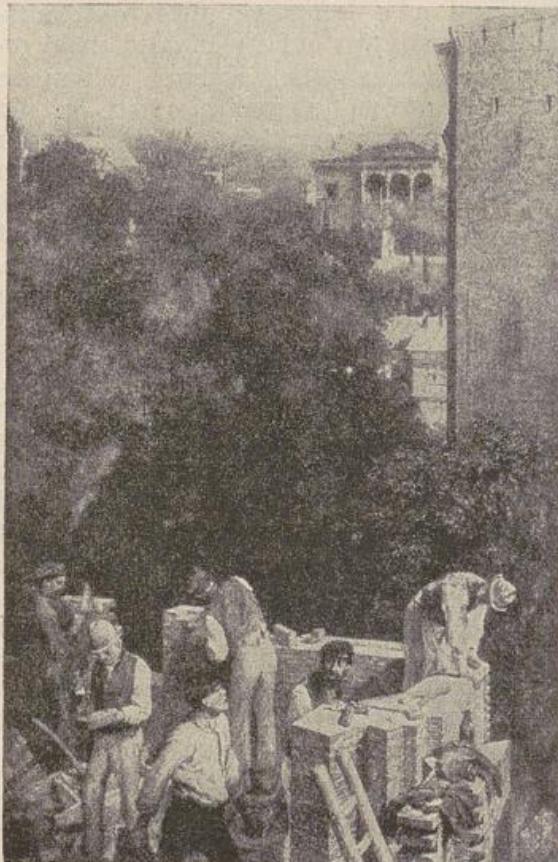
so wie er es sich vorgestellt hatte, dann konnte man genau so gut schweigen. Besser wie mancher Polier übersah er alle Geschehnisse, die mit seiner Arbeit zusammenhingen. Guck mal in den Keller, sagte er zu dem Handlanger, der ihm an der Speismaschine half. Da ist der und der Maurer hineingegangen. Er wird den Beton machen. Wir müssen mischen. Wahrscheinlich hat er jetzt seine „Lehren“ eingerichtet. Wenn der andere dann nachsah, fand er es sicher so, wie Fritz gesagt hatte.

Er konnte auch Steine setzen und putzen. Man erzählte sich, daß ihm Unternehmer schon öfter eine Stelle als Maurer angeboten hätten, weil ihnen diese Leute rar waren. Er hatte es ausgeschlagen mit dem Bemerkern, er wolle lieber ein guter Handlanger sein als ein schlechter Maurer. Jetzt veranlaßte er die anderen, ihm an der Speismaschine zu helfen. Sie gaben ihr eine andere Stellung, so daß der Speis aus der Trommel noch näher an die Grube heranfiel und der Weg dadurch um einige Schritte verkürzt wurde. Der Mann rechnete mit den kleinsten Entfernungen. Sie wurden im Laufe des Tages durch die vielen Gänge, die ein Handlanger zu machen hatte, immer größer. Und wenn die Maschine Wochen und noch länger auf einem solchen Platz stand, wurden Kilometer daraus.

A. v. Menzel

Auf dem Bau (1875)

Der dritte von den dreien war vielleicht der seltsamste. Peter war noch nicht lange bei diesem Unternehmer beschäftigt. Der Polier wies ihm einen Platz an. Peter ging hin, zog einen Nagel aus der Tasche, nahm den Hammer und schlug den Nagel in den Gerüstbaum hinter sich. An dem Nagel hängte er seine Wasserwaage und das Lot auf. Dann drehte er sich um und begann zu mauern. Es war immer etwas Besonderes, wenn ein Neuer auf einer Baustelle anfing. Alle Leute vom Bau unterzogen ihn sogleich einer eingehenden Betrachtung. Schon nach seinem Auftreten wollte man schließen, wer er war. Dieser Mann machte aber keine Bewegung, die seinen



Beobachtern irgend etwas gesagt hätte. Er schien müde zu sein, noch ehe er begann. Seine Arme baumelten ihm von den Schultern. Der Hammer fiel fast von selbst gegen den Nagel. Und als er die Kelle aufnahm, ließ er sie nicht, wie es so viele tüchtige Maurer gerne taten, vorher in der Hand um den Stiel wirbeln. (Man konnte an dieser Handlung das lockere Handgelenk erkennen.) Nein, der Mann erschien sogar sehr müde. Doch wie er mit der Kelle in den Speiskübel hineinführte und zur gleichen Zeit mit der Linken seinen Stein aufgenommen hatte und hinüberstieß an die Mauer: Stoß, Aufziehen des Speises und Eindrücken des Steines waren eins — es war ein einziger gleitender Fluß ständig aneinandergereihter Bewegungen, mit dem er in einem endlosen Kreis Stein auf Stein setzte. Da wußte man, daß dieser Mann nicht zum Schlafen hergekommen war. Er war ein Meister in seinem Fach.

Philipp Faust

Wilhelm und Richard im Wettkampf auf dem Bau

Ein ganzes Jahr verging, ehe Polier Steinhauer seine Drohung verwirklichte, die beiden Lehrjungen nebeneinander zu stellen. Es war eigentlich schon keine Drohung mehr. Die Jungen schauten wohl einmal einer nach dem anderen, doch was sie sahen, ließ sich schlecht herausschneiden und neben das eigene stellen, so daß sie immer noch im Ungewissen waren, wer von ihnen der Bessere sei. Eines Tages nun rief Vater Steinhauer die Jungen unauffällig auf die Seite. In einem halbfertigen Bau zeigte er ihnen die Stellen, wo noch zwei Kamine vom Erdgeschoß bis zum Dach hinausgeführt werden mußten. Sie waren beide gleich, und die Jungen konnten sich sehen durch einen Gang, der die Wohnungen voneinander trennte.

Wilhelm sah durch die Balkenlage hinauf in den Dachstuhl. Die Kaminbreite war ausgewechselt durch kurze Zwischenstücke, in welche sich die Balken und Sparren hineinschoben. Er stieg hinauf, lotete herunter, und dachte an eine Schnur, die er an den Wechseln für seine vier Ecken befestigen konnte.

Richard war offenbar nicht mehr im Bau. Als Wilhelm die Schnur geholt hatte, saß der andere schon zwischen den Balken und schlug Latten an für die gleiche Vorrichtung. Die Latten hatte Wilhelm vergessen. Er riß sich gewaltig zusammen, ging hinaus und suchte sie, auch einen Kübel, den er später gebrauchen wollte, und bestellte die Handlanger mit Steinen und Speis. Auch daran hatte der andere schon gedacht. Beim Hineingehen sah er einen Kübel und Steine daneben. Richard setzte schon seine Steine, an die er die von oben herunterhängenden Schnüre befestigen wollte. Wilhelm mußte diese Vorarbeiten noch verrichten. Er war schon hochrot und zwang sich gewaltsam, die Ruhe dabei zu wahren. Es gelang ihm, indem er nach dem andern nicht mehr hinsah. Steinhauer kam nochmals herein und ermahnte ihn, die Ofenlöcher nicht zu vergessen. Mit einem Blick überzeugte er sich, daß Wilhelm weit zurück war. Zu Richard ging er gar nicht erst hinüber. Sein Gesicht

war ernst und nachdenklich, als er Wilhelm wieder verließ. Diesem erschien es, als läge es noch zwischen den Steinen, als er schon längst draußen war. Immer wieder griff er hinein und hoffte ein besseres darunter hervorzuziehen. Mit der Zeit wurde es freundlicher. Er sah auf nach Richard, sie waren beide auf gleicher Höhe.

„Steine kommen!“ schrie er aus dem Fenster, sprang zurück und schwang die Kelle. Drüben hörte er einen Hammer. Richard war unsicher geworden durch die Schnelligkeit, mit der Wilhelm ihm nachkam. Vielleicht zum erstenmal ging er aus sich heraus, wurde noch schneller und machte einen Fehler. Die hinteren Ecken mußte er klopfen. Wilhelm überholte ihn und baute zuerst an seinem Gerüst. Die Handlanger waren auf der Seite des andern. Hilfsbereit brachten sie ihm aber Böcke und Bretter, so daß beide zugleich oben waren. Wilhelm nahm sich wieder in die Zügel, dachte immer an das Ofenloch und vergaß es in der Schicht, in die es gehörte. Zwei Steine mußte er wieder herunternehmen, er war aber schon zu weit vor, als daß es ihm etwas ausmachte. Zum Mittag stieg er durch die Balken. Die Handlanger erkannten seine Tüchtigkeit und waren auch ihm behilflich, seine Bretter hinauszuschaffen. Zum Abend stieg er auf den nächsten Stock. Richard baute auf der Balkenlage darunter sein Gerüst. Am andern Morgen konnte den oberen keiner mehr halten. Wie ein Alter wirbelte er seine Steine und schlug die Kelle darüber. Unten am Bau ging sein Bruder vorbei. „Na, Wilhelm, jetzt willst du es aber wissen“, rief er hinauf. Der Jüngere sah sich kaum um. „Quatsch nicht, Heinrich“, rief er entschieden leiser. „Hab keine Zeit, wenn ich dir noch ans Fell will.“

Der Ältere hatte es doch gehört und ging lachend von dannen.

Zum Abend des zweiten Tages sah man den Kamin zwischen den Sparren hervorlugen. Wilhelm baute sein Gerüst auf dem Dach. Unten auf dem Platz stand sein Vater und spähte herauf. Zwei Rüstungen tiefer schaffte Richard, jetzt wieder sauber und sicher. Von oben herunter sah man seinen Kopf zwischen den Balken auftauchen. Wilhelm warf seine Bretter auf die Stangen und stieß krachend den Kübel hinauf.

„Wo hast du denn deinen Spannmann“, schrie sein Vater so laut, daß sich die Köpfe wandten und nach Wilhelm hinaufschauten. Er stampfte mit den Füßen über die Bretter, als wolle er erproben, ob das Gerüst auch fest genug sei, lachte mit den Leuten und trieb seine Scherze.

Philipp Faust

Die richtige Kelle

Am nächsten Lohntag nach der Gesellenprüfung kaufte Wilhelm Steinhauer sich eine Kelle. Schon den ganzen Tag trug er sich mit dem Vorsatz. In der Stadt suchte er nach dem richtigen Geschäft. Viele ähnliche hatte er schon besichtigt, aber sie erschienen ihm alle

nicht gut genug. Endlich fand er eines, in dem Hämmer, Kellen, Wasserwaagen, Beile und Sägen in den Schaufenstern lagen. Hier muß die Auswahl groß sein, dachte er und ging hinein. Ein junger Verkäufer kam ihm entgegen: „Sie wünschen?“ sagte er freundlich. „Eine Kelle“, meinte Wilhelm. „Eine Maurerkelle. Es ist aber eine ganz bestimmte, und ich weiß nicht, ob Sie die haben.“

„Wir haben alles“, belehrte ihn der Verkäufer. „Wie soll sie denn aussehen?“

„Sie soll gar nicht aussehen“, sagte Wilhelm verlegen. „Es muß nur die rechte sein.“

Der Verkäufer beugte sich unter den Ladentisch. Wilhelm überlegte, welche Kelle er sich kaufen solle. Diejenige seines jetzigen Spannmannes war fast doppelt so groß wie die seine. Im Laufe der Tage hatte er beobachtet, wie dieser zum Versetzen von drei Steinen nur zweimal in den Kübel stach, während er dreimal hineinstechen mußte. Die Ersparnis dieser Bewegung sollte ihn dazu bringen, verschiedene Steinköpfe mehr zu setzen, als es ihm bisher gelang. Seine jetzige Kelle war fast noch so gut wie neu, aber er wollte sie nicht mehr gebrauchen. Außerdem hing sie nach rechts über die Hand. Bei ihrem Einkauf hatte er so weit noch nicht gedacht. Der schöne neue Stahl hatte ihn geblendet, und der glatte rote Griff schien seinesgleichen lange suchen zu müssen. Wie er den ersten Stein mit ihr setzte, spürte er schon ihren Mangel. Mit der Zeit hatte er sich daran gewöhnt, doch den Stahlton, den er von ihr verlangte, brachte sie nie hervor. Seines Vaters Vorarbeiter Rudolf hatte eine Kelle mit einem wunderbar tiefen Klang. „Bam“, sagte sie jedesmal, wenn er einen Stein mit ihr gesetzt hatte, während die Kellen der anderen nur „bim“ sagten. Noch nie hatte er diesen Ton so gut gehört wie jetzt in der Ferne. Sie war die Königin aller Kellen. Eine ähnliche wollte er auch haben. Der Verkäufer schaute über den Ladentisch: Welche Kelle er sich wünsche, eine viereckige oder eine dreieckige?

Eine dreieckige natürlich, das seien die Maurerkellen, sie müsse aber groß sein.

„Vielleicht nehmen Sie eine Schaufel?“, wurde der Verkäufer witzig. Wilhelm sah ihm in die Augen. Wenn sie einer Kelle gleiche, wäre es ihm auch recht, sagte er ernst. Zum andernmal erschien der Verkäufer schneller über dem Tisch und legte eine Anzahl Kellen vor ihn hin. Wilhelm nahm sie alle einmal in die Hand, wog die eine und drehte die andere. Zögernd legte er die letzte wieder auf den Tisch:

„Haben Sie keine andern?“

„Sind sie nicht groß genug? Oder was fehlt ihnen?“

„Groß genug sind sie, aber sie müssen auch in der Hand hängen. Und dann kommt es auf den Stahl an. Man hört es am Klang, ob er gut ist.“

Der Verkäufer stand schwankend hinter seiner Theke. „Mm“, meinte er, „da müßte ich sie ja alle einmal hervorholen?“

„Ist nicht nötig“, stotterte Wilhelm. „Ich könnte ja einmal woanders zusehen.“

„Wo Sie doch einmal hier sind“ — der Verkäufer brachte jetzt alle seine Kellen hervor. Wilhelm wurde erdrückt von dem Stapel. Immer noch einmal griff er hinein, zog eine heraus und legte sie kopfschüttelnd wieder hin. Im Laden wartete ein neuer Kunde. „Sie bedienen sich schon“, sagte der Verkäufer und wandte sich an den Kunden. Wilhelm konnte wirklich nichts finden. Immer wieder sah er nach dem Bedienenden und dann zu den Kellen. Einmal sah dieser herüber. „Es ist nichts dabei“, sagte Wilhelm schnell.

„Es tut mir leid“, meinte der Verkäufer mit einem verständnisheischenden Blick nach dem Kunden. „Vielleicht versuchen Sie es doch einmal woanders.“

„Entschuldigen Sie“, stotterte Wilhelm und stolperte aus dem Laden. Geschäftsleute waren doch eigene Menschen, und er wollte sich nicht wieder mit ihnen einlassen. Wie er aber weiterging, stand er unversehens vor einem Geschäft, dessen Auslage, zwar kleiner, ihn anheimelte, er wußte nicht warum. Die feine Ordnung der großen Schaufenster schien man hier nicht zu kennen. Wild und fast sinnlos lag alles durcheinander. Eine Axt guckte durch eine Säge. Maurerhämmer lagen in den Griffen der Kellen, man brauchte sie nur aufzunehmen und konnte mit ihnen auf das Gerüst steigen. Wilhelm beabsichtigte nicht mehr eine Kelle zu kaufen. Vielmehr ging er in den Laden, dem Menschen dort drinnen zu sagen, wie schlecht man hierorts mit Kellen bestellt sei. Hinter der Theke saß ein Alter mit einer Brille. Über sie hinweg sah er den eintretenden jungen Mann und fragte nach seinem Begehr.

Eine Kelle könne er haben, auch eine gute, und wenn es sein müsse, sogar die richtige.

Wilhelm war jetzt ganz sicher. Ob er es so bestimmt wisse, meinte er ein wenig von oben herunter.

Der Alte hob den Kopf und betrachtete den jungen Mann jetzt durch seine Brille. Er hoffe es wenigstens, sagte er schon bedächtiger. Welche wünsche er sich zu beschaffen, eine schnelle oder eine langsame?

„Eine schnelle natürlich“, sagte Wilhelm und wurde ganz groß. Welche Stimme er bevorzuge, eine dunkle oder eine helle.

„Schnell und dunkel“, meinte Wilhelm schon bedeutend kleiner.

Schnell und dunkel, erörterte der Alte, das wäre freilich schwer. Bei den großen werde der Stahl gezogen, und sie klängen immer heller. Belasse man ihn einmal dicker, dann wäre die Kelle zu schwer und könne nicht als schnelle angesprochen werden. Feiner Stahl und volle Größe seien eine große Seltenheit. Er müsse einmal nachsehen. Vorgestern habe ihm die Schmiede eine Sendung geschickt. Bisher sei er noch nicht dazu gekommen, sie auszupacken. Bei den übrigen wäre die gewünschte nicht zu finden. Wenn er Platz nehmen wolle, er ginge hinten zum Lager.

Wilhelm fühlte eine seltsame Erwartung. Während der Alte draußen war, betrachtete er sich die Werkzeuge. Eine schöne, schlanke Wasserwaage stach ihm ins Auge. Wenn der Kellenkauf mißlang, wollte er in der nächsten Woche vorbeikommen und diese mitnehmen, dann hatte der Mann etwas für seine Freundlichkeit. Mit diesen Gedanken stand er vor einem Glaskasten, in dem Lote ausgestellt waren. Eines aus Messing blitzte und blinkte. Der wiederkehrende Alte, er hatte eine einzige Kelle in der Hand, sah den Blick Wilhelms.

„Ja“, meinte er, die Unentschlossenheit auf seinem Gesicht erkennend, „ein solches Lot kauft man nur einmal. Wenn Sie es mitnehmen wollen? Ich werde kaum etwas daran verdienen.“

„Was soll es denn kosten?“ fragte Wilhelm mehr aus Neugierde.

„Für drei Mark gehört es Ihnen.“

„Das ist billig“, sagte Wilhelm. „Aber ich habe ein anderes, ein altes von meinem Vater. Das läge mir dann im Weg, und das geht nicht.“

„Mm“, meinte der Alte. „Ich habe mir etwas Ähnliches schon gedacht. Ich war auch mal ein Maurer. Hier ist die Kelle. Soll ich sie einpacken — oder hören Sie erst noch auf ihren Klang?“ Mit dem letzten Wort stieß er sie auf den Boden. Wilhelm hörte einen reinen tiefen Ton. Fast glich er dem einer Glocke.

„Die nehm‘ ich“, rief er und streckte die Hand über die Theke. Freundlich gab ihm der Alte die Kelle. Wie einen Strahl wirbelte Wilhelm sie um die Hand. Sein Gesicht wurde hell.

„Ja, das ist sie“, lachte auch der Alte. Wilhelm schnickte im Raum einmal hierhin und dahin, als stehe er schon an der Mauer.

„Soll ich sie einpacken?“, erinnerte ihn der Alte an sein Dasein.

„Ja, doch“, sagte Wilhelm, legte die Kelle auf die Theke, zog seine Börse und beglich die Schuld. Beim Einpacken sah er dem Alten auf die Hände. Erst, als er aus dem Laden war, fühlte er sich ganz sicher. Er drückte die Kelle unter den Arm und ging nach Hause. Philipp Faust

Vom Stein und vom Stolz

Eine Siedlung gebrauchte schon ihre Jahre. Die letzten Bauten glichen den ersten wohl noch äußerlich. Innen war doch schon manche Bequemlichkeit hinzugekommen, an die man früher noch nicht dachte.

Selbst die Kirche fehlte nicht in dieser Zeit. Von unten bis oben wurde sie in Bruchsteinen ausgeführt. Jeder Stein beanspruchte den Blick für sein Besonderes. Aus der rohen Gestalt mußte ein kantiges Gefüge herauskommen. Hier ein Schlag oder da. Es war wichtig, wie man seinen Hammer ansetzte. Der Hieb mußte sitzen. Die Sicherheit zu ihm entsprang nur aus den Jahren. Selbst so ein Stück Findling, der wie eine Kugel aus dem Bruch kam, machte dem Maurer dann keine Sorgen mehr. Einmal gespalten, ergaben sich zwei Flächen. Nun zu dem Lager. Ein paar scharfe Hiebe mit dem Hammer schlugen die Brocken heraus. Die Seiten waren ein Spiel.

Das obere Lager war nicht mehr so wichtig. Sieh, sieh, jetzt hatte der Stein schon ein Gesicht. Auf der hinteren Seite paßten sie alle in die Mauer. Bruchsteine zeigten noch der Maurer höchste Kunst. In jedem Stein schlummerten viele Gedanken, und wenn sie auch blitzschnell erwogen und gefaßt wurden; manche waren auch noch verfehlt.

Zwanzig Maurer schafften an dieser Kirche. Es ist ein Bau. Und doch ließe sich mit den Fingern an den Fugen entlang streichen und die zwanzig Männer finden, von denen jeder einen anderen Geist hatte, der in seinen Hammer hineinführte und das Gesicht des Steines zeichnete, das ihm vorgeschwobt. Zwanzig verschiedenartige Meinungen kommen zum Vorschein, wenn das Auge alle Kleinigkeiten beachtet, die da zu finden sind.

Du hast ja wieder geschwört. Ich halte mich mit dem Lager. Auch den Kopfstand lasse ich gelten. Aber schwören, nein. Deine Steine blättern ja mit der Zeit. Der Regen nimmt sie mit den Schichten. Die Steine wachsen in der Erde. So, wie sie gelagert sind, gehören sie auf die Mauer. Kommen die Schichten nach vorn, dann wäscht ihnen der Regen die einzelnen Häute herunter. Beim Kopfstand stehen die Schichten senkrecht. Auch hier hat das Wasser gute Angriffslien zum späteren Ausspülen, wenn auch nicht so stark wie beim geschworenen Stein. Wilhelm Steinhauer wußte diese Dinge schon von seinem Vater her. Wegwerfend hatte dieser davon gesprochen, und auf einmal fand der Sohn, es war etwas an ihm hängengeblieben, ohne daß er es weiter beachtete: So macht man das und so. Die Bruchsteine gaben ihm zu denken. Was ist das für ein Beruf, der selbst ein Herz gefangen nimmt, ohne daß man es will! Eines war ihm da schon klar. Sein Sohn, der ihm zu Hause heranwuchs, sollte sich nicht mit den Steinen quälen und auf das Wetter angewiesen sein. Ihm wünschte er etwas Besseres, und wenn er darum schuften müßte, daß ihm das Blut unter den Fingernägeln herauskäme.

Zehn Jahre sind schnell vorbei, wenn sich einer den Wind um die Nase wehen läßt. Im Norden und Süden der Stadt entstanden Bauten. An einem großen Teil konnte Wilhelm Steinhauer vorübergehen und konnte sagen, da habe ich auch gearbeitet und da. Sieh, diese Ecke habe ich von unten bis oben aufgezogen. Und dort das Fundament und den Sockel von diesem Denkmal, das habe ich allein mit einem Handlanger fertiggestellt. Und dieser Sockel ist aus Blendziegeln, eine Arbeit, für die Wilhelm Steinhauer vor Jahren noch zu schlecht war. Heute spricht er nicht mehr davon.

Den Löwen haben wir mit vier Mann hinaufgeschafft. An einem hohen Dreibock hatten wir einen Flaschenzug befestigt, und dann ging es Zentimeter um Zentimeter; alle Augenblicke mußten wir unterbauen, denn der Bursche kostete einen Haufen Geld. Ein berühmter Bildhauer hatte ihn gehauen. Er stand neben mir und zitterte, es könnte nur ein Eckchen abgestoßen werden. Aber er

kam heil hinauf. Nicht ein Stäubchen hat er verloren. Der Kerl war rein aus dem Häuschen. So etwas Verrücktes hatte ich noch nicht gesehen. Wir hätten drei Tage saufen können, so froh war er darüber.

So sprach Wilhelm Steinhauer mit einem guten Bekannten. Auch seinem Nebenmann konnte er es erzählen. Was ihn am meisten bewegte, hörte man nie. „Du hast einen Jungen?“ „Ich auch.“ Mochten da noch andere Kinder sein, am Bau wußte man das nicht. Höchstens verschwore er sich einmal in einem Ausspruch: Und wenn ich zehn Kinder hätte, und alle diese Kinder wären Jungens, keiner davon dürfte mir an den Bau gehen.

Warum nur hatte Wilhelm Steinhauer sein Wort, auf das man sonst Häuser bauen konnte, nicht gehalten? Seine Arbeitskameraden hatten es wohl längst vergessen. Eines Morgens kam er auf seine Baustelle, er war jetzt Polier; neben ihm ging ein Junge, schon bald so groß wie er. Seine Beine fielen etwas schlaksig nach vorn. Und Wilhelm Steinhauer legte die Hand auf seinen Kopf, wie es sein Vater getan hatte. Auch er wandte sich an den tüchtigsten Maurer in seiner Kolonne. „Dies ist mein Heinrich“, sagte er. „Er will unbedingt Maurer werden. Da ist wohl nichts daran zu ändern. Nimm ihn zu dir und zeig ihm, was du kannst. Paß aber auf, daß er dir nicht über den Kopf wächst.“

Philipp Faust

Der steinerne Psalm

Wir sind gebau auf schwankendem Erdengrund.
Wir sind gebaut von einem schaffenden Menschenbund.
Stehen wir längst von allen Gerüsten entschält,
bleibt doch des Werkes Ruhm in Ewigkeit ungeshmält.
Schlafen auch Maurer und Steinmetz in der kühlen Gruft,
recken wir doch ihr Werk in hellste Himmelssluft,
künden wir jedem Auge, das uns liebend schaut:
Wir sind gebaut!
Wir sind von einem schaffenden Bund gebaut!
Wo die Stadt sich verliert im blauen Himmelsrand,
reicht das letzte Haus dem ersten Baum die Hand,
klingt noch ins Rauschen der Wälder von diesem Psalm ein Klang:
Unsere Stadt ist ein mächtiger steinerner Lobgesang. Karl Bröger

Sankt Joseph II

Im Schatten eines mächtigen Felsens saß Wilhelm an grauser Stelle, wo sich der steile Gebirgs weg um eine Ecke herum schnell nach der Tiefe wendete. Die Sonne stand noch hoch und erleuchtete die Gipfel der Fichten in den Felsengründen zu seinen Füßen. Er bemerkte eben etwas in seine Schreibtafel, als Felix, der herumgeklettert war, mit einem Stein in der Hand zu ihm kam. „Wie nennt

man diesen Stein, Vater?" sagte der Knabe. "Ich weiß nicht", versetzte Wilhelm. "Ist das wohl Gold, was darin so glänzt?" sagte jener. "Es ist keins!" versetzte dieser, "und ich erinnere mich, daß es die Leute Katzengold nennen." "Katzengold?" sagte der Knabe lächelnd, "und warum?" "Wahrscheinlich, weil es falsch ist, und man die Katzen auch für falsch hält." "Das will ich mir merken", sagte der Sohn und steckte den Stein in die lederne Reisetasche, brachte jedoch sogleich etwas anderes hervor und fragte: "Was ist das?" — "Eine Frucht", versetzte der Vater, "und nach den Schuppen zu urteilen, sollte sie mit den Tannzapfen verwandt sein." — "Das sieht nicht aus wie ein Zapfen, es ist ja rund." — "Wir wollen den Jäger fragen; die kennen den ganzen Wald und alle Früchte, wissen zu säen, zu pflanzen und zu warten, dann lassen sie die Stämme wachsen und groß werden, wie sie können." —

Kaum war dies gesprochen, so zeigte sich den schroffen Weg herab eine sonderbare Erscheinung. Zwei Knaben, schön wie der Tag, in farbigen Jäckchen, die man eher für aufgebundene Hemdchen gehalten hätte, sprangen einer nach dem andern herunter, und Wilhelm fand Gelegenheit, sie näher zu betrachten, als sie vor ihm stutzten und einen Augenblick still hielten. Dabei vernahm er eine männliche Stimme, welche um die Felsecke herum ernst, aber freundlich herabrief: "Warum steht ihr stille? Versperrt uns den Weg nicht!"

Wilhelm sah aufwärts, und hatten ihn die Kinder in Verwunderung gesetzt, so erfüllte ihn das, was ihm jetzt vor Augen kam, mit Erstaunen. Ein derber, tüchtiger, nicht allzugroßer Mann, leicht geschürzt, von brauner Haut und schwarzen Haaren, trat kräftig und sorgfältig den Felsweg herab, indem er hinter sich einen Esel führte, der erst sein wohlgenährtes und wohlgeputztes Haupt zeigte, dann aber die schöne Last, die er trug. Ein sanftes, liebenswürdiges Weib saß auf einem großen, wohlbeschlagenen Sattel; in einem blauen Mantel, der sie umgab, hielt sie ein Wochenkind, das sie an ihre Brust drückte und mit unbeschreiblicher Lieblichkeit betrachtete.

Man begrüßte sich, und indem Wilhelm vor Erstaunen und Aufmerksamkeit nicht zu Worte kommen konnte, sagte der junge Mann: "Unsere Kinder haben in diesem Augenblick schon Freundschaft gemacht. Wollt Ihr mit uns, um zu sehen, ob auch zwischen den Erwachsenen ein gutes Verhältnis entstehen könne?" Ohne sich zu bedenken, sagte Wilhelm: "Es tut mir leid, daß ich Euch nicht sogleich folgen kann. Wenigstens diese Nacht noch muß ich oben auf dem Grenzhause zubringen. Mein Mantelsack, meine Papiere, alles liegt noch oben, ungepackt und unbesorgt. Damit ich aber Wunsch und Willen beweise, Eurer freundlichen Einladung genug zu tun, so gebe ich Euch meinen Felix zum Pfande mit. Morgen bin ich bei Euch. Wie weit ist's hin?" "Vor Sonnenuntergang erreichen wir noch unsere Wohnung", sagte der Zimmermann, "und von dem Grenzhause habt Ihr nur noch anderthalb Stunden." Schon drohte der Zug abermals um eine Felswand zu verschwinden, als Wilhelm nachrief: "Wie soll ich Euch aber erfragen?" "Fragt nur nach Sankt Joseph!"



B. Strigel

Die Heilige Familie (1505)
(in der Werkstatt)

erscholl es aus der Tiefe, und die ganze Erscheinung war hinter den blauen Schattenwänden verschwunden. Ein frommer mehrstimmiger Gesang ertönte verhallend aus der Ferne, und Wilhelm glaubte die Stimme seines Felix zu unterscheiden.

Als Wilhelm am andern Tage nachkam, wies man ihn zu einem noch teilweise erhaltenen Klostergebäude; vom Hof ging es zu einer großen Tür hinein, und unser Wanderer fand sich in einer sehr reinlichen, wohlerhaltenen Kapelle, die aber, wie er wohl sah, zum häuslichen Gebrauch des täglichen Lebens eingerichtet war. Das Licht fiel von hohen Fenstern an der Seite herein. Was aber die Aufmerksamkeit des Wanderers am meisten erregte, waren farbige auf die Wand gemalte Bilder, die unter den Fenstern in ziemlicher Höhe, wie Teppiche, um drei Teile der Kapelle herumreichten. Die Gemälde stellten die Geschichte des Heiligen Joseph vor. Hier sah man ihn mit seiner Zimmerarbeit beschäftigt; hier begegnete er Marien; hier wird er getraut; es folgt der englische Gruß. Mit Andacht betrachtet er das neugeborene Kind im Stalle zu Bethlehem und betet es an.

Nicht lange war Wilhelm seinen Betrachtungen überlassen, so trat der Wirt herein, den er sogleich als den Führer der heiligen Karawane wiedererkannte. Sie begrüßten sich aufs herzlichste; mancherlei Gespräche folgten; doch Wilhelms Aufmerksamkeit blieb auf die Gemälde gerichtet. Der Wirt merkte das Interesse seines Gastes und fing lächelnd an: „Gewiß, Ihr bewundert die Übereinstimmung dieses Gebäudes mit seinen Bewohnern, die Ihr gestern kennenlerntet. Sie ist aber vielleicht noch sonderbarer, als man vermuten sollte: das Gebäude hat eigentlich die Bewohner gemacht.“

„O ja!“ versetzte Wilhelm. „Es sollte mich wundern, wenn der Geist, der vor Jahrhunderten in dieser Bergöde so gewaltig wirkte und einen so mächtigen Körper von Gebäuden, Besitzungen und Rechten an sich zog und dafür mannigfaltige Bildung in der Gegend verbreitete —, es sollte mich wundern, wenn er nicht auch aus diesen Trümmern noch seine Lebenskraft auf ein lebendiges Wesen ausübt.“ Jetzt rief eine freundliche Stimme im Hofe den Namen Joseph. Der Wirt hörte darauf und ging nach der Tür.

Also heißt er auch Joseph! sagte Wilhelm zu sich selbst. Das ist doch sonderbar genug, und doch eben nicht so sonderbar, als daß er seinen Heiligen im Leben darstellt.

„Es ist billig“, sagte der wieder eintretende Wirt, „daß ich Ihre Neugierde befriedige, um so mehr, als ich an Ihnen fühle, daß Sie imstande sind, auch das Wunderliche ernsthaft zu nehmen, wenn es auf einem ernsten Grunde beruht. Diese geistliche Anstalt, von der Sie noch die Reste sehen, war der Heiligen Familie gewidmet und vor alters als Wallfahrt wegen mancher Wunder berühmt. Die Kapelle des Heiligen Joseph hat sich erhalten, so auch der brauchbare Teil der Klostergebäude. Die Einkünfte bezieht schon seit geraumen Jahren ein weltlicher Fürst, der seinen Schaffner hier oben hält, und der bin ich, Sohn des vorigen Schaffners, der gleichfalls seinem Vater in dieser Stelle nachfolgte.“

Ich wuchs heran, und wenn ich mich zu meinem Vater gesellte, indem er die Einnahmen besorgte, so schloß ich mich ebenso gern, ja noch lieber an meine Mutter an, welche nach Vermögen gern ausspendete und durch ihren guten Willen und durch ihre Wohltaten im ganzen Gebirge bekannt und beliebt war. Sie schickte mich bald da-, bald dorthin, bald zu bringen, bald zu bestellen, bald zu besorgen, und ich fand mich sehr leicht in diese Art von frommem Gewerbe. Da ich noch jung war und meine Schultern nicht viel zu schleppen vermochten, fiel ich darauf, einen kleinen Esel mit Körben zu versetzen und vor mir her die steilen Fußpfade hinauf und hinab zu treiben. Der Esel ist im Gebirg kein so verächtlich Tier wie im flachen Lande, wo der Knecht, der mit Pferden pflügt, sich für besser hält als den andern, der den Acker mit Ochsen umreißt. Und ich ging um so mehr ohne Bedenken hinter meinem Tiere her, als ich in der Kapelle früh bemerkte, daß es zu der Ehre gelangt war, Christus und seine Mutter zu tragen. Doch war diese Kapelle damals nicht in dem Zustande, in welchem sie sich gegenwärtig befindet. Sie ward wie ein Schuppen, ja fast wie ein Stall behandelt. Brennholz, Stangen, Gerätschaften, Tonnen und Leitern, und was man nur wollte, war übereinander geschoben. Glücklicherweise, daß die Gemälde so hoch stehen und die Täfelung etwas aushält. Aber schon als Kind erfreute ich mich besonders, über das Gerümpel hin und her zu klettern und die Bilder zu betrachten, die mir niemand recht auslegen konnte. Genug, ich wußte, daß der Heilige, dessen Leben oben gezeichnet war, mein Pate sei, und ich erfreute mich an ihm, als ob er mein Onkel gewesen wäre. Ich wuchs heran, und weil es eine besondere Bedingung war, daß der, welcher an das einträgliche Schaffneramt Anspruch machen wollte, ein Handwerk ausüben mußte, so sollte ich, dem Willen meiner Eltern gemäß, ein Handwerk lernen, und zwar ein solches, das zugleich hier oben in der Wirtschaft nützlich wäre.

Mein Vater war Böttcher und schaffte alles, was von dieser Arbeit nötig war, selbst, woraus ihm und dem Ganzen großer Vorteil erwuchs. Allein ich konnte mich nicht entschließen, ihm darin nachzu folgen. Mein Verlangen zog mich un widerstehlich nach dem **Zimmererhandwerke**, wovon ich das Arbeitszeug so umständlich und genau von Jugend auf neben meinem Heiligen gemalt gesehen. Ich erklärte meinen Wunsch; man war mir nicht entgegen, um so weniger, als bei so mancherlei Baulichkeiten der Zimmermann oft von uns in Anspruch genommen ward, ja, bei einem Geschick und Liebe zu feinerer Arbeit, besonders in Waldgegenden, die Tischler- und sogar die Schnitzerkünste ganz nahe liegen. Und was mich noch mehr in meinen höheren Aussichten bestärkte, war jenes Gemälde, das leider nunmehr fast ganz verloschen ist. Sobald Sie wissen, was es vorstellen soll, so werden Sie sich's entziffern können. Dem Heiligen Joseph war nichts Geringeres aufgetragen, als einen Thron für den König Herodes zu machen. Zwischen zwei gegebenen Säulen soll der Prachtsitz aufgeführt werden. Joseph nimmt sorgfältig das Maß von Breite und Höhe und arbeitet einen kostlichen Königsthron. Aber

wie erstaunt ist er, wie verlegen, als er den Prachtsessel herbeischafft: er findet ihn zu hoch und nicht breit genug. Mit König Herodes war, wie bekannt, nicht zu spaßen; der fromme Zimmermeister ist in der größten Verlegenheit. Das Christkind, gewohnt, ihn überallhin zu begleiten, ihm in kindlich demütigem Spiel die Werkzeuge nachzutragen, bemerkt seine Not und ist gleich mit Rat er solle den Thron an der einen Seite fassen; es greift in die andere und Tat bei der Hand. Das Wunderkind verlangt vom Pflegevater, Seite des Schnitzwerks, und beide fangen an, zu ziehen. Sehr leicht und bequem, als wär' er von Leder, zieht sich der Thron in die Breite, verliert verhältnismäßig an der Höhe und paßt ganz vortrefflich an Ort und Stelle, zum größten Troste des beruhigten Meisters und zur vollkommenen Zufriedenheit des Königs.

Jener Thron war in meiner Jugend noch recht gut zu sehen, und an den Resten der einen Seite werden Sie bemerken können, daß am Schnitzwerk nichts gespart war, das freilich dem Maler leichter fallen mußte, als es dem Zimmermann gewesen wäre, wenn man es von ihm verlangt hätte.

Hieraus zog ich aber keine Bedenklichkeit, sondern ich erblickte das Handwerk, dem ich mich gewidmet hatte, in einem so ehrenvollen Lichte, daß ich nicht erwarten konnte, bis man mich in die Lehre tat; welches um so leichter auszuführen war, als in der Nachbarschaft ein Meister wohnte, der für die ganze Gegend arbeitete und mehrere Gesellen und Lehrbuben beschäftigen konnte.

Wie mein Vater als Böttcher für den Keller gesorgt hatte, so sorgte ich, älter geworden, für Dach und Fach und verbesserte manchen schadhaften Teil der alten Gebäude. Besonders wußte ich einige verfallene Scheuern und Remisen für den häuslichen Gebrauch wieder nutzbar zu machen; und kaum war dieses geschehen, als ich meine geliebte Kapelle zu räumen und zu reinigen anfing. In wenigen Tagen war sie in Ordnung, fast wie Ihr sie seht, wobei ich mich bemühte, die fehlenden oder beschädigten Teile des Täfelwerks dem Ganzen gleich wiederherzustellen. Auch solltet Ihr diese Flügeltüren des Eingangs wohl für alt genug halten; sie sind aber von meiner Arbeit. Ich habe mehrere Jahre zugebracht, sie in ruhigen Stunden zu schnitzen, nachdem ich sie vorher aus starken eichenen Bohlen im ganzen tüchtig zusammengefügt hatte. Was bis zu dieser Zeit von Gemälden nicht beschädigt oder verloschen war, hat sich auch noch erhalten, und ich half dem Glasermeister bei einem neuen Bau mit der Bedingung, daß er bunte Fenster herstellte."

Johann Wolfgang Goethe

Gastrollen der Zimmerleute

Die Zimmerleute waren in der Baubude nur Zaungäste. Sie saßen auf mitgebrachten Klötzten oder auf über Eimer gelegten kurzen Brettstücken, vielleicht auch auf einer schmalen Ecke, die ihnen ein Maurer von seinem Platz eingeräumt hatte. Die Maurer waren von

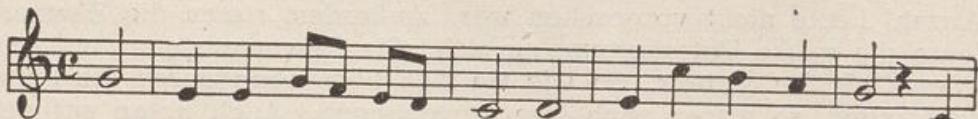
ihrem Besuch nicht erbaut. Sie waren die Herren vom Bau und sollten jetzt ihre Arme an sich halten, weil die Bude für diese große Anzahl Leute nicht vorgesehen war. Außerdem rissen die Zimmerleute die ganze Unterhaltung an sich. Sie hatten ein ganz anderes Wesen als die Maurer. So wie sie sich hoch oben durch die Lüfte schwangen, so waren auch ihre Bewegungen. Auch unten auf der Erde schwebten sie noch auf ihren schmalen Balken. „Laß kommen“, sagten sie, und griffen hinaus ins Weite. Da kamen Nägel, Äxte, Hämmer, ja sogar kurze Balken zu ihnen geflogen. Sie warfen sich alles zu, selbst ihre Unterhaltung. Die Maurer konnten ihnen schlecht folgen. Auch sie standen frei und weit, hatten aber stets einen festen Boden unter sich. So bauten sie ihre Mauern, so stellten sie ihre Gerüste auf.

In der fünften Woche war das dritte Stockwerk hoch. Wieder erschienen die Zimmerleute, schrien ihr „Ho-ruck“ und „Führen“. Dabei schwenkten sie auch wieder die Balken und zogen sie auf die Mauern. Einen Tag nur brauchten sie dazu, wie an allen Stockwerken. Dann kam der Dachstuhl. Da war alles schon gezapft und gelöchert. Eines paßte in das andere hinein. Damit es ganz fest wurde, schlügen sie noch Holznägel hinein.

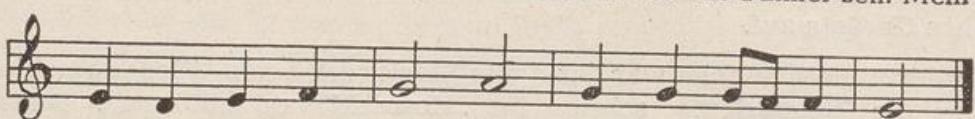
Da waren die Pfetten und die Zangen, diese quer auf dem Dachstuhl und jene längs. Der Dachstuhl stand so fest wie eine Mauer. Und einer von den Zimmerleuten, sie hatten alle schwarze Samthosen an und ebensolche Westen mit talergroßen weißen Knöpfen daran, schwang, oben auf dem schmalen Holz stehend, seinen breiten Hut und fing damit die Nägel auf, die man ihm hinaufwarf. Und dann schritt er hoch oben über die schmalen Kanten, als wolle er zum Tanz gehen. Den Hut hielt er an der Seite wie die Hand eines Mädchens. Dann wandte er sich mit einem Schwung und schlug die Nägel ein, lange Siebenzöller. Für jeden Zoll gebrauchte er nur einen Schlag. Und wenn jemand gekommen wäre, dann hätte er das gleiche sicher mit fünf Schlägen getan. So aber gab er in seinem Übermut noch einen Schlag obendrein, so daß sich der Kopf des Nagels tief in das Holz hineinbohrte. Seine Schläge klangen dunkel und weit. Weit hallten sie durch das Tal. Der Mann auf dem Dachstuhl klopfte noch, als er längst keine Nägel mehr hatte. Von unten schoben sich die Sparren zu ihm herauf. Die waren mit Klauen versehen. Die griffen unten in die Mauerlatte, in der Mitte an die Pfette und oben an den Firstbalken. Es war ein sauberes Stück Arbeit, das die Leute da hinlegten. In vier Tagen hatten sie das Haus gerichtet. Unten an der Mauer schauten lange Aufschieblinge über die Sparren. Weiter nach oben zu waren ein paar Ausstiche angebracht. Dachhäuschen nannten sie die Leute von draußen. Sie wurden sogleich verschalt.

Philipp Faust

Zimmergesellen-Klatschlied



1. Mein Handwerk fällt mir schwer, drum lieb ich's noch viel mehr; es
freut mich ja von Herzen, es macht mir kei-ne Schmerzen. Mein



Des Sommers in dem Wald, wo Axt und Beil erschallt,
wo die Nachtigall tut singen, des Meisters Geld tut klingen;
da spürt man nichts als Lust in unsrer Herzensbrust.

Die Schnur, die ziehn wir auch nach rechtem Handwerksbrauch,
den Zirkel zum Abstechen, den Zollstock zum Abmessen,
die rechte Höh und Breit, die Läng' ist auch dabei.

Wo kommen Kirchen her und Häuser noch viel mehr,
schöne Brücken auf den Flüssen, alles das wir zimmern müssen!
Zu Wasser und zu Land ist unser Handwerksstand.

Ist nun ein Bau vorbei und gibt's 'ne Schmauserei,
gut zu essen und zu trinken, gebratne Wurst und Schinken,
gut Bier, ein Kruglein Wein — da ist gut Zimmermann sein.

Ist aber ein Bau vorbei, der Meister will trotzig sein,
schnür'n wir unser Geschirr zusammen und reisen in Gottes Namen,
sprechen bei einem andern zu, da gibt's Arbeit genug.

Volkslied

Meister Breugnon stellt sich vor

Also in summa: Weib, Kinder, Haus. Habe ich hiemit alles Meine aufgezählt? Nein, das Beste stehet noch aus, das habe ich bis zuletzt aufgespart; mein Handwerk ist noch übrig. Ich gehöre zur Zunft von St. Annen, bin **Schreiner**. Bei Leichenbegägnissen und Prozessionen trage ich den Stab, mit Zirkel und Leier geziert, darob die Großmutter unseres lieben Herrn zu sehen ist, wie sie ihre Tochter, die holdselige Jungfrau, da sie ein Kind war, im Lesen unterweist.

Bewaffnet mit Hacke, Stemmeisen, Meiβel und Hobel, schalte ich an meinem Werktisch nach meinem Willen mit der knorriegen Eiche und dem glatten Nußbaum. Was werde ich daraus erstehen lassen? Das bestimmt nur meine Laune und das Geld meiner Kunden. Wie mannigfache Formen schlummern wartend und verborgen darinnen! Um Dornröschen zu wecken, tut nur vonnöten, gleich dem Prinzen weit genug ins Gehölz vorzudringen. Aber die Schöne, so ich unter meinem Hobel hervorzaubere, ist kein Zierpüppchen. Lieber als eine dürre Diana, dran hinten und vorn nichts ist, wie sie jene Italiener darstellen, ist mir ein dunkel gebeiztes, wuchtiges Burgunder Hausgerät, üppig und quellend, mit Früchten beladen gleich einem Weinberg, eine schöne bauchige Truhe, ein geschnitzter Schrank. Ich bekleide die Zimmerwände mit Paneelen und Gesimsen. Ich lasse Wendeltreppen sich ringeln und geräumige, kernfeste Möbel gleich Äpfeln aus einem Spalier aus den Wänden aufwachsen; die passen prächtig an den Platz, allwo ich sie aufpffropfe. Jedoch meine Erquickung und beste Herzfreude ist, so ich die fröhlichen Gebilde meiner Phantasie zu Papier bringen kann, eine Bewegung, eine Gebärde, einen gebeugten Rücken, einen schwelenden Busen, blühende Voluten, eine Girlande, irgendwelche Grotesken, oder, so es mir glückt, die Fratze eines Vorüberwandernden, die ich im Fluge auffange und auf meinem Zeichenblatt festnagele. Ich habe auch (und dieses ist mein Meisterstück) zu meinem eigenen und unseres Herrn Pfarrers Ergötzen die Chorstühle der Kirche von Montréal geschnitzt, darauf zwei Bürgersleute am Tisch sitzend sich bei ihrem Henkelkrug verlustieren und miteinander anstoßen, indes zwei Löwen sich brüllend um einen Knochen raufen.

Arbeiten und danach trinken, trinken und danach arbeiten, welch köstlich Leben!.... Um mich her sehe ich mißvergnügte Toren, die sagen mir, ich habe einen feinen Augenblick erwählet, um zu singen und lustig zu sein, sintemalen wir in gar bösen Zeitläufsten leben... Ach, es gibt keine bösen Zeitläufte, es gibt nur böse, traurige Gesellen.

Mein Weib hält mir vor, ich sei ein arger Schlemmer. Mitnichten! Ich weiß nur alles zu würdigen. Ich liebe alles Gute, gutes Essen, guten Wein. Ich liebe das göttliche Nachtstun, dieweil man da am tätigsten ist. Da ist man Herr der ganzen Welt, ist jung, schön, ein Eroberer, erschafft die Welt neu, hört das Gras wachsen und pflegt

Zwiesprache mit Bäumen, Tieren und Göttern. Und ich liebe
meinen alten Gefährten, der mich nimmer im Stich
läßt, dich, meinen Freund, meinen Pylades, dich
— mein Schaffen!

Wie wonnesam ist es, mit dem Werkzeug in der Hand am Arbeits-
tisch zu stehen, wie herrlich, den schönen, festen Werkstoff, so da-
widerstrebet und sich dennoch formen läßt, zu sägen, zu schneiden,
zu hobeln, zu stutzen und auszuhöhlen, wieder zusammenzusetzen,
zu feilen, zu zerreiben und von neuem zu binden; also das weiche
feste Nußholz, das unter der Hand wie ein Feenleib bebt, gleicher-
maßen jeder Hülle bloß, die blonden und rosigen, die braunen und
goldigen Körper der Nymphen unserer Wälder, die die Axt gefällt
hat. Welche Freude verschafft die sichere Hand, welche Freude die
geschickten Finger, diese groben Finger, aus denen empor steiget
das zarte Werk der Kunst! Welche Freude für die Seel', die Elemente
der Erde zu beherrschen, dem Holz, dem Eisen, dem Stein den Stempel
ihrer edlen Einfälle aufzudrücken.

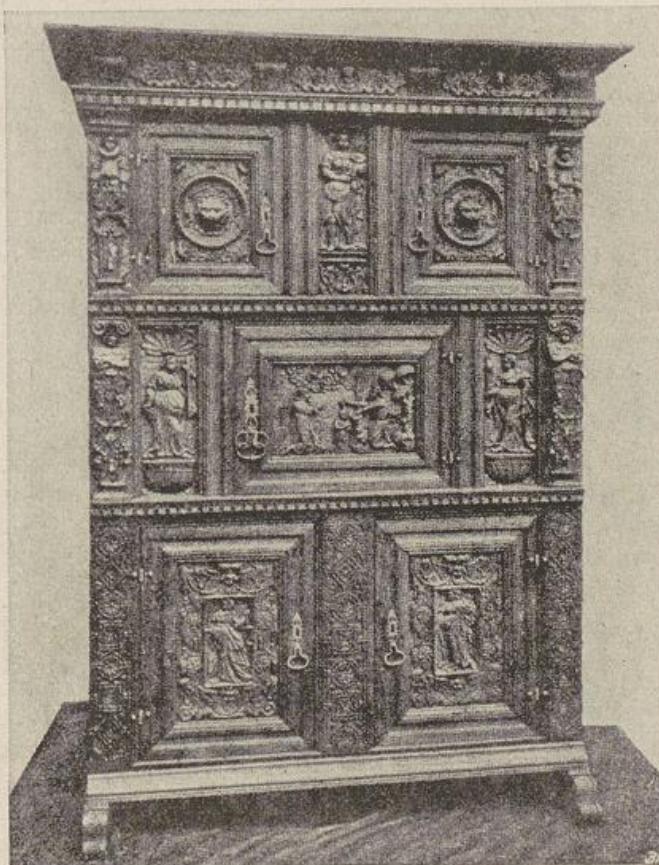
Romain Rolland

Die Geschichte einer Tischlerfamilie vom 19. ins 20. Jahrhundert

Eine uns verwandte Familie besaß bei Andreasberg im Harz ein kleines Wiesengut, die Schluft genannt. Die Leute besorgten die Fuhren für den Bergwerksbetrieb, also den Transport von den Gruben zum Pochwerk und vom Pochwerk zur Hütte. In einem Jahr eines besonders guten Verdienstes beschloß der Vater der Familie, sich Möbel für eine gute Stube machen zu lassen. Damals war ein Tischlermeister Kast in Clausthal im ganzen Oberharz als der beste Tischler bekannt. Zu ihm ging der Mann und bestellte seine Möbel. Kast hatte sich seine Stämme im Walde gekauft, die Bretter auf seinem Hof aufgestapelt und jahrelang gepflegt. So kannte er jeden Ast, jede Maserung in seinen Brettern, von denen ja niemals eins dem andern gleich ist. Heute schneidet man die Furniere mit Maschinen, bei der Kostbarkeit des Holzes so dünn wie möglich. Beim Schneiden muß das Messer immer von Wasser umspült sein; dadurch werden die Furniere ausgelaugt. Kast schnitt seine Furniere mit der Hand, also dicker und ohne Spülung. Der Mann aus der Schluft wollte seine Möbel aus Eschenholz haben; dieses bekommt im Lauf der Jahrzehnte ein eigenes Feuer, das kein anderes Holz hat. Der Tischler berechnete seine Arbeit auf diese spätere Wirkung. So war etwa das Füllner für die Lehnen der Stühle aus einem besonderen Stück ausgesucht mit eigener Maserung, und das künftige Feuer wurde erhöht durch zwei dünne schwarze Linien aus anderem Holz, welche in das Füllner eingelassen waren.

Er arbeitete in der Art des Künstlers. Was man Kunstgewerbe nennt, geht ja unmerklich in die eigentliche Kunst über und ist von ihr nicht zu trennen. Jede Kunst ist zunächst Handwerk. Eine bedeutende

Persönlichkeit kann mit dem Handwerk die höchsten menschlichen Leistungen erzeugen; aber das ist eine Gnade Gottes. Die Voraussetzung jedoch ist hierbei das Handwerk, das nicht nur eine Handgeschicklichkeit ist, sondern auch die äußerste seelische Hingabe erfordert, die andererseits nur durch die beständige Arbeit am Stoff selbst entfaltet werden kann. Kunst und Stil lassen sich nicht künstlich erzeugen; sie können nur, wenn die außerordentlichen Begabungen vorhanden sind, aus den handwerklich gekonnten Arbeiten erwachsen.



Norddeutscher Renaissance-Schrank (1580)

Das Fertigfabrikat hat eine Entfernung zwischen Besteller und Hersteller mit sich gebracht. Der Mann aus der Schluft hatte schon Jahre vorher mit dem Meister auf eigenem Grund den Baum ausgesucht, aus dem die Furniere geschnitten werden sollten. Beide wußten, daß das schöne Flammenfurnier nur Stämme hergaben, die einzeln gestanden haben. So oder auf ähnliche Weise steckte in den Möbeln damals ein Stück eigenes Leben des Bestellers.

Die Geschichte der Familie Kast ist auch sehr merkwürdig für diese Wandlungen. Jener alte Tischler hatte einen Sohn, der das

Handwerk weiter betrieb, und als ich Junge war, da waren Haus und Handwerk in den Händen des Enkels, der gleichfalls alte Handwerks-ehre hochhielt. Auf diese Weise ragen oft Gewohnheiten aus der vergangenen Zeit in eine ganz andere Gegenwart hinein und wirken so vielleicht lächerlich. Die Handwerksehre verbot etwa dem alten Tischler, bei einem Möbel einen eisernen Nagel zu verwenden. Die

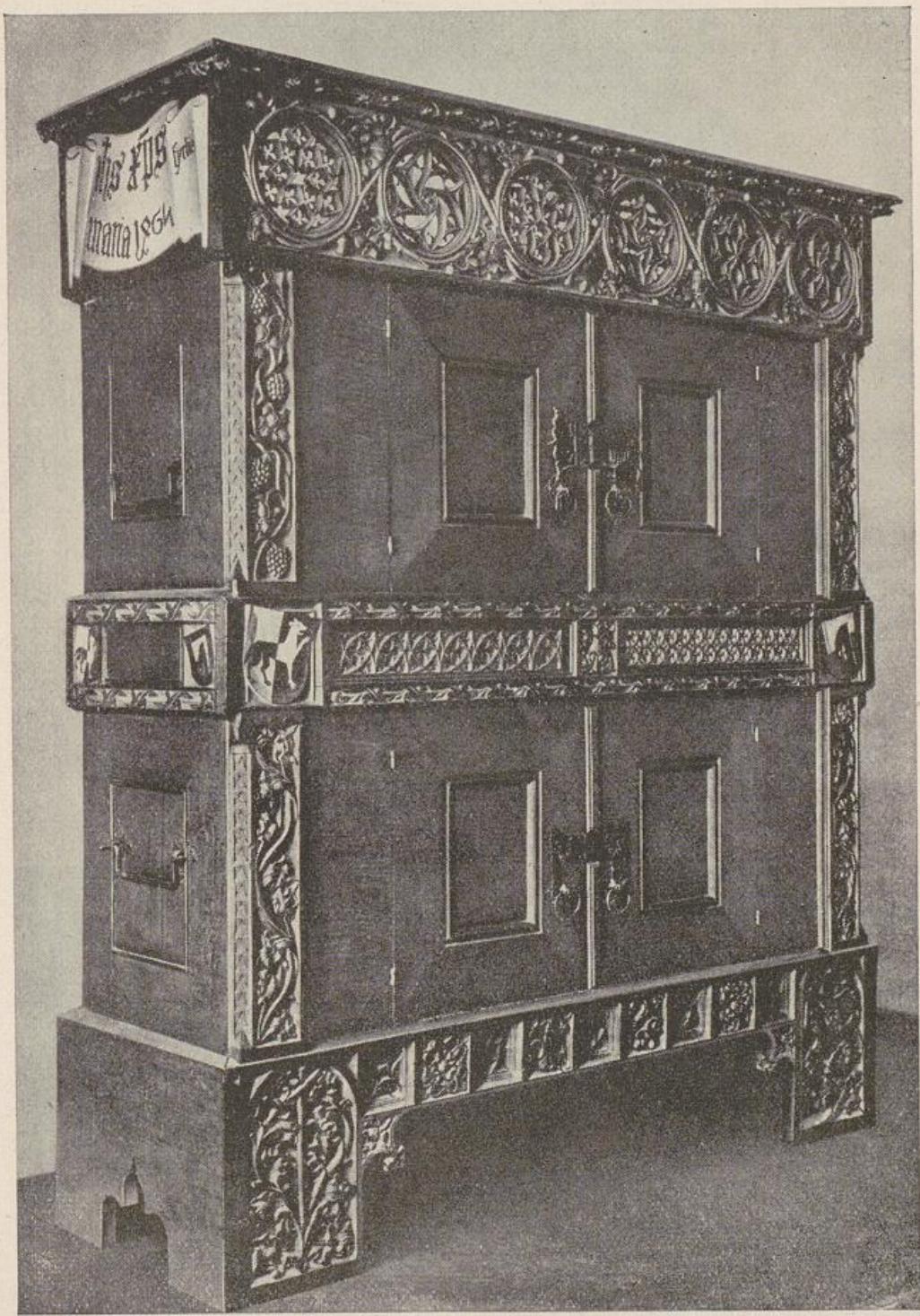


Lütticher Werkstatt

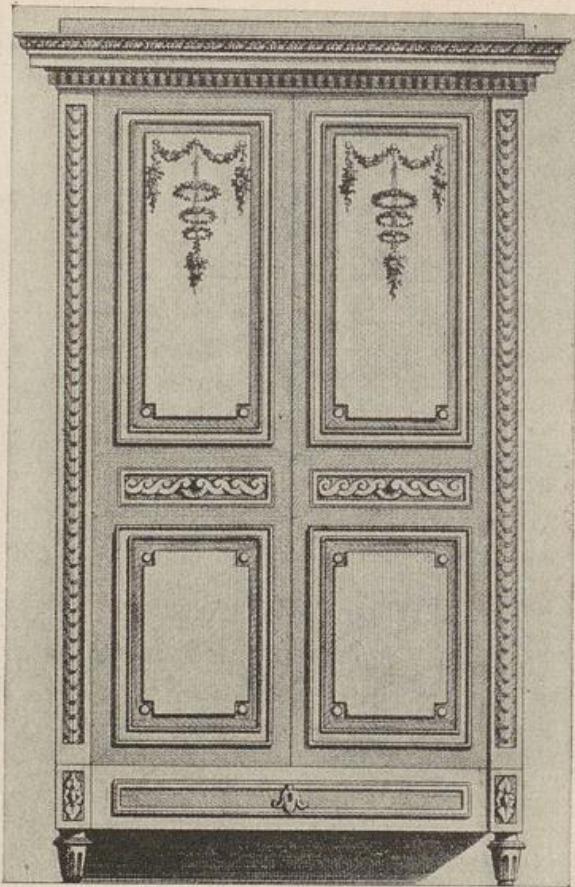
Rokoko-Kleiderschrank (1750)

Verbindung von Seiten, Decke und Boden eines Schrankes wurde durch „Verzinken“ hergestellt. Über die Zinken kam nachher das Furnier. Die neue Zeit sagte sich, daß man ja nicht sehen kann, was unter dem Furnier sitzt, und stellte die Verbindung durch eiserne Nägel und später durch Drahtstifte her. Dergleichen hätte der Tischler Kast nie getan.

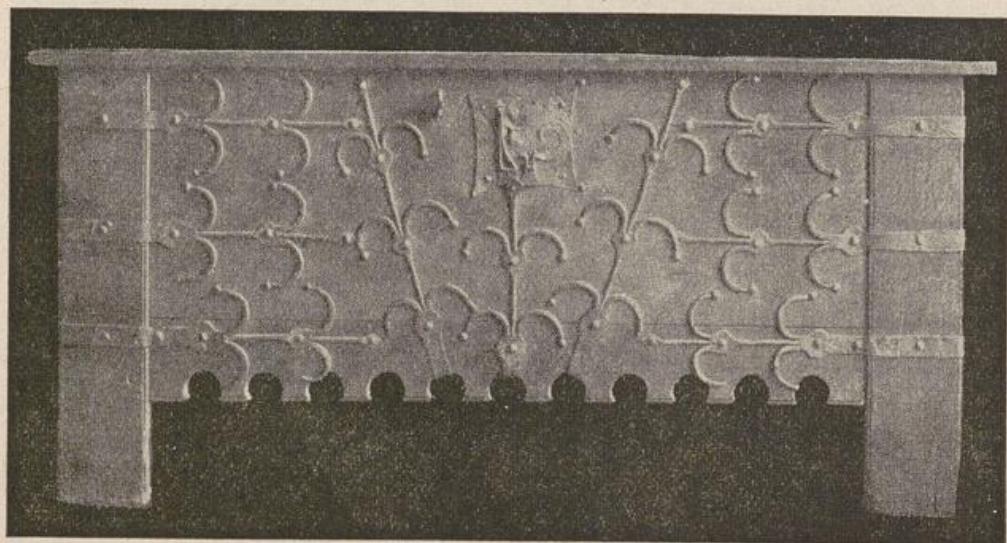
Aber nun wurden in den Großstädten die neuen Fabriken gegründet, auch arbeiteten seit Aufhebung des Zunftzwanges pfuschende Tischler auf dem Lande billige Ware. Auch in Clausthal wurde ein großes



Gotischer Schrank des Jörg Syrlin
Schreiner-Bürger zu Ulm (1465)



R. de Lalonde *Schrank im Stil Ludwig XVI.* (1780)



Romanische Truhe (rheinisch)

Möbelmagazin eröffnet, in dem dem Publikum fertige Serienmöbel von einem Herrn im schwarzen Bratenrock verkauft wurden. Die Kunden verließen großenteils den alten Meister. Es wurde erzählt, daß auch Kast sich eine Ladung solcher Möbel hatte kommen lassen



*Barockschrank des Fr. Unteutsch
Schreiner in Frankfurt a. M. (1650)*

und nachts heimlich auf sein Lager gebracht hatte. Einige Zeit nachher erhängte er sich; Scham und sinkender Erfolg nahmen ihm die Möglichkeit, wie er sein Leben für sich und seine Familie länger erhalten sollte.

Die Welt verändert sich dadurch, daß wir uns verändern. Es ist eine bedeutende Aufgabe, die Gesetze dieser Veränderungen festzustellen.

Nach Paul Ernst

Die ewigen Wälder

Unsere Häuser stehen auf zerstampften Feldern.
Die Felder haben uns lange verziehn.
Aber wir wohnen in erschlagenen Wäldern.
Bett und Schrank sind vom Walde geliehn.

Nachts, wenn Wolken das Dach umreiten,
sinken wir grundwärts wie Korn und Keim,
kehren wir in urälteste Zeiten,
in das Dunkel der Waldungen heim.

Läuft ein Schauer durch Birke und Buche
und den Schreibtisch von Eichenbaum,
und es rauschen mit harzigem Ruche
ewige Wälder durch unseren Traum.

Wenn die Wipfel im Herbststurm knarren,
dünn sich der blätterne Vorhang bläht, —
hebt sich ein Knacken in Schwellen
und Sparren,
quillt es und schwilkt es und ächzt im Gerät.

Und wenn sich Farne und Moose besamen,
raunt's durch der Schrankfächer trockene Reih'
über Gestelle und Leisten und Rahmen
wie ein dunkles Stammesgeschrei.

Aber sie wollen sich ja nicht wehren.
Sie erwachsen, drum haben sie Zeit.
Sie verstummen im Frühlicht und kehren
heim in die große Geduldigkeit.

Wissen: nach winzigen Menschenjahren
sind acht Bretter uns zugedacht,
Bretter, die Bäume im Walde waren.
(Auch die Bretter ächzen bei Nacht.)

Einmal aus den zerfallenen Brettern,
aus zerfallenem Fleisch und Bein
heben sich Bäume mit Ästen und Blättern,
ewige Wälder wolkenein.

Werner Bergengruen

Zwischen Himmel und Erde ist des Schieferdeckers Reich

1. Reparaturarbeiten am Sankt-Georgenturm

Tief unten das lärmende Gewühl der Wanderer der Erde, hoch oben die Wanderer des Himmels, die stillen Wolken in ihrem großen Gang. Monden-, jahre-, Jahrzehntelang hat der Turm keine Bewohner, als der krächzenden Dohlen unruhig flatternd Volk. Aber eines Tages öffnet sich in der Mitte der Turmdachhöhe die enge Ausfahrtür; unsichtbare Hände schieben zwei Rüststangen heraus. Dem Zuschauer von unten scheint es, sie wollen eine Brücke von Strohhalmen in den Himmel bauen. Die Rüststangen stehen wenige Fuß heraus, und die unsichtbaren Hände lassen vom Schieben ab. Dafür beginnt ein Hämmern im Herzen des Dachstuhls. Die schlafenden Eulen schrecken auf und taumeln aus ihren Luken im Zickzack in das offene Auge des Tages hinein. Lang währt das Pochen, dann verstummt es. Und den Rüststangen nach und quer auf ihnen liegend schieben sich zwei, drei kurze Bretter. Hinter ihnen erscheinen ein Menschenhaupt und ein paar rüstige Arme. Eine Hand hält den Nagel, die andere trifft ihn mit geschwungenem Hammer, bis die Bretter fest aufgenagelt sind. Die fliegende Rüstung ist fertig. So nennt sie ihr Baumeister, dem sie eine Brücke zum Himmel werden kann, ohne daß er es begeht. Auf die Rüstung baut sich nun die Leiter, und ist das Turmdach sehr hoch, Leiter auf Leiter. Nichts hält sie zusammen als der eiserne Längenhaken, nichts hält sie fest als auf der Rüstung vier Männerhände und oben die Helmstange, an der sie lehnt. Ist sie einmal über der Ausfahrtür und an der Helmstange mit starken Tauen angebunden, dann sieht der kühne Schieferdecker keine Gefahr mehr in ihrem Besteigen, so weh dem schwindelnden Menschenkinde tief unten auf der sicheren Erde wird, wenn es heraufschaut und meint, die Leiter sei aus leichten Spänen zusammengeleimt wie ein Weihnachtsspielzeug für Kinder. Aber ehe er die Leiter angebunden hat — und um das zu tun, muß er erst einmal hinaufgestiegen sein —, mag er seine arme Seele Gott befehlen. Dann ist er erst recht zwischen Himmel und Erde. Er weiß, die leichteste Verschiebung der Leiter — und ein einziger falscher Tritt kann sie verschieben — stürzt ihnrettungslos hinab in den sicheren Tod. Haltet den Schlag der Glocken unter ihm zurück, er kann ihn erschrecken!

Die Zuschauer unten tief auf der Erde falten atemlos unwillkürlich die Hände, die Dohlen, die der Steiger von ihrem letzten Zufluchtsort verscheucht, krächzen wildflatternd um sein Haupt; nur die Wolken am Himmel gehen unberührt ihren Pfad über ihn hin. Nur die Wolken? Nein! Der kühne Mann auf der Leiter geht so unberührt wie sie. Er ist kein eitler Wagling, der frevelnd von sich reden machen will; er geht seinen gefährlichen Pfad in seinem Berufe. Er weiß, die Leiter ist fest; er selbst hat das fliegende Gerüst gebaut, er weiß.

sein Herz ist stark und sein Tritt ist sicher. Er sieht nicht hinab, wo die Erde mit grünen Armen lockt, er sieht nicht hinauf, wo vom Zug der Wolken am Himmel der tödliche Schwindel herabtaumeln kann auf sein festes Auge. Die Mitte der Sprossen ist die Bahn seines Blickes, und oben steht er. Es gibt keinen Himmel und keine Erde für ihn, nur die Helmstange und die Leiter, die er mit seinem Tau zusammenknüpft. Der Knoten ist geschlungen; die Zuschauer atmen auf und rühmen auf allen Straßen den kühnen Mann und sein Tun hoch oben zwischen Himmel und Erde. „Schieferdecker“ spielen die Kinder der Stadt eine ganze Woche lang.

Aber der kühne Mann beginnt nun erst sein Werk. Er holt ein anderes Tau herauf und legt es als drehbaren Ring unter dem Turmknopf um die Stange. Daran befestigt er den Flaschenzug mit drei Kolben, an den Flaschenzug die Ringe seines Fahrzeugs. Ein Sitzbrett mit zwei Ausschnitten für die herabhängenden Beine, hinten eine niedrige, gekrümmte Lehne, hüben und drüben Schiefer, Nägel und Werkzeugkasten. Zwischen den Ausschnitten vorn das Haueisen, ein kleiner Amboß, darauf er mit dem Deckhammer die Schiefer zurichtet, wie er sie eben braucht. Dies Gerät, von vier starken Tauen gehalten, die sich oberhalb in zwei Ringe für den Haken des Flaschenzugs vereinigen, das ist der Hängestuhl, wie er es nennt, das leichte Schiff, mit dem er hoch in der Luft das Turmdach umsegelt. Mittels des Flaschenzuges zieht er sich mit leichter Mühe hinauf und lässt sich herab, so hoch und tief er mag; der Ring oben dreht sich mit Flaschenzug und Hängestuhl, nach welcher Seite er will, um den Turm. Ein leichter Fußstoß gegen die Dachfläche setzt das Ganze in Schwung, den er einhalten kann, wo es ihm gefällt. Bald bleibt kein Menschenkind mehr unten stehen und sieht herauf; der Schieferdecker und sein Fahrzeug sind nichts Neues mehr. Die Kinder greifen wieder zu ihren alten Spielen. Die Dohlen gewöhnen sich an ihn; sie sehen ihn für einen Vogel an, wie sie sind, nur größer, aber friedlich wie sie; und die Wolken hoch am Himmel haben sich nie um ihn gekümmert. Tag für Tag hantiert er mit Flickeisen und Klaue. Tag für Tag hämmert er Schiefer zurecht und Nägel ein, bis er fertig ist mit Hämmern und Nageln. Eines Tages sind Mann, Fahrzeug, Leiter und Rüstung verschwunden. Das Entfernen der Leiter ist so gefährlich wie ihre Befestigung, aber es faltet niemand unten die Hände, kein Mund röhmt des Mannes Tat zwischen Himmel und Erde. Tief unten lärmst noch das Gewühl der Wanderer der Erde, hoch oben gehen noch die Wanderer des Himmels, die stillen Wolken, ihren großen Gang, aber niemand mehr umfliegt das steile Dach als der Dohlen krächzender Schwarm.

2. Handwerker-Heldentum

Es schlug zwölf vom Sankt-Georgenturm. Der letzte Schlag schien nicht verhallen zu können. Aber das tiefe, dröhnende Summen, das solang' anhielt, war nicht mehr der verhallende Glockenton. Denn nun begann es zu wachsen; wie auf tausend Flügeln kam es gerauscht



F. Boehle

Der Schieferdecker (1896)

und geschwollen und stieß zornig gegen die Häuser, die es aufhalten wollten, und fuhr pfeifend und schrillend durch jede Öffnung, die es traf; polterte im Hause umher, bis es eine andere Öffnung zum Wiederherausfahren fand; pfiff wütend um die Straßenecken; blies den Schnee von einem Dach aufs andere und wirbelte ganze tanzende Riesentannen aus Schnee geformt vor sich her.

Da man ein Gewitter voraussah, war alles in den Kleidern geblieben. Die Rats- und Bezirksgewitternachtwachen sowie die Spritzenmannschaften waren schon seit Stunden beisammen. Herr Nettenmair hatte den Sohn nach der Hauptwachtstube im Rathause gesandt, um da seine, des Ratsschieferdeckermeisters, Stelle zu vertreten. Die zwei Gesellen saßen bei den Turmwächtern, der eine zu Sankt Georg, der andere zu Sankt Nikolaus. Die übrigen Ratswerkleute unterhielten sich in der Wachtstube, so gut sie konnten. Der Ratsbauherr sah bekümmert auf den brütenden Apollonius. Der fühlte des Freundenes Auge auf sich gerichtet und erhob sich, seinen Zustand zu verbergen. In dem Augenblick brauste der Sturmwind von neuem in den Lüften daher. Auf dem Rathaustrume schlug es eins. Der Glockenturm wimmerte in den Fäusten des Sturms, der ihn mit sich fortriss in seine wilde Jagd. Apollonius trat an ein Fenster, wie um zu sehen, was es draußen gäbe. Da leckte eine riesige schwefelblaue Zunge herein, bäumte sich zitternd zweimal an Ofen, Wand und Menschen auf und verschlang sich spurlos in sich selber. Der Sturm brauste fort; aber wie er aus dem letzten Glockenton von Sankt Georg geboren schien, so erhob sich jetzt aus seinem Brausen etwas, das an Gewalt sich so riesig über ihn emporreckte, wie sein Brausen über den Glockenton. Der Sturm brauste und pfiff wie mit der Wut des Tigers, daß er nicht vernichten konnte, was er packte; das tiefe, majestätische Rollen, das ihn überdröhnte, war das Gebrüll des Löwen, der den Fuß auf dem Feinde hat, der triumphierende Ausdruck der in der Tat gesättigten Kraft.

„Das hat eingeschlagen“, sagte einer. Ein Hilfegeschrei, ein Feuerruf erscholl durch den Sturm und Donner. „Es hat eingeschlagen“, schrie es draußen auf der Straße. „Es hat in den Turm von Sankt Georg geschlagen. Fort nach Sankt Georg! Jo! Hilfe! Feuerjo! Auf Sankt Georg! Jo! Feuerjo auf dem Turm von Sankt Georg!“ Hörner bliesen, Trommeln wirbelten darein. Und immer der Sturm und Donner auf Donner. Dann rief es: „Wo ist der Nettenmair? Kann einer helfen, ist's der Nettenmair! Jo! Feuerjo! Auf Sankt Georg! Der Nettenmair!“

Der Bauherr sah Apollonius erbleichen. „Wo ist der Nettenmair?“ rief es wieder draußen. Da schlug eine dunkle Röte über seine bleichen Wangen, und seine schlanke Gestalt richtete sich hoch auf. Er knöpfte sich rasch ein, zog den Riemen seiner Mütze fest unter dem Kinn. „Bleib' ich“, sagte er zu dem Bauherrn, indem er sich zum Gehen wandte, „so denkt an meinen Vater, an meines Bruders Weib und seine Kinder.“ Der Bauherr war betroffen. Er drückte ihm die Hand. Apollonius empfand alles, was der Händedruck sagen wollte.

Er sagte mit seinem alten Lächeln: „Auf solche Fälle bin ich immer bereit. Aber es gilt Eile. Auf Wiedersehen!“ Der schnelle Apollonius war dem Bauherrn bald aus den Augen.

Der Ruf: „Nettenmair! Wo ist der Nettenmair?“ tönte dem Gerufenen auf seinem Wege nach Sankt Georg entgegen und klang hinter ihm her. Das Vertrauen seiner Mitbürger weckte das Gefühl seines Wertes in ihm auf. Als er aus der Fremde zurückkehrend die Heimatstadt vor sich liegen sah, hatte er sich ihr und ihrem Dienste gelobt. Nun durfte er zeigen, wie ernst gemeint sein Gelübde war.

Der Platz um Sankt Georg war mit Menschen angefüllt, die alle voll Angst nach dem Turmdache hinaufsahen. Der ungeheure alte Bau stand wie ein Fels in dem Kampfe, den Blitzes helle mit der Nacht unermüdlich um ihn kämpfte. Jetzt umschlangen ihn tausend hastige glühende Arme mit solcher Macht, daß er selber aufzglühen schien unter ihrer Glut; wie eine Brandung lief's an ihm hinauf und stürzte gebrochen zurück, dann schlug die dunkle Flut der Nacht wieder über ihm zusammen. Ebensooft tauchte die Menge aneinander gedrängter bleicher Gesichter auf um seinen Fuß und sank wieder ins Dunkel zurück.

Da rief einer, sich selbst tröstend: „Es ist ein kalter Schlag gewesen. Man sieht ja nichts!“ Ein anderer meinte, die Flamme von dem Schlag könne noch ausbrechen. Hundert Stimmen setzten dagegen auseinander, welches Unglück die Stadt treffen könnte, ja treffen müßte, wenn der Schlag kein kalter war. Die meisten stellten in angstvoller Beredsamkeit den Gang dar, den der Brand nehmen würde. Stürzte das brennende Dachgebälke, so trieb es der Sturm dahin, wo eine dichte Häusermasse fast an den Turm stieß. So war das ganze Stadtviertel, das vor dem Winde lag, bei dem Sturm und Wassermangel unrettbar verloren. Diese Auseinandersetzungen brachten Ängstlichere so aus der Fassung, daß jeder neue Blitz ihnen als die ausbrechende Flamme erschien.

„Wo hat es eingeschlagen?“ fragte Apollonius, der eben daherkam. „In die Seite nach Brambach zu“, antworteten viele Stimmen.

Apollonius machte sich Bahn durch die Menge. Mit großen Schritten eilte er die Turmtreppe hinauf. Er war den langsameren Begleitern um eine gute Strecke voraus. Oben fragte er vergebens. Die Türmersleute meinten, es müsse ein kalter Schlag gewesen sein, und waren doch im Begriff, ihre besten Sachen zusammenzuraffen, um vom Turme zu fliehen. Nur der Geselle, den er am Ofen beschäftigt fand, besaß noch Fassung. Apollonius eilte mit Laternen nach dem Dachgebälk, um sie da aufzuhängen. Innen am Dachgebälk wurde Apollonius keine Spur von einem beginnenden Brände gewahr. Weder der Schwefelgeruch, der einen Einschlag bezeichnet, noch gewöhnlicher Rauch war zu bemerken. Apollonius hörte seine Begleiter auf der Treppe. Er rief ihnen zu, er sei hier. In dem Augenblick zuckte es blau zu allen Turmluken herein, und unmittelbar darauf rüttelte ein prasselnder Donner an dem Turme. Apollonius stand erst wie betäubt. Hätte er nicht unwillkürlich nach einem Balken gegriffen,

er wäre umgefallen von der Erschütterung. Ein dicker Schwefelqualm benahm ihm den Atem. Er sprang nach der nächsten Dachluke, um frische Luft zu schöpfen. Die Werkleute, dem Schläge ferner, waren nicht betäubt worden, aber vor Schrecken auf den obersten Treppenstufen stehengeblieben. „Herauf!“ rief ihnen Apollonius zu. „Schnell das Wasser! Die Spritze! In diese Seite muß es geschlagen haben, von der kamen Luftdruck und Schwefelgeruch. Schnell mit Wasser und Spritze an die Ausfahrtür!“ Der Zimmermeister rief, schon auf der Leitertreppe hustend: „Aber der Dampf!“ „Nur schnell!“ entgegnete Apollonius. „Die Ausfahrtür wird mehr Luft geben, als uns lieb ist!“ Der Maurer und der Schornsteinfeger folgten dem Zimmermann, der die Schläuche trug, so schnell wie möglich mit der Spritze die Leitertreppe hinauf. Die andern brachten Eimer kalten, der Gesell' einen Topf heißen Wassers, um durch Zugießen das Gefrieren zu verhindern.

In solchen Augenblicken hat, wer Ruhe zeigt, das Vertrauen, und dem gefaßten Tätigen unterordnen sich die andern ohne Frage. Der Bretterweg nach der Ausfahrtür war schmal; durch die verständige Anordnung Apollonius' fand dennoch alles im Augenblicke seinen Platz. Zunächst Apollonius, nach der Türe zu, stand der Zimmermann, dann die Spritze, dann der Maurer. Die Spritze war so gewendet, daß die beiden Männer die Druckstangen vor sich hatten. Zwei starke Männer konnten das Druckwerk bedienen. Hinter dem Maurer stand der Schieferdeckergeselle, um über dessen Schulter, so oft es nötig wäre, von dem heißen Wasser zuzugießen. Andere betrieben des Gesellen vorheriges Geschäft; sie schmolzen Schnee und Eis und behielten das gewonnene Wasser in der geheizten Türmerstube, damit es nicht wieder zu Eis fror. Andere waren bereit, als Zuträger zwischen Dachstuhl und Türmerstube zu dienen, und bildeten eine Art Spalier. Während Apollonius mit raschen Worten und Winken den Plan dieser Geschäftsordnung dem Zimmermann und Maurer mitteilte, die ihn dann in Ausführung brachten, hatte er die Dachleiter schon in der Rechten und griff mit der Linken nach dem Riegel der Ausfahrtür. Die Leute hatten die beste Hoffnung; aber als durch die geöffnete Tür der Sturm hereinpifff, dem Zimmermann die Mütze vom Kopfe riß und Massen feinen Schneestaubs gegen das Gebälke warf und heulend und rüttelnd den Dachstuhl auf und ab polterte, und Blitz auf Blitz blendend durch die dunkle Öffnung brach, da wollte der Mutigste die Hand von dem vergeblichen Werke abziehen. Apollonius mußte sich mit dem Rücken gegen die Türe kehren, um atmen zu können. Dann, beide Handflächen gegen die Verschalung oberhalb der Türe gestemmt, bog er den Kopf zurück, um an der äußern Dachfläche hinaufzusehen. „Noch ist zu retten“, rief er angestrengt, damit die Leute vor dem Sturm und dem ununterbrochenen Rollen des Donners ihn verstehen konnten. Er ergriff das Rohr des kürzesten Schlauches, dessen unteres Ende der Zimmermann einschraubend an der Spritze befestigte, und wand sich den oberen Teil um den Leib. „Wenn ich zweimal hintereinander den Schlauch

anziehe, drückt los. Meister, wir retten die Kirche, vielleicht die Stadt!" Die rechte Hand gegen die Verschalung gestemmt, bog er sich aus der Ausfahrtür; in der linken hielt er die leichte Dachleiter frei hinaus, um sie an dem nächsten Dachhaken über der Türe anzuhängen. Den Werkleuten schien das unmöglich. Der Sturm mußte die Leiter in die Lüfte reißen und — nur zu möglich war's — er riß den Mann mit. Es kam Apollonius zustatten, daß der Wind die Leiter gegen die Dachfläche drückte. An Licht fehlte es nicht, den Haken zu finden; aber der Schneestaub, der dazwischen wirbelte und vom Dache herabrollend in seine Augen schlug, war hinderlich. Dennoch fühlte er: die Leiter hing fest. Zeit war nicht zu verlieren; er schwang sich hinaus. Er mußte mehr der Kraft und Sicherheit seiner Hände und Arme vertrauen, als dem sicheren Tritt seiner Füße; denn der Sturm schaukelte die Leiter samt dem Mann wie eine Glocke hin und her. Oben, seitwärts über der ersten Sprosse der Leiter, hüpfen bläuliche Flammen mit gelben Spitzen. Der Raum, den der Brand bis jetzt einnahm, war klein. Der Frost in der Verschalung warf die hartnäckig immer wiederkehrenden hüpfenden Flämmchen lange zurück, ehe sie bleibend einwurzeln und von dem Wurzelpunkte aus weiterfressen konnten. Er sah: noch war zu retten; und er brauchte die Kraft, die ihm dieser Gedanke gab. Die Leiter schaukelte nicht mehr bloß herüber und hinüber, sie wuchtete zugleich auf und ab. Was war das? Wenn der Dachbalken locker war — aber er wußte, das konnte nicht sein —, diese Bewegung war unmöglich. Aber die Leiter hing ja gar nicht an dem Haken; er hatte sie an ein hervorspringendes Eichenblatt der Blechverzierung angehängt. Sein Gewicht wuchtete an dem Stücke und zog es mit der Leiter immer mehr herab. Noch einen Zoll tiefer, und das Blatt lag waagrecht, und die Leiter glitt von dem Blatte herab und mit ihm hinunter in die ungeheure Tiefe. Sechs Zoll weit neben dem Blatte war der Haken. Noch drei leichte Schritte die schwankende Leiter hinauf, und er faßte mit der linken Hand den Haken, hielt sich fest daran und hob die Leiter mit der rechten von dem Blatte herüber an den Haken. Sie hing. Die linke ließ den Haken und faßte neben der rechten die Leitersprosse; die Füße folgten; er stand wieder auf der Leiter. Und jetzt begannen schon die Schiefer unter der Lücke zu glühen; nicht lang, und sie rollten sich schmelzend, und die brennenden Schlacken trugen das Verderben fliegend weiter. Apollonius zog die Klaue aus dem Gürtel; wenig Stöße mit dem Werkzeug, und die Schiefer fielen abgestreift in die Tiefe. Nun übersah er deutlich den geringen Umfang der brennenden Fläche; seine Zuversicht wuchs. Zwei Züge an dem Schlauch, und die Spritze begann zu wirken. Er hielt das Rohr erst gegen die Lücke, um die Verschalung oberhalb des Brandes noch geschickter zum Widerstande zu machen. Die Spritze bewies sich als kräftig; wo ihr Strahl unter den Rand der Schiefer sich einzwängte, splitterten diese krachend von den Nägeln. Die Flammen des Brandes knisterten und hüpfen zornig unter dem herabfließenden Wasser; erst dem unmittelbar gegen sie gerichteten Strahl gelang es, und auch diesem mehr durch seine erstickende

Gewalt als durch die Natur seines Stoffes, die hartnäckigsten zu bezwingen.

Die Brandfläche lag schwarz vor ihm, dem Strahl der Spritze antwortete kein Zischen mehr. Da rasselte das Getriebe der Uhr tief unter ihm. Es schlug zwei. —

Jeder Atem stockte. Aus Hunderten der verschiedensten Gesichter starnte derselbe Ausdruck nach dem Manne hinauf. Keiner glaubte an das Wagnis, und sie sahen das Wagnis doch. Es war wie etwas, das ein Traum wäre und doch Wirklichkeit zugleich. Keiner glaubte es, und doch stand jeder einzelne selbst auf der Leiter, und unter ihm schaukelte sich der leichte Span in Sturm und Blitz und Donner hoch zwischen Himmel und Erde. Und sie standen doch auch wieder unten auf der festen Erde und sahen nur hinauf. Und doch! — wenn der Mann stürzte, dann waren sie's, die stürzten. Die Menschen unten auf der festen Erde hielten sich kramphaft an ihren eigenen Händen, an ihren Stöcken, an ihren Kleidern, um nicht herabzustürzen von der entsetzlichen Höhe. So standen sie sicher und hingen doch zugleich über dem Abgrunde des Todes, jahrelang, ein Leben lang, denn die Vergangenheit war nicht gewesen; und doch war's nur ein Augenblick, seit sie oben hingen. Sie vergaßen die Gefahr der Stadt, ihre eigene über der Gefahr des Menschen da oben, die ja doch ihre eigene war. Sie sahen, der Brand war getilgt, die Gefahr der Stadt vorüber. Sie wußten es wie in einem Traume, wo man weiß: man träumt; es war ein bloßer Gedanke ohne lebendigen Inhalt. Erst als der Mann die Leiter herabgeklommen, in der Ausfahrtür verschwunden war und die Leiter sich nachgezogen hatte, erst als sie nicht mehr oben hingen, als sie sich nicht mehr an den eigenen Händen, Stöcken und Kleidern festhalten mußten, da erst kämpfte die Bewunderung mit der Angst. Eine alterszitternde Stimme begann zu singen: „Nun danket alle Gott!“ Als der alte Mann an die Zeile kam: „der uns behütet hat“, da stand erst alles vor ihrer Seele, was sie verlieren konnten und was ihnen gerettet war. Die fremdesten Menschen fielen sich in die Arme, einer umschlang in dem andern die Lieben, die er hätte verlieren können, die ihm gerettet waren. Alle stimmten ein in den Gesang; und die Töne des Dankes schwollen über die ganze Stadt, über Straßen und Plätze, wo Menschen standen, die gefürchtet hatten, und drangen in die Häuser hinein bis in das innerste Gemach und stiegen bis in die höchste Bodenkammer hinauf. Die ganze Stadt war eine einzige Kirche und Sturm und Donner die riesige Orgel darin. Und wieder erhob sich der Ruf: „Der Nettenmair! Wo ist der Nettenmair? Wo ist der Helfer? Wo ist der Retter? Wo ist der kühne Junge? Wo ist der brave Mann?“ Sturm und Gewitter waren vergessen. Alles stürzte durcheinander, den Gerufenen suchend; der Turm von Sankt Georg wurde gestürmt. Den Suchenden kam der Zimmermann entgegen und sagte, der Nettenmair habe sich einen Augenblick im Türmerstübchen zur Ruhe gelegt. Nun drangen sie in den Zimmermann: Er sei doch nicht beschädigt?

Seine Gesundheit habe doch nicht gelitten? — Der Zimmermeister konnte nichts sagen, als daß Nettenmair mehr getan habe, als ein Mensch im gewöhnlichen Lauf der Dinge zu tun imstande sei.

Wohl eine halbe Stunde hatte Apollonius gelegen. Ehe er sich gelegt, hatte er noch gesorgt, daß die Laternen vorsichtig ausgelöscht wurden. Er hatte die Ausfahrtür geschlossen und die Spritze in die Türmerstube bringen lassen, damit der Frost ihr keinen Schaden tun konnte. Er vermochte kaum mehr zu stehen. Der Geselle hatte unterdes frische Kleider geholt. Später auf dem Wege begann eine große Not für Apollonius. Er wurde von Arm in Arm gerissen; selbst angesehene Frauen umfaßten und küßten ihn. Seine Hände wurden so gedrückt und geschüttelt, daß er sie drei Tage lang nicht mehr fühlte. Er verlor seine natürliche edle Haltung nicht. Wer ihn nicht schon kannte, verwunderte sich; man hatte sich ihn anders gedacht, braun, keckäugig, verwegen, übersprudelnd von Kraftgefühl, wohl sogar wild. Aber man gestand sich, sein Ansehen widersprach dennoch nicht seiner Tat. Das mädchenhafte Erröten einer so hohen männlichen Gestalt hatte seinen eigenen Reiz, und die verlegene Bescheidenheit des ehrlichen Gesichts, die nicht zu wissen schien, was er getan, gewann alle Herzen; die milde Besonnenheit und einfache Ruhe stellte die Tat nur in ein schöneres Licht; man sah, Eitelkeit und Ehrbegierde hatten keinen Teil daran gehabt.

Otto Ludwig

Wie Johann ein Stubenmaler wurde

Wenn von Johannes' Berufswahl die Rede war, galt es als ausgemacht, daß er Maler würde. Diese Entscheidung war getroffen, weil im Handwerk doch die Gewohnheit herrschte, das Geschäft des Vaters auf einen Sohn zu vererben, weil Johann nicht widersprach und weil angenommen wurde, er hätte ein gewisses Talent zum Zeichnen. Mit diesem Talent war es nun freilich nicht weit her. Er zeichnete in der Schule allerdings gern nach den dort vorhandenen Vorlagen, von einer besonderen Begabung aber war keine Rede, und vom Zeichenlehrer ist auch nie davon gesprochen worden. Talent wurde genannt, daß Johann nicht ganz so gleichgültig zeichnete wie die meisten anderen Knaben. Es kam vor, daß er einen auf der Vorlage bewunderungswürdig — wie ihm schien — gezeichneten Baum mit der größten Sorgfalt kopierte, daß er in der geduldigsten Weise an den Laubmassen kritzelt, für die Behandlung des Stammes sogar ein gewisses Verständnis aufbrachte und vom Zeichenlehrer und zu Hause dann gelobt wurde. Begabung aber war das nicht. Denn es war dem Knaben unmöglich, aus dem Kopf oder nach der Natur zu zeichnen, er fühlte auch kaum das Bedürfnis, es zu tun.

Es kam hinzu, daß ihm eines Tages einige Schriftvorlagen in die Hand gefallen waren, die der Vater für seine Schildermalereien benutzte. Es waren alte Frakturschriften, und die kühnen, weichen Schnörkel der großen Buchstaben gefielen dem Knaben so gut, daß er die Lettern nachzuzeichnen und sich einzuprägen begann. Er begann, seinen Namen auf Schreibhefte und Löschblätter zu zeichnen, und er kam bei den Mitschülern schnell in den Ruf, ein großer Schriftzeichner zu sein. Diese Neigung wurde im Elternhaus bemerkt und verstärkte den Ruf. Zum Widerspruch lag ein Anlaß nicht vor. Eine bestimmte Neigung für irgendeinen Beruf hatte er nicht, aller Berufsentscheidung stand er gleichgültig gegenüber, denn er kannte sich selbst noch in keiner Weise. Die Wichtigkeit der Berufswahl sah er nicht ein, wurde auch von seiner Umgebung nicht auf den Gedanken gebracht, daß eine der folgenreichsten Entscheidungen zu treffen sei. Der Fehler bestand darin, daß die Entscheidung zu früh gefällt wurde und den kleinbürgerlichen Gewohnheiten nach gefällt werden mußte. Geistige Anlagen entwickeln sich oft spät. Bei Johann haben sie sich erst einige Jahre später unzweideutig angekündigt. Ihm selbst war seine Bestimmung beim Verlassen der Schule noch ganz unklar. Er hatte den Vater vor Augen und mit ihm das Bild eines Zwiespaltes von Pflicht und Neigung; er glaubte, so sei es überhaupt im Leben, der Beruf sei eine Sache für sich und das Lebensgefühl eine andere. Daß beides zusammenfließen und die Tage mit Arbeitsleidenschaft ausfüllen könne, davon wußte er nichts und konnte er nichts wissen. Es war in ihm ein unklares Sehnen und Wünschen, eine gegenstandslose Begeisterungsfähigkeit, aber kein bestimmter Wille. Der Vater hatte sein Programm bereits fertig. „Du lernst nun“, sagte er, „vier Jahre bei Onkel Jochen. Dann gehst du auf die Wanderschaft. Nach einigen Jahren heiratest du irgendwo die Tochter deines Meisters, übernimmst dessen Geschäft, und ich komme dann zu dir, um dir zu helfen.“ Johann sagte zu alledem treuherzig: „Ja“. Der Vater glaubte fest an die Möglichkeit einer Verwirklichung dieses Planes, und er ist später bitter enttäuscht gewesen, als es so ganz anders kam.

Als Johann am ersten Morgen wegging, um die Werkstatt von Onkel Jochen aufzusuchen, von Vater und Mutter zärtlich betreut, im funkelnagelneuen Arbeitsanzug, war ihm wunderlich zumute. Er war gerührt mit tausend guten Ermahnungen entlassen worden, ihm war bänglich und bekommen zumute; das neue Zeug stand brettsteif um den Körper, die harte Leinwand scheuerte am Hals und roch so eigentümlich, daß sich ihm das neue Leben, das zu beginnen er im Begriff war, mit diesem Geruch zu einer Vorstellung verband. Doch hätte der Abschied von zu Hause gar nicht so feierlich zu sein brauchen, denn nach zwei Stunden war Johann schon wieder da.

Onkel Jochen zeigte sich gleich am ersten Tag als ein Mann, der sich in die Situation eines anderen nicht hineinfühlen konnte. Als der neue Lehrling ankam, wurde er von dem Onkel und der Tante freundlich empfangen und eine Stunde lang in die Wohnstube gesetzt, bis der Meister in der Werkstatt mit seinen Gehilfen fertig war. Dann holte der Onkel ein Papier hervor und beauftragte Johann, damit stracks zum Vater zurückzugehen und dessen Unterschrift zu fordern. Das hätte nun sehr wohl Zeit bis zum nächsten Tag gehabt, und abends sollte der Lehrling ja zum Schlafen wieder heimgehen. Onkel Jochen hatte es sich aber aus irgendwelchen Gründen anders ausgedacht, und so stand Johann denn um acht Uhr früh wieder vor dem Vater. Auf den neuen Lehrling machte dieses nutzlose Hin und Her gleich am ersten Morgen einen ernüchternden Eindruck. Um so mehr, als der Weg wohl dreiviertel Stunden betrug und nun schon dreimal hatte zu Fuß zurückgelegt werden müssen. Als er dann beim Meister wieder ankam, war dieser bereits weggegangen; die Tante gab Johann Frühstück und brachte ihn in die Werkstatt zu dem Vorarbeiter, dem sogenannten Werkstattpolier, der wegen seiner Grobheit berüchtigt war, von dem allerhand Schlimmes erzählt wurde, der Johann für dieses Mal aber freundlich, mit einer süßlichen Untertänigkeit der Meisterin gegenüber empfing und dem neuen Lehrling eine Arbeit zuteilte. Johann erledigte seine Arbeit schnell und gut, da er vom Vater gründlich vorgebildet war, und erregte damit das Erstaunen und den Beifall des neuen Vorgesetzten. Es war ungefähr so wie am ersten Schultag. Nie ist er stärker gelobt worden, als für diese erste Arbeit, die darin bestand, Blumenkübel zu streichen. Da der Polier ein Trinker war und eben gefrühstückt hatte, geriet er ein wenig ins Faseln, setzte auseinander, was alles nötig sei, um ein guter Maler zu werden, und schloß mit diesen Worten: „Vor allem mußt du drei Dinge haben: Kopf, Genie und Ellbogenkraft.“ Und Johann sagte zu alledem verehrungsvoll: „Ja.“ In den Morgenstunden ging es sonst in der Werkstatt lebhaft wie in einem Bienenstock zu. Die Lehrlinge standen an den Reibesteinen, um die feinen Farben zu reiben, Cochenillerot, Zinnober, Preußisch-Blau, Chromgelb und Kremserweiß. Die Farben wurden mit Öl angemacht, mit der glatten Seite des Reibsteines bearbeitet, bis alles Körnige verschwunden war. Am schlimmsten war es mit dem Kienruß. Das leichte schwarze Pulver stäubte und wollte sich mit dem Firnis nicht mischen lassen. Diese Arbeit wurde von den älteren Lehrlingen schadenfroh gern den jüngsten zugeschoben. Der Neuling verbreitete dann eine fürchterliche Schweinerei um sich, und um seinen Arbeitsanzug war es dann für dieses Mal geschehen. Eine unangenehme Arbeit war das Durchsieben alter Farbenreste. Die Reste wurden zusammengegossen, die hellen Farben besonders für

sich und die dunkeln; die dicken häutigen Massen wurden dann durch feine Drahtsiebe getrieben, und die so gewonnenen hellen und dunklen Farben wurden zum Grundieren beim Anstrich der Fassaden verwendet. Diese Arbeit hat Johann viele Stunden und Tage tun müssen. Wenn er von den Danaiden hört, so fällt ihm unwillkürlich seine sehr unklassische Tätigkeit am Farbensieb ein.

Eine erfreulichere Beschäftigung war das Einfüllen von Farbe, Öl, Lack und Terpentin in Eimer, Töpfe, Flaschen und Blechkannen, das Abwiegen auf der Dezimalwaage und das Anschreiben im Werkstattbuch. Doch mußte man schon zwei Jahre gelernt haben, bevor man zu dieser verantwortungsvoller Tätigkeit zugelassen wurde. Es war eine krämerartige Beschäftigung, und man kam sich dabei schon wichtiger vor. Diese Tätigkeit war um so unterhaltender, als mit der Werkstatt Lagerräume verbunden waren, in denen es ganz heimelig und romantisch zu arbeiten war. Da war ein Schuppen, in dem der Leim lagert, das isländische Moos, die Seife und die Holzspäne, die auf frisch gestrichene Fußböden gelegt werden. Johann mußte über Tonnen hinwegklettern, in halbdunklen Winkeln auf Regalen herumkramen, und da konnte er dann, wenn er recht zögerte, zehn Minuten allein sein, was immer köstlich war. Es roch streng und gut, und man konnte sich allerhand denken. Der Knabe kannte die Gerüche zwar schon aus der Werkstatt des Vaters, aber hier war doch alles in viel größeren Mengen vorhanden. In einem anderen Schuppen standen riesige Kreidefässer. Und da waren auch die Gerüstbretter, die Böcke und kurzen Leitern aufgestapelt. Wenn Johann dort arbeitete, gingen oben auf dem Holzfußboden unaufhörlich Füße hin und her. Dort war der Raum, wo die Möbel gestrichen, gemasert und lackiert wurden.

Nach der Werkstattarbeit kam der Gang zur Arbeitsstelle. Ehemalige Mitschüler und Spielkameraden kamen vorüber. Sie waren im Kontor tätig oder als Schreiber bei Rechtsanwälten angestellt, waren sauber gekleidet und sahen etwas verlegen auf Johann in seinem beklecksten Anzug. Es brach die Zeit schon an, wo das Arbeitskleid des Handwerkers in Verruf kam. Jeder wollte herrenmäßig aussehen, mit weißem Kragen, reinen Manschetten und blanken Stiefeln. Es kam jene Gesinnung auf, die sich in der Äußerung eines Dienstmädchen aussprach, das Johann einst in einem Laden im Gespräch mit dem Krämer traf. Dieser fragte, ob es wahr sei, daß sie sich verlobt hätte, und was ihr Verlobter sei. Sie antwortete: Ja, es sei schon richtig; ihr Bräutigam sei aber nicht so ein gewöhnlicher Handwerker, sondern er sei Schutzmann, also ein Beamter!

Auf der Arbeitsstelle wurde er schon mit Ungeduld erwartet, denn es war bald Frühstückszeit, und er sollte für die Gehilfen einholen. Am liebsten saßen diese in dem Raum des Hauses oder des Neubaues,



Holzschnitt aus dem „Heiligenleben“ des Nürnberger Verlegers Koberger (1488):

St. Lukas, der Heilige der Malergilde, mit einem Farben reibenden Lehrbuben

der am meisten Rückendeckung bot. Die mit Gerüsten eng verstellten Räume waren ihnen die liebsten. Dort saßen sie zwischen den Gestellen und Leitern, unter Gerüstbrettern, die den Raum so niedrig machten, daß man kaum aufrecht gehen konnte, wie in einer grotesken Landschaft. Einer hatte junge Rettiche mitgebracht; das führte dann zu einer lebhaften Unterhaltung über Gemüsebau und Laubengland. Ein Junggeselle hatte eine Dose Hummerkonserven vor sich. Das gab Anlaß, wichtig und breit über die Zubereitung, über den Fang und über die Lebensgewohnheiten des Hummers zu sprechen, wobei alles von ungefähr Gelesene eingeflochten wurde. Dann las jemand eine Zeitungsnotiz vor und entfesselte damit ein politisches Gespräch. Und das sprang dann willkürlich hierhin und dorthin, weil jeder wie ein Kind ausplauderte, was er besonders auf dem Herzen hatte. Johann liebte diese Frühstückspause sehr. Alles, was die Gehilfen sagten, dachten und empfanden, war dem Knaben neu und lehrreich, alles war menschlich anregend. Das ganze Dasein dieser Menschen, die ihr Leben lang Gehilfen bleiben, sich mit ihrem dienenden Schicksal abgefunden und ihre Welt so reich, so behaglich und sicher wie möglich ausgebaut hatten, zog am unerfahrenen Auge vorüber. Es war Johann, als erlebte er, was ihn sonst in den Büchern so stark fesselte, als gebe das Leben ihm eine Extravorstellung; er fühlte sich in diesem Kreis heimisch, weil jede Regung, die schöne und häßliche, die gute und schlimme, unbefangen zutage trat. Die Zeit von der Frühstückspause bis zum Mittag war

die längste, in ihr wurde am meisten geschafft. Johann wurde nach dem Frühstück einem bestimmten Gehilfen zugeteilt, und es kam auf diesen an, ob er klar und gewissenhaft die nötigen Arbeitsanweisungen gab, oder ob er den Lehrling mürrisch behandelte und als Last empfand. Es war gewissermaßen gegen den Komment, sich viel mit den Lehrlingen abzugeben. Anders war es, wenn der Lehrling mit einem Gehilfen allein arbeitete, auf dem Gerüst, unter der Decke, beim Olen der Fußböden oder im Garten irgendwo beim Streichen des Zaunes. Dann wurden die Gehilfen vertraulicher, sprachen mit den Jüngeren wie mit Erwachsenen und gaben Ratschläge für Gegenwart und Zukunft. Eine Verpflichtung bestand aber nicht für die Gehilfen, Lehrlingen Lehrer zu sein. Alles wurde wie in Bruchstücken beim Arbeiten selbst gelernt, und es blieb dem Lernenden überlassen, die Teile in einen lebendigen Zusammenhang zu bringen. Eine Arbeit, die immer wiederkehrte, bestand darin, daß eines jener Einfamilienhäuser, die in einem Garten lagen und für den Vorort typisch waren, neu hergerichtet werden sollte. Das erste Geschäft war, in den Zimmern und Sälen Gerüste zu bauen. Diese Tätigkeit war unterhaltend. Sich auf dem Gerüst ungezwungen zu bewegen, dazu gehörte Übung und eine gewisse Seiltänzergeschicklichkeit, vor allem, wenn nur wenige Bretter vorhanden waren und wenn es in einem Treppenhaus aufgestellt war, wo man eine große Tiefe unter sich hatte.

War das Gerüst gelegt, so wurde der Plafond von der alten Leimfarbenschicht gereinigt. Das war schmutzige Arbeit. Mit großen Borstenpinseln wurde die alte Farbe aufgeweicht, dann wurde sie mit Metallspateln abgekratzt und endlich abgewaschen. Darauf wurden die Risse und Löcher gegipst, und es wurde die Decke mit einer dünnen Seifenlösung überzogen. Während sie trocknete, wurden die Farben für den neuen Anstrich bereitet. Kreide wurde eingeweicht, wobei die Knoten und Klöße, die sich bildeten, mit der Hand zerdrückt und verrührt wurden. Dann wurden die Mischfarben zugesetzt. Die Farben wurden in drei oder vier Tönen vom Hellen zum Dunklen abgetönt, der Spiegel der Decke wurde am hellsten, das Wandgesims am dunkelsten gestrichen, alle Töne aber mußten sich nach den Farben der Tapete richten. Darum mußte immer eine Tapetenprobe mit einem Nagel unter dem Wandgesims befestigt sein. Endlich wurde der Leim den Farben zugesetzt. Dann war alles zum Streichen bereit. Das war eine ernste Sache. Zwei oder gar drei Gehilfen standen nebeneinander, die Breite des Plafonds beherrschend, und bedeckten mit großen Streichbüsten schnell und gleichmäßig die Fläche. Die Farbe durfte beim Streichen nicht trocken werden, weil sonst häßliche Ansätze entstehen. Nachher war die Spannung groß, ob die Fläche schön ebenmäßig und ohne Flecken

aufzrocknen würde. Nachher kam die feinere Arbeit. Es wurden die Linien abgeschnürt, zwischen denen die Farbbänder laufen sollten. Einen Strich zu ziehen, ihn so zu ziehen, daß man den Ansatz nicht sah, daß kein Knoten entstand, das war eine Kunst, zu der Johann so bald nicht zugelassen wurde. Wer gute Striche ziehen konnte, breite und dünne, war ein guter Gehilfe. Als einst ein „Künstler“ auftauchte und seine Probearbeit lieferte — eine Landschaft mit kleinen Engeln darin —, wurde sein Arbeitsstand lebhaft umschwärmt; und als er seine Fähigkeiten bewiesen hatte, so daß selbst die Skeptischen nichts dagegen sagen konnten, faßten sie ihr Urteil in diesen Worten zusammen: „Na ja, malen kann er ja; die Frage ist aber, ob er auch einen Strich ziehen kann.“

Der Körper mußte für die Arbeit auf dem Gerüst und unter der Decke trainiert werden. Es dauerte seine Zeit, bis man ohne Schmerzen und steifen Nacken während des ganzen Tages auf der Rüstung stehen und an der Decke mit erhobenen Armen arbeiten konnte. Zuerst durfte Johann nur die Schablonen mit anfassen, wenn die Decke mit Ornamenten verziert wurde, dann aber gab man ihm einen kleinen Pinsel und einen Malstock, einen richtigen Malstock mit einem Zeugbausch an der Spitze in die Hand und zeigte ihm, wie er die „Halter“ der Schablonen zumalen müsse. Das war eine stolze Arbeit. Häufiger freilich mußte er die Fenster streichen. Das war eine verwinkelte Sache, denn da gibt es so viele Ecken, Falze und Leisten, und man kann so leicht etwas vergessen. Schwierig war es auch, die Sprossen beim Streichen sauber zu „beschneiden“, das heißt den Pinsel so zu führen, daß das Holz überall mit Farbe bedeckt ist, das Glas aber sauber bleibt. Darauf wurde viel Wert gelegt, und Johann erwarb darin eine schöne Fertigkeit.

Zuweilen wurde Johann ein Neubau als Arbeitsplatz angewiesen, dergestalt, daß er der erste war, der mit einem Gehilfen zusammen den Bau betrat, und daß er am letzten Tage dann, nach Monaten, allein mit dem Vorarbeiter die Fußböden und Treppen lackierte, daß sich beide gewissermaßen über den Vorplatz hinweg aus dem fertigen Hause selbst hinauslackierten, zuschlossen und weggingen. So kam es, daß er die Malerarbeiten in ihrer Folge kennenlernte und auch sonst einen Blick auf die Tätigkeiten der anderen Handwerker werfen konnte.

Und es war etwas Wunderbares, immer von einer Arbeit umgeben zu sein, die zu einem Ganzen führte. Nicht, daß Johann dieses Ganze damals in allen seinen Teilen schon begriffen hätte; aber er empfand seine Gegenwart und erlebte es als Stimmung. Der Bau wurde ihm lebendig, er erschien ihm mit allen seinen Gesichtern, Geräuschen und Gerüchen wie eine kleine Welt. Der Eindruck ist so stark

gewesen, daß heute jedesmal ein Stück Jugend zum Greifen nahe vor ihm steht, wenn er irgendwo an einem Neubau vorübergeht und der feuchte Kalkgeruch ihm entgegenschlägt. Wie von selbst kommen dann die Erinnerungen. Er steht auf schwankenden Gerüstbrettern, sieht durch leere Fensterhöhlen auf sonnige grüne Gärten hinab, atmet den Leimgeruch der feuchten Farbe ein und sieht versonnen auf eine Meise, die sich auf dem Fenstersims niedergelassen hat und ins Zimmer äugt. Überall im Bau sind Stimmen, überall wird geklopft und gekratzt. Im Treppenhaus singen die Maler zweistimmig, und von weither dringt durch alle Geräusche mit hellem Ping-ping jener Ton, der entsteht, wenn der Töpfer die Ränder der Kacheln beklopft. Der Bau ist wie ein Lebewesen, der im Verlauf der stetigen Tagesarbeit Zelle auf Zelle ansetzt und seiner endgültigen Form still entgegenwächst. Es steht dabei eigentlich nicht in Frage, ob die geleistete Arbeit immer gut ist, ob der Geschmack, der regiert, schlechter oder besser ist; wichtig ist, daß die Arbeit unaufhaltsam getan wird, daß jeder sie einem andern aus der Hand nimmt und in die Hand gibt, daß die Gestalten der Handwerker da sind, mit ihrem Handwerkszeug klappernd, singend, pfeifend, redend, zankend, scherzend, alle in dem ihnen eigentümlichen Arbeitskleid, und jeder mit dem Gesicht und den Gesten seiner Tätigkeit.

So verschieden die Handwerker aber auch unter sich sind, sie sind doch alle von derselben Art. Sie schlossen sich damals zum Teil streng gegeneinander ab; selten frühstückten die Vertreter der verschiedenen Berufe miteinander. Es gab genug Streit und spöttische Nachrede, und in den Begegnungen auf dem Bau war häufig ein Mißtrauen, das nicht der Person, sondern dem Berufsgeiste galt. Dennoch waren alle Handwerker auch wieder ein einziger großer Stand. Jeder Beruf verlieh der Arbeits- und Lebensweise eine besondere Farbe, alle Farben zusammen aber ergaben eine Harmonie, ihnen allen war ein Grundton gemeinsam. Dieses Gemeinsame besteht darin, daß jedes Handwerk sozial genau in einer Mitte steht. Im Handwerk ist der goldene Zirkel von Tun und Denken geschlossen. Er erlaubt jedem seine Arbeit zu machen und heraufzusteigen, es kann, wie kein anderer Beruf, der Begabung zum festen Boden und zum Ausgangspunkt werden; aber es bleibt unverrückbar im Mittelpunkt der sozialen Ordnung. Es ist in sich reich gegliedert, steuert aber zugleich einer zersplitternden Spezialisierung. Kein Staatsbürger berührt so ungezwungen nach allen Seiten das Ganze der Gesellschaft wie der Handwerker.

Karl Scheffler

Kulturhistorische Einlage aus dem 16. Jahrhundert

Brief Ulrichs von Hutten an Willibald Pirkheimer vom 25. Oktober 1518

Was uns das Glück gegeben, nimmt es meist wieder weg, und das nicht allein; auch alles andere, was sich an den Menschen von außen anschließt, sehen wir dem Zufall unterworfen. Nun aber streb' ich nach Ehren, die ich ohne Mißgunst zu erlangen wünschte, in welcher Weise es auch sei; denn es besitzt mich ein heftiger Durst nach dem Ruhm, daß ich so viel wie möglich geadelt zu sein wünschte. Es würde schlecht mit mir stehen, teurer Willibald, wenn ich mich schon jetzt für einen Edelmann hielte, ob ich gleich in diesem Rang, dieser Familie, von solchen Eltern geboren worden, wenn ich mich nicht durch eigenes Bestreben geadelt hätte. Ein so großes Werk hab' ich im Sinn! Ich denke höher! Nicht etwa, daß ich mich in einen vornehmeren, glänzenden Stand versetzt sehen möchte, sondern anderwärts möcht' ich eine Quelle suchen, aus der ich einen besonderen Adel schöpfte und nicht unter die wahnhaften Edelleute gezählt würde, zufrieden mit dem, was ich von meinen Voreltern empfangen, sondern daß ich zu jenen Gütern noch etwas selbst hinzugefügt hätte, was von mir auf meine Nachkommen hinüberginge.

Und so gesteh' ich denn, daß ich diejenigen nicht beneide, die, von den untersten Ständen ausgegangen, über meine Zustände hinausgeschritten sind; und hier bin ich mit den Männern meines Standes keineswegs übereindenkend, welche Personen eines niedrigen Ursprungs, die sich durch Tüchtigkeit hervorgetan haben, zu schelten pflegen. Denn mit vollkommenem Rechte werden diejenigen uns vorgezogen, welche den Stoff des Ruhms, den wir selbst vernachlässigt, für sich ergriffen und in Besitz genommen; sie mögen Söhne von Walkern oder Gerbern sein, haben sie doch mit mehr Schwierigkeit, als wir gefunden hätten, dergleichen zu erlangen gewußt. Denn was, bei Gott! heißt es, den beneiden, der das besitzt, was wir vernachlässigten? Da sind nun Walker, Schuster und Wagner vorgelaufen. Warum haben wir die Stellung verlassen?

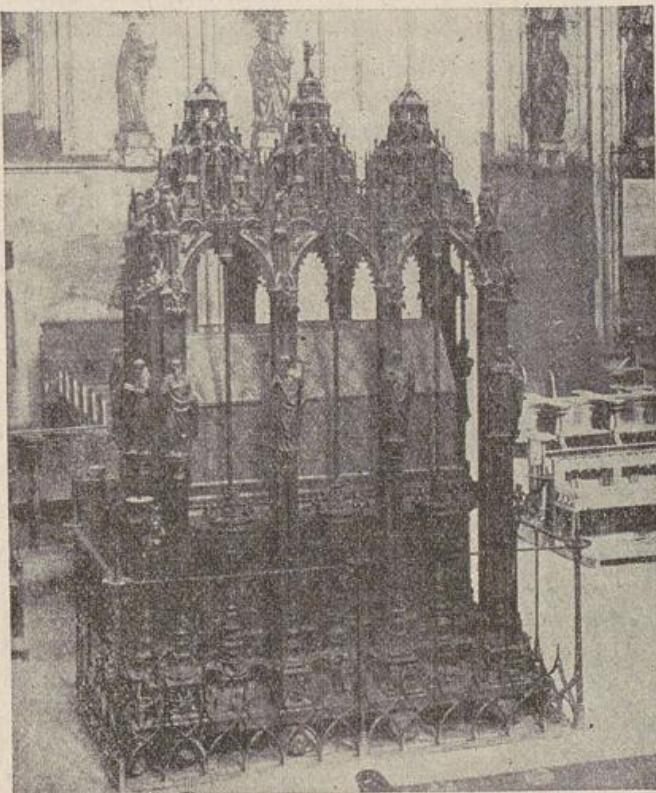
Jedes Verlangen nach Ruhm ist ehrbar, aller Kampf um das Tüchtige lobenswürdig. Mag doch jedem Stand seine eigene Ehre bleiben, ihm eine eigene Zierde gewährt sein!

So viel hab' ich dir von meinem Ehrgeiz und seiner Beschaffenheit so weitläufig wie aufrichtig vertrauen wollen.

Bericht des Frankfurter Kaufmanns Jakob Heller über seinen Besuch beim Meister Peter Vischer am Sebaldustag in Nürnberg

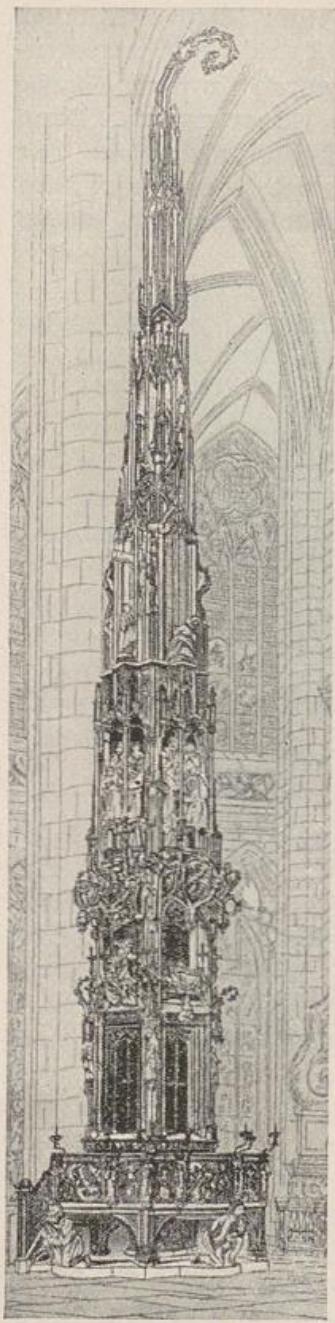
Als die rauschenden Freuden des Sebaldustages zu verebben anfingen, faßte ich den Entschluß, mich nach Vischers Wohnung hinzufragen, um den kunstreichen Verfertiger des Gehäuses zum Sebaldusgrab von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Ein Knabe war bald gefunden, der mich zu Vischers kleiner Wohnung führte. Die Tür fand ich offen und trat in einen kleinen dunklen Hausflur, in dem ich vergeblich horchte, ob es sich nicht irgendwo regte, und wo ich erst, nachdem mein Auge sich allmählich an die Dunkelheit gewöhnt hatte, eine eichene Stubentür mit Messingbeschlägen bemerkte. Da auf mein wiederholtes Anklopfen kein Laut sich vernehmen ließ, so öffnete ich leise die Tür und trat in das Zimmer. Drei Leute saßen hier in Hemdsärmeln an einem Tisch und zeichneten so eifrig, daß weder mein Pochen noch meine Tritte gehört wurden. Endlich faßte ich mir ein Herz und stammelte einen Gruß. Einer von den dreien guckte sich um und schob ein wenig sein schwarzes Käppchen. Es war ein Mann von etwa fünfundfünzig Jahren mit einer etwas gedrückten Nase und braunem, schön gekräuseltem Bart. „Was beliebt?“ fragte er kurz. Ich trug ihm, nachdem ich meinen Namen und Stand genannt, das Anliegen vor, den Herrn **Erzgießmeister Vischer** zu sprechen und seine Gießhütte zu sehen, wenn es ohne Störung geschehen könne. „Ihr stört mich immer, denn geschäftslos bin ich nie. An meiner Gießhütte ist nichts zu sehen, da keine Arbeit ist. Wer weiß, wann wieder einmal ein Gußwerk bestellt wird? Das Geld ist knapp und die Kunst wenig geschätzt“, so sagte der Alte und ich darauf: „Heute fürchte ich Euch noch mehr als sonst zu stören, da Ihr, wie ich sehe, Zeichenunterricht erteilt.“ Jener lachte, und ich erkannte meinen Irrtum, da die beiden andern, die so lange über den Tisch hingebogen saßen, endlich aufsahen. Der eine von ihnen war nur wenig jünger und der andere mit schneeweißem Bart und einer Glatze wohl zwölf Jahre älter. „Arbeitet man in Nürnberg noch so spät und selbst am Heiligenstag?“ fragte ich, um ein Gespräch einzuleiten, und Vischer erzählte, daß es wenigstens seine Sitte wäre und der Meister, die ich vor mir sähe, sich an den Feiertagen abends im Zeichnen zu üben, denn welcher Meister über die Lehrjungenjahre hinaus zu sein glaube, der finge an zu verlernen. Das junge Volk, er meinte seine Kinder, die könnten keinen Heiligenstag, namentlich kein Sebaldusfest, daheim verbringen, und daher wäre es nötig, daß er das Haus

bewachte. Er stand auf, ein langer, aber stämmiger Mann mit einem wahren Herkulesnacken, und drückte mir die Hand. Mit ungeheuerlicher Begeisterung pries ich sein Sebaldusgrab in der Kirche des Heiligen, das ich die Krone der edelsten Kunst nannte. Dann bat ich ihn, mit den anderen Meistern mich bekannt zu machen. Der eine von ihnen war der geschickte Sebastian Lindenast, der Meister des herrlichen Uhrwerks auf der Frauenkirche, ein ernster



*Sebaldusgrau in der Sebalduskirche zu Nürnberg
vom Erzgießermeister Peter Vische.*

stiller Mann mit langem, gelbem Haar und glattem Kinn. Mein Lob wies er mit den Worten zurück: „Ich habe, werter Herr, nur die kupfernen Figuren gemacht, nur die Körper vom Kaiser und von den Kurfürsten, aber mein Freund Jörg Heuß hat ihnen die Seele gegeben.“ So hieß nämlich der berühmte Schlossermeister, der Kirchenuhren verfertigte wie keiner sonst. Der dritte Meister, ein Siebzigjähriger, sah mich mit schwarzem Auge, dessen Jugendfeuer gar sehr von dem Silberbart abstach, so freundlich und zutraulich an, als wenn wir uns schon oft begrüßt hätten. Und wirklich hatte ich



Sakmentshäuschen
in der Lorenzkirche
zu Nürnberg
zum Steinmetz Adam Krafft

ihn schon gesehen in der Lorenzkirche am Sakmentshäuschen, nicht ihn selbst, aber sein treues Abbild. Es war Adam Krafft, der beste Steinmetz, nicht in Nürnberg, sondern in der Welt. Der alte Herr stand rüstig auf, setzte mir einen Schemel neben sich zurecht und vernahm es mit Freude, daß ich seine Werke mit Bewunderung schon betrachtet hatte und noch oft betrachten wollte. Auf meine Frage, was sie zeichneten, nahm Meister Lindenast das Wort: „Wir zeichnen immer alle ein Ding, jeder nach seiner Erfindung. Heute war an mir die Reihe aufzugeben, und weil mir schon lange ein Bildwerk am Rathause mit dem heiligen Martinus zu Pferde mißfallen, so schlug ich vor, ihn abzubilden, wie er mit einem Bettler seinen Mantel teilt. Dort hält der Heilige in einer Art den Degen, daß man meint, er wolle sich oder den Bettler erstechen, aber nicht ein Stück des Mantels abschneiden.“ Da er so sprach, dachte ich darüber nach und äußerte das Bedenkliche, ihn deutlich darzustellen. Der Bettler fleht und, anstatt ein Almosen vorzuziehen, zieht Martin den Degen. Das Roß muß die streitbare Natur des Reiters zeigen und dennoch, von keinem Zügel gehalten, stille stehen, während er mit beiden Händen den Mantel zerschneidet. Nicht schicklich wäre es, den Bettler nackt darzustellen, und dennoch soll man erkennen, daß ihm des Mantels Hälfte zugedacht sei. Meine Rede fand Beifall und sonderlich bei Vischer, der auf einmal ausrief: „Sonst ist unser Brauch, uns freundlich und brüderlich zu besuchen und voneinander zu scheiden, ohne etwas zu essen und zu trinken, heute aber muß eine Ausnahme stattfinden. Unser Guest, der so klug spricht, sei es, wie es sei, muß bewirtet werden. Drum schlage ich euch, Freunde, vor, daß wir von ihm unsre Zeichnungen beurteilen lassen (er ist uns allen gleich

fremd und nimmt daher keine Partei) und daß derjenige von uns, dem er den Preis zuerkennt, die Zeche bezahle. Wir gehen daneben in die Schenke, und wer die Ehre hat, der habe die Qual.“ Damit waren alle zufrieden. Ich betrachtete lange die Zeichnungen, von denen jede, allein betrachtet, unübertrefflich schien. Am saubersten und zartesten war die von Lindenast ausgeführt und die von Vischer am derbsten. Die Dürftigkeit des Mitleid erregenden Bettlers war auf allen drei Blättern gleich schön, der Kopf des Ritters überall gleich edel und das Roß gleich kriegsmutig. Bei Lindenast sah man Martin deutlich den Mantel zerschneiden, indem er darauf hinblickte, um wirklich als Christ zu teilen. Bei Krafft dagegen war der unverwandte Blick des Ritters auf den Armen gerichtet, und mit dem Degen durchfuhr er den Mantel, unbekümmert, wieviel ihm selbst noch zur Hälfte übrigbliebe. Daß das Roß hier und dort wie gebunden stand, gefiel mir nicht. Bei Vischer war dies nicht der Fall. Das Roß schien sich vielmehr vor dem Anblick des Bettlers am Wege zu entsetzen und blickte zornig seitwärts, aber mit den Zügeln, die er mit dem Ellbogen an die Brust preßte, lehrte der Ritter es stille stehen. Er blickte nicht allein zum Flehenden hin, sondern mit der einen Hand schneidend, reichte er ihm schon mit der anderen den Mantel dar. Hier war die größte Wahrheit und die größte Entschiedenheit. Ich lobte alle drei Zeichnungen, aber freimütig machte ich auf alle Mängel aufmerksam und (wunderbar!) erzürnte niemanden. „Ja“, sagte Vater Krafft mit dem Kopfe nickend, „Meister Vischer hat es heute am besten gemacht.“ „Recht so!“ rief Vischer. „Ihr stimmt ihm bei und läßt mich zahlen.“ Da ich die Zeichnungen noch immer in der Hand hielt, fragte mich Krafft, ob er mir mit der seinigen ein Geschenk machen könnte. Ich war hochvergnügt darüber und hub an: „Wie seid ihr Meister alle doch begünstigt vor anderen Menschen. Auch ich habe eine rechte Hand, die Hand hat Finger, und dennoch könnte ich keinen geraden Strich ziehen.“ „Nicht allein die rechte“, sagte Krafft darauf lächelnd, „auch meine linke Hand ist zu gebrauchen.“ Er ergriff mit ihr den Rötel und verbesserte die Zeichnungen in einer Art, so daß es viele Meister mit der rechten ihm nicht nachgemacht hätten. Auch Lindenast und Vischer schenkten mir ihre Zeichnungen. Ich dankte innigst gerührt für die Gaben und versicherte, es sollten sich ihrer noch Kind und Kindeskind freuen. Ich bat die freundlichen Geber, das Andenken mir noch durch die Unterschrift ihrer Namen zu erhöhen. Da sahen mich alle befremdet an und sagten beinahe einstimmig: „Wir sind Werkmeister, aber keine Schreibmeister. Das Schreiben verstehen wir nicht.“ Sie unterzeichneten sich darauf auf ihre Weise. Der eine zeichnete darunter ein paar Fischlein, der

andere einen Blütenast, den Bienen umschwärmt, und der dritte einen Herkules, der des Atlas Kugel trägt.

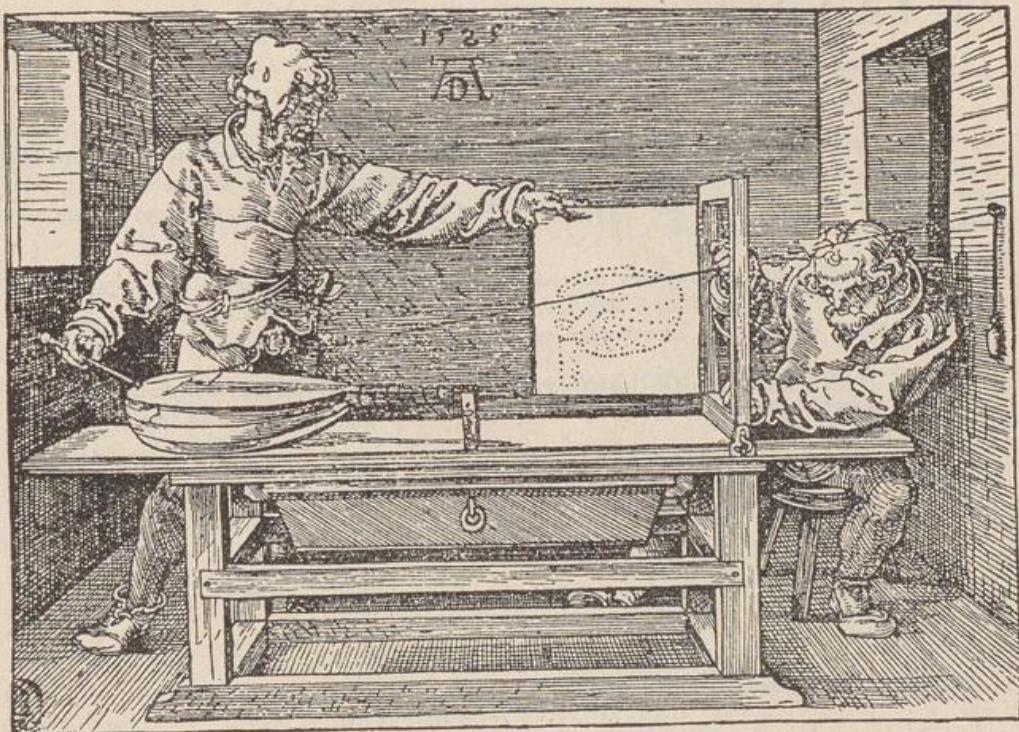
Wohlgemut begaben wir uns alle darauf in die Weinschenke und plauderten bei einem perlenden Gläschen, als wenn wir von Kindesbeinen an zusammen gelebt hätten. Ich konnte mir fast nicht denken, daß ich, ohne alle Empfehlung, als fremder Kaufherr neben drei der ersten Künstler, von denen der jüngste mein Vater hätte sein können, hier in so traulichem Vereine die heitersten Stunden verlebte. Das ist die ewige Jugend der Kunst. Wie Kinder nach dem ersten Bewillkommen sogleich miteinander bekannt sind, so lieben sich auch alle, die die Kunst lieben, und voll Kindeseinfalt vergessen sie Alter und Rang. Vater Krafft scherzte viel und sprach allerlei Dinge, und da er hörte, daß der Kaufherr Hans Imhoff unser gemeinschaftlicher Freund wäre, so umhalste und küßte er mich. Meister Vischer verglich unsere Zusammenkunft in der Schenke mit einer ähnlichen in Rom, woselbst er länger als die beiden andern Kunstgenossen verweilt hatte, und nahm Anlaß, viel von italienischen Sitten und Lustbarkeiten zu erzählen.

Eine ernste Wendung gab dem Gespräch Lindenast, indem er mich aufforderte, da ich verständig zu sprechen wisse, über den Vorzug der einen Kunst vor der andern ein freimütiges Geständnis abzulegen, namentlich ob die Malerei oder die Bildhauerei erhabener wäre. Die andern Meister stimmten ihm bei und drangen in mich, über das viel besprochene Thema zu entscheiden.

Vischer, der mir gegenüber saß, stützte sich mit beiden Händen auf und sah gespannt mich an, als ich so begann: „Wohl kann das Gedicht täuschen, ihr glaubt es zu sehen, was es schildert, aber nur der Geschichte, die alle Schönmalerei verschmäht, könnt ihr vertrauen. Jenes gibt einen holden Schein, diese dagegen Wahrheit, kalt und ernst wie sie. Jenes ist voll einschmeichelnden Zaubers, der flüchtigen Jugend Augenweide, diese ist des reiferen Alters nie versagender Trost. Der Vergleich zwischen dem Gedichte und der Geschichte ist der Vergleich zwischen der hold lächelnden Malerei und der ehrwürdigen Bildhauerkunst!“

Dies sagte ich nicht, um ihnen zu schmeicheln, sondern weil es mir so ums Herz war. Ein lebhaftes, heiteres Gespräch ließ uns die Stunden der Nacht vergessen, bis das Nachtwächterhorn uns an die Trennung mahnte.

*



A. Dürer

An der Visiermaschine (1525)

Wer hat recht?

In einem der dichterischen Streitgespräche, wie sie damals in den Versammlungen der Meistersinger beliebt waren, hat Hans Sachs obige Frage anders als der Kaufmann Heller beantwortet:

Vermag auch Beil und Meiβel viel,
schwach sind sie gegen den Pinselstiel.
Den Teufel malt er, die Höll' und den Tod,
das Paradies, die Engel und Gott.
Das macht er durch Farben dunkel und klar
mit geheimen Künsten euch offenbar.
Das hebt sich mächtig durch die Schattierung
nach einer schön entworfenen Visierung.
Er kann euch alles vor Augen stellen.
Zum zweiten jegliche Kunst erkennt
in des Malers Kunst ihr Fundament.
Der Steinmetz, Goldschmied und der Schreiner,
Formschneider, Weber, der Werkmeister keiner
entbehrt sie je, warum auch die Alten
sie für die herrlichste Kunst gehalten.

Nach Hagens Norica

Die Lehrbubenszene aus Richard Wagners „Die Meistersinger von Nürnberg“

Die Bühne stellt das Innere der Katharinenkirche in schrägem Durchschnitt dar; von dem Hauptschiff, welches links ab dem Hintergrunde zu sich ausdehnend anzunehmen ist, sind nur noch die letzten Reihen der Kirchenstuhlbänke sichtbar; den Vordergrund nimmt der freie Raum vor dem Chor ein.

Der Lehrbub DAVID tritt aus der Sakristei ein und macht sich darüber her, dunkle Vorhänge, welche so angebracht sind, daß sie den Vordergrund der Bühne nach dem Kirchenschiff zu schräg abschließen, aneinander zu ziehen.

Der Ritter WALTHER von STOLZING hat sich brütend in einen erhöhten kathederartigen Lehnstuhl geworfen, welchen zuvor zwei LEHRBUBEN von der Wand ab, mehr nach der Mitte zu gerückt hatten.

Noch mehrere LEHRBUBEN sind eingetreten; sie tragen und richten Bänke und bereiten alles zur Sitzung der Meistersinger vor.

1. Lehrbube: David, was stehst?

2. Lehrbube: Greif ans Werk!

3. Lehrbube: Hilf uns richten das Gemerk!

David: Zu eifrigst war ich vor euch allen;
schafft nun für euch; hab' ander Gefallen!

2. Lehrbube: Was der sich dünkt!

3. Lehrbube: Der Lehrling' Muster!

1. Lehrbube: Das macht, weil sein Meister ein Schuster.

3. Lehrbube: Beim Leisten sitzt er mit der Feder.

2. Lehrbube: Beim Dichten mit Draht und Pfriem'.

1. Lehrbube: Sein' Verse schreibt er auf rohes Leder.

3. Lehrbube: Das, dächt' ich, gerbten wir ihm!

David: (nachdem er den sinnenden Ritter eine Weile betrachtet, ruft er sehr stark)
„Fanget an!“

Walther: (verwundert aufblickend)

Was soll's?

David: (noch stärker)

„Fanget an!“ — So ruft der „Merker“;
nun sollt Ihr singen; — wißt Ihr das nicht?

Walther: Wer ist der Merker?

David: Wißt Ihr das nicht?
War't Ihr noch nie bei 'nem Sing-Gericht?

Walther: Noch nie, wo die Richter Handwerker!

David: Seid Ihr ein „Dichter“?

Walther: Wär' ich's doch!

David: Seid Ihr ein „Singer“?

Walther: Wüßt' ich's noch?

David: Doch „Schulfreund“ war't Ihr, und „Schüler“ zuvor?

Walther: Das klingt mir alles fremd vor'm Ohr.

David: Und so grad'hin wollt Ihr Meister werden?

Walther: Wie machte das so große Beschwerden?

David: Mein Herr, der Singer Meister-Schlag
gewinnt sich nicht in einem Tag.
In Nürnberg der größte Meister,
mich lehrt die Kunst Hans Sachs;
schon voll ein Jahr mich unterweis't er,
daß ich als Schüler wachs'.
Schuhmacherei und Poeterei,
die lern' ich da all einerlei:
hab' ich das Leder glatt geschlagen,
lern' ich Vocal und Consonanz sagen;
wichst' ich den Draht gar fein und steif,
was sich da reimt, ich wohl begreif';

den Pfriemen schwingend,
im Stich die Ahl',
was stumpf, was klingend,
was Maß und Zahl,
den Leisten im Schurz,
was lang, was kurz,
was hart, was lind,
hell oder blind,
was Waisen, was Milben,
was Kleb-Silben,
was Pausen, was Körner,
was Blumen und Dörner,
das alles lernt' ich mit Sorg' und Acht:
wie weit nun, meint Ihr, daß ich's gebracht?

Walther: Hilf Gott! Will ich denn Schuster sein?
In die Singkunst lieber führ' mich ein.

David: Ja, hätt' ich's nur selbst erst zum „Singer“ gebracht!
Wer glaubt wohl, was das für Mühe macht?
Der Meister Tön' und Weisen,
gar viel an Nam' und Zahl,
die starken und die leisen,
wer die wüßte allzumal!
Der „kurze“, „lang“ und „überlang“ Ton,
die „Schreibpapier“, „Schwarz-Dinten-Weis“,
der „zarte“, der „süße“, der „Rosen-Ton“;
der „kurzen Liebe“, der „vergess'ne Ton“;
die „Rosmarin“, „Gelbveiglein-Weis“;
die „Regenbogen“, die „Nachtigall-Weis“.

Walther: Hilf Himmel! Welch' endlos' Töne-Geleis'!

David: Das sind nur die Namen: nun lernt sie singen,
recht wie die Meister sie gestellt!
Jed' Wort und Ton muß klärlich klingen,
wo steigt die Stimm', und wo sie fällt.
Fangt nicht zu hoch, zu tief nicht an,
als es die Stimm' erreichen kann;
mit dem Atem spart, daß er nicht knappt,
und gar am End' Ihr überschnappt.

Trotz großem Fleiß und Emsigkeit
ich selbst noch bracht' es nie so weit.
So oft ich's versuch' und's nicht gelingt,
die „Knieriem-Schlag-Weis“ der Meister mir singt:
 Nehmt euch ein Beispiel dran.
 und laßt von dem Meister-Wahn!
Denn „Singer“ und „Dichter“ müßt Ihr sein,
eh' Ihr zum „Meister“ kehret ein.

Walther: Wer ist nun Dichter?

Lehrbuben: (während der Arbeit)

David! kommst' her?

David: Wartet nur, gleich! —

Wer „Dichter“ wär'?

Habt Ihr zum „Singer“ euch aufgeschwungen
und der Meister Töne richtig gesungen,
füget Ihr selbst nun Reim und Wort',
daß sie genau an Stell' und Ort
paßten zu eines Meisters Ton,
dann trüg't Ihr den Dichterpreis davon.

Lehrbuben: He, David! Soll man's dem Meister klagen?
Wirst dich bald des Schwatzens entschlagen?

David: Oho! — Jawohl! Denn helf' ich euch nicht,
ohne mich wird alles doch falsch gericht'!

Walther: Nun dies' noch: wer wird „Meister“ genannt?

David: Damit, Herr Ritter, ist's so bewandt:
Der Dichter, der aus eigenem Fleiße
zu Wort' und Reimen, die er erfand,
aus Tönen auch fügt eine neue Weise,
der wird als „Meistersinger“ erkannt.

Walther: (rasch)

So bleibt mir nichts als der Meisterlohn!
Soll ich hier singen,
kann's nur gelingen,
find' ich zum Vers auch den eignen Ton.

David: (der sich zu den Lehrbuben gewendet)

Was macht Ihr denn da? — Ja, fehl' ich beim Werk,
verkehrt nur richtet ihr Stuhl und Gemerk!

Ist denn heut' „Singschul'“? — daß ihr's wißt,
das kleine Gemerk — nur „Freiung“ ist!



Blick in eine Nürnberger Meistersingerschule

Die LEHRBUBEN, welche Anstalt getroffen hatten, in der Mitte der Bühne ein größeres Gerüst mit Vorhängen auszuschlagen, schaffen auf DAVIDs Weisung dies schnell beiseite und stellen dafür ebenso eilig ein geringeres Bretterbodengerüst auf; darauf stellen sie einen Stuhl mit einem kleinen Pult davor, daneben eine große schwarze Tafel, daran die Kreide am Faden aufgehängt wird; um das Gerüst sind schwarze Vorhänge angebracht, welche zunächst hinten und an beiden Seiten, dann auch vorn ganz zusammengezogen werden.

Die Lehrbuben: (während der Herrichtung)

Aller End' ist doch David der Allergescheit'st!
Nach hohen Ehren ganz sicher er geizt:
's ist Freiung heut;
gewiß er freit,

als vornehmer „Singer“ schon er sich spreizt!
Die „Schlag“-reime fest er inne hat,
„Arm-Hunger“-Weise singt er glatt;
die „Harte-Tritt“-Weis' doch kennt er am best',
die trat ihm sein Meister hart und fest! (Sie lachen.)

David: Ja, lacht nur zu! Heut bin ich's nicht,
ein anderer stellt sich zum Gericht:
der war nicht „Schüler“, ist nicht „Singer“,
den „Dichter“, sagt er, überspring' er;
denn er ist Junker,
und mit einem Sprung er
denkt ohne weit're Beschwerden,
heut' hier „Meister“ zu werden.
Drum richtet nur fein
das Gemerk dem ein!
Dorthin! — Hierher! — Die Tafel an die Wand,
so daß sie recht dem Merker zur Hand!

(Sich zu Walther umwendend)

Ja, ja! — dem „Merker!“ — wird Euch wohl bang?
Vor ihm schon mancher Werber versang.
Sieben Fehler gibt er Euch vor,
die merkt er mit Kreide dort an;
wer über sieben Fehler verlor,
hat versungen und ganz vertan!
Nun nehmt Euch in acht!
Der Merker wacht!
Glück auf zum Meistersingen!
Mögt' Ihr Euch das Kränzlein erschwingen!
Das Blumenkränzlein aus Seiden fein,
wird das dem Herrn Ritter beschieden sein?

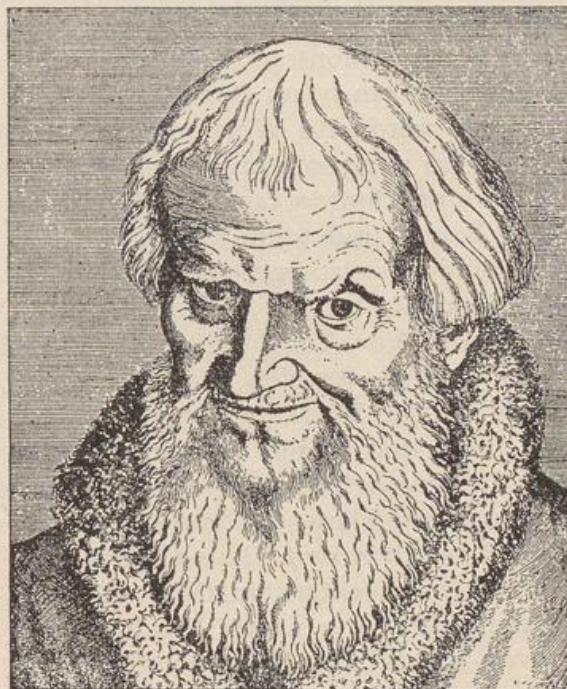
Die Lehrbuben: (welche das Gemerk zugleich geschlossen, fassen sich an
und tanzen einen verschlungenen Reigen darum)

Das Blumenkränzlein aus Seiden fein,
wird das dem Herrn Ritter beschieden sein?

Schwank: Der blaue Montag (10. Juli 1559)

Als ich nachzog dem Handwerk mein,
ist es geschehen an dem Rhein,
daß ich einst früh im Bette lag
und dacht': „Heut' ist blauer Montag,
da will dem Meister feiern ich.“
Indem entschließt ich sänftiglich
noch eine Stunde oder zwei,
bis gänzlich rückt' der Tag herbei.
Im Schlaf erschien mir ein Gesicht,
des Inhalt ich hier kurz bericht':
Ich sah gar seltsamer Manier
ein seltsam, wundergroß Getier,
das auf sechs Füßen her tät gehn,
im Maul hat's scharfe Eberzähn',
groß wie ein Fuderfaß sein Bauch,
sein Schwanz ganz räudig und ganz rauh.
Ich schrak zusamm' und floh vor ihm.
Da sprach das Tier mit Menschenstimm':
„Fleuch nicht! Du hast mich doch in Gnaden
freundlich auf heut' zu dir geladen.“
Ich sprach zu ihm: „Wer bist du? Sag'!
Ich dich nicht bei mir haben mag,
weil scheußliche Gestalt du hast.
Du hast das rechte Haus verpaßt,
siehst mich für einen falschen an.“
Das Tier sprach drauf: „Mein lieber Mann,
du tust mich ganz fürtrefflich kennen,
sobald ich mich dir nur tu nennen.
Wiß', daß ich der „blaue Montag“ bin!
Wohlauf, ins Wirtshaus mit mir hin
zu andern Gesellen, die dein warten
mit Speis' und Trank, Würfeln und Karten!
Die haben mich geschickt nach dir,
und wenn du nicht willst gehn mit mir,
will ich dich mit Gewalt hintragen.“
Ich tät dem blauen Montag sagen:
„Wie, bist du denn so stark und kräftig?“
Der Montag sprach: „Ich bin geschäftig
in Flecken und Städten überall.
Der Handwerksburschen großen Schwall,

den hab' ich unter meinen Fahnen,
beherrsch' auch viele Handwerksmannen,
die willig mir zu Hofe reiten,
samt den Gesell'n zu allen Zeiten."
Ich sprach: „Woher hast du sechs Bein'?"
Er sprach: „Mein Gang muß eilig sein:
Ich hab' zu gehen über sechs Tag',
oft man mich nicht vertreiben mag



E. Herneisen

Hans Sachs (1576)

gar bis hinein zur Mitt' der Wochen
mit Schelten nicht und nicht mit Pochen,
wiewohl ich bringe wenig Nutz,
wo man mich fleißig nimmt in Schutz."
Ich sprach: „Wozu die scharfen Zähn'?"
Drauf jener: „Wo ich tu eingehn,
viel scharfe Beutel ich zernage,
ins Haus viel Zank und Hader trage.
Ich beiße vielen durch die Schwarten,
zerbeiße auch Würfel viel und Karten

und beiß' auch manchen aus der Stadt,
daß Dienstags er keinen Meister hat.“
Ich sprach: „Wie ist so groß dein Bauch?“
Er sprach: „Verschlingen muß mein Schlauch
Geld, Kleider, Kleinod und Hausrat,
das Werkzeug oft und die Werkstatt.
Haus, Hof und Acker, Wiesen, Wald
verlieren in meinem Bauch sich bald.“
Ich fragt': „Wie ist voll Tadel ganz
und schäbig der Wedel dein, der Schwanz?“ —
„Mir blauem Montag“, er da sprach,
„folgt stets ein böser Sonntag nach,
weil das verdiente Wochenlohn
vertan am vor'gen Montag schon.
Ich blauer Montag mach' tolle Köpfe,
leere Beutel und volle Kröpfe,
die Hände verdrossen und überfaul
und dem Meister ein hängend Maul
die ganze Woch' und ein sauer Gesicht.
Dem Meister, der sich nach mir richt't,
mach' ich die Werkstatt leer und öde
und Rock und Hosen dünn und blöde,
wie du denn sehn kannst an den Haufen,
die nach mir blauem Montag laufen.“
Indem ward in dem Haus Gerassel,
die Katzen machten ein Geprassel,
warf en Häfen die Trepp' hinab,
wovon es viel Gelärme gab.

Der Beschuß

Da wacht' ich auf, dem Traum nachsann,
stand auf und fing die Arbeit an,
dieweil der blaue Montag hat
an sich so mancherlei Unrat,
als Fressen, Trunkenheit und Spiel,
daraus denn Unglück folget viel,
als Zorn und Hader und Zwietracht,
Lahmhauen und auch Menschenschlacht,
Faulheit, Armut und Kränklichkeit,
was bei der Arbeit nicht gedeiht.
Zur Meidung solchen Ungemachs
setzt in die Werkstatt sich — Hans Sachs.

Hans Sachs

DRITTER TEIL

Menschliches Wirken

An dem Eingang der Bahn liegt die Unendlichkeit offen,
Doch mit dem engsten Kreis höret der Weiseste auf.

Friedrich Schiller

Vielrat

Spricht man mit jedermann,
da hört man keinen;
stets wird ein anderer Mann
auch anders meinen.

Was wäre Rat sodann
vor unsren Ohren?
K e n n s t du nicht Mann für Mann,
du bist verloren.

Mit sich selbst zu Rate gehn,
immer wird's am besten stehn;
gern im Freien, gern zu Haus,
Lausche da und dort hinaus!

Johann Wolfgang Goethe

Die Mutter und die vier Ratgeber

Ich konnte den unbestimmten Zwischenzustand, was aus mir werden solle, nun nicht länger ertragen, sondern suchte unter meinen Sachen nach feinem Papier, um einen Brief an meine Mutter zu schreiben, den ersten in meinem Leben. Als ich ganz zu oberst am Rande das „Liebe Mutter!“ hinsetzte, schwebte sie mir in einem neuen Lichte vor; ich empfand diesen Fortschritt und Ernst des Lebens wohl, und meine Schreibgeläufigkeit ließ mich anfänglich im Stiche und kaum die ersten Sätze finden. Doch führten mich die Schilderungen meiner Ferienreise bald vorwärts; ich trug ein großes Behagen zur Schau und eine gewisse Sucht, auf drollige Weise die Leserin zu unterhalten und zugleich dadurch mich geltend zu machen. Alsdann ging ich auf den Zweck meines Schreibens über und erklärte unverhohlen, daß ich nun durchaus glaubte, ein Maler werden zu müssen; und infolgedessen bat ich sie, sich vorläufig umzusehen und mit verschiedenen Sachkennern unserer Bekanntschaft sich zu beraten. Ich

faltete den Brief eng und künstlich zusammen und verschloß ihn mit meinem Leibsiegel, einem Hoffnungsanker, welchen ich längst in ein Stückchen Alabaster gegraben hatte und nun zum erstenmal gebrauchte.

Nach dem Empfange dieses Briefes begab sich meine Mutter in ihre Staatskleidung, schlicht und einfarbig, und begann feierlich ihren Rundgang bei den ihr zugänglichen Autoritäten.

Zuerst sprach sie bei einem angesehenen Schreinermeister vor, welcher viel in guten Häusern verkehrte und Weltkenntnis besaß. Als Freund meines seligen Vaters hielt er in Freundschaft zu uns; nachdem er Vortrag und Bericht der Mutter ernstlich angehört, erwiderte er kurzweg, das sei nichts und hieße so viel, als das Kind einer liederlichen und ungewissen Zukunft anheimstellen. Hingegen wußte der Schreiner besseren Rat, wenn einmal etwas Künstlerisches ergriffen werden müsse. Ein junger Vetter von ihm hatte sich in einer entfernten Stadt als Landkartenstecher ausgebildet und genoß eines guten Auskommens. Daher erbot sich der Ratgeber, mich aus besonderer Freundschaft in der Nähe dieses Mannes unterzubringen, wo ich dann, wenn wirklich etwas Tüchtiges in mir stäke, es nicht nur bis zum Stechen, sondern zum Selbstentwerfen der Landkarten bringen könne. Dies wäre dann ein feiner, ehrenvoller und zugleich ein nützlicher und in das große Leben passender Beruf.

Mit vermehrten Sorgen und Zweifeln gelangte meine Mutter zum zweiten Gönner, auch einem Freunde ihres Mannes. Derselbe war ein Fabrikant von farbigen und bedruckten Tüchern, welcher sein ursprünglich geringes Geschäft nach und nach erweitert hatte und sich eines wachsenden Wohlstandes erfreute. Er erwiderte den Bericht meiner Mutter folgendermaßen:

„Dieses Ereignis, daß der junge Heinrich, der Sohn unseres unvergesslichen Freundes, sich für eine künstlerische Laufbahn erklärt, und die Nachricht, daß er schon lange sich vorzugsweise mit Stift und Farben beschäftigt, kommt sehr erfreulich einer Idee entgegen, die ich schon einige Zeit hege. Es entspricht ganz dem Geiste seines wackeren Vaters, daß er seine Neigung einer feineren Tätigkeit zuwendet, zu welcher Talente und ein höherer Schwung erforderlich sind; allein diese Neigung muß auf eine solide und vernünftige Bahn gelenkt werden. Nun ist Euch, werteste Frau und Freundin, die Art meines nicht unbedeutenden Geschäftes bekannt; ich fabriziere bunte Stoffe, und wenn ich einen leidlichen Verdienst erzielle, so geschieht es hauptsächlich dadurch, daß ich mit Aufmerksamkeit und Raschheit allezeit die neuesten und gangbarsten Dessins zu bringen und selbst den herrschenden Geschmack durch ganz Neues und Originelles zu überbieten suche. Hierzu sind eigene Zeichner vorhanden, deren Aufgabe es ist, lediglich neue Dessins zu erfinden und, in der behaglichen Stube sitzend, nach Herzenslust Blumen, Sterne, Ranken, Tupfen und Linien durcheinander zu werfen. In meiner Anstalt habe ich drei solcher Leute, denen ich ein lästerliches Geld bezahlen und sie obenhinein noch sehr glimpflich behandeln muß. Sie sind, obgleich

sie ziemlich geschickt den Gang des Geschäftes begreifen und verfolgen, doch nur zufällig zu diesem Berufe gekommen und durch keinerlei innere Kraft vorher bestimmt. Was könnte mir nun willkommener sein, als ein junger Mensch, der mit solcher Energie sich für Papier und Farben erklärt, in so frühem Alter, der den ganzen Tag, ohne weitere Anregung, Bäume und Blumengärtchen malt? Wir wollen ihm schon Blumen genug verschaffen, in geordneten Reihen soll er sie auf die Tücher zaubern, unerschöpflich, immer neu; er soll aus der reichen Natur die wunderbarsten und zierlichsten Gebilde zusammensetzen, welche meine Konkurrenten zur Verzweiflung bringen! Kurz, gebt mir Euren Sohn ins Haus! Ich werde ihn bald soweit gebracht haben wie die anderen, und wenn er einige Jahre älter ist, so tun wir ihn nach Paris, wo die Sache ins Große betrieben wird und die **Dessinateurs** der verschiedensten Industriezweige von den Geschäftsleuten auf Händen getragen werden."

Er führte hierauf meine Mutter in seinem Geschäfte herum und zeigte ihr die bunten Herrlichkeiten und vor allem die kühnen Kompositionen seiner Zeichner. Es leuchtete ihr alles vollkommen ein und erfüllte sie wieder mit Hoffnung. Auch mochte es vielleicht eine Ader verzeihlicher Eitelkeit erwecken, wenn sie sich in einen der bescheideneren Stoffe meiner Erfindung gekleidet dachte.

Der folgende Tag rief sie wieder zur Erfüllung der sonst väterlichen Pflicht auf und führte sie mit neuen Sorgen und Zweifeln auf den Weg. Sie gelangte zu einem dritten Freunde des Vaters, einem Schuster, der im Geruche tiefen Verstandes und eines gewaltigen Politikers streng demokratischer Richtung stand. Nach mißlaunischer Anhörung des Berichtes und des Erfolges der gestrigen Bemühungen brach er barsch los:

„Maler, Landkartenmacher, Blümchenzeichner, Stubensitzer, Herrenknecht! Handlanger der Geldaristokraten, Gehilfe des Luxus und der Verweichlichung, als Landkartenmacher sogar direkter Vorschubleister des bestialischen Kriegswesens! Handwerk, ehrliche und schwere Handarbeit ist uns vonnöten, gute Frau! Wenn Euer Mann, der Baumeister, noch lebte, so würde er den Jungen so gewiß durch schwere Handarbeit ins Leben führen, als zwei mal zwei vier sind! Zudem ist der Junge schon ein bißchen schwächlich und verwöhnt durch eure Weiberwirtschaft; laßt ihn Maurer oder Steinmetz werden, oder besser, gebt ihn mir, so wird er die gehörige Demut und den rechten Stolz eines Mannes aus dem Volke gewinnen, und bis er imstande ist, einen guten Schuh fix und fertig zu arbeiten, soll er gelernt haben, was ein Bürger ist, wenn er anders seinem Vater nachfolgt.“

Die Besucherin ging aber nicht sonderlich erbaut fort und murmelte vor sich her: „Schlag du nur deine hölzernen Zwecken ein, bei mir erreichtst du deinen Zweck nicht, Herr Schuster! Bleib nur bei deinen Leisten und warte, bis mein Kind kommt, dir Gesellschaft zu leisten! Draht ist nicht Rat! Wer Pech angreift, besudelt sich!“ Unter solchen

Sarkasmen, welche sie nachher wiederholte, so oft sie auf diese Unterredung zu sprechen kam, zog sie die Klingel an einem hohen und schönen Hause, welches der Vater einst für einen vornehmen Herrn gebaut hatte. Es war ein feiner und ernster Mann, der in den Staatsgeschäften stand, nicht viele Worte machte, jedoch für uns einige Geneigtheit zeigte und schon mehrmals mit entscheidendem Rat an die Hand gegangen war. Als er vernommen, worum es sich handelte, erwiderte er mit höflich ablehnenden Worten:

„Es tut mir leid, gerade in dieser Angelegenheit nicht dienen zu können! Ich verstehe soviel wie nichts von der Kunst! Nur weiß ich, daß auch für das ausgezeichnete Talent lange Studienjahre und bedeutende Mittel erforderlich sind. Wir haben wohl große Genies, welche sich durch besondere Widerwärtigkeiten endlich emporgeschwungen; allein um zu beurteilen, ob Ihr Sohn hierzu nur die geringsten Hoffnungen bietet, dazu besitzen wir in unserer Stadt gar keine berechtigte Person! Was hier an Künstlern und dergleichen lebt, ist ziemlich entfernt von dem, was ich mir unter wirklicher Kunst vorstelle, und ich könnte nie raten, einem ähnlichen verfehlten Ziele entgegenzugehen.“ Dann besann er sich eine Weile und fuhr fort: „Betrachten Sie mit Ihrem Sohne die ganze Sache als eine kindische Träumerei; kann er sich entschließen, sich von mir in einer unserer Kanzleien unterbringen zu lassen, so will ich hierzu gern die Hand bieten und ihn im Auge behalten. Ich habe gehört, daß er nicht ohne Talent sei, besonders in schriftlichen Arbeiten. Würde er sich gut halten, so könnte er sich mit der Zeit ebensogut zu einem **Verwaltungsmanne** emporarbeiten, als mancher andere wackere Mann, welcher ebenso von unten angefangen und als armer Schreiberjunge in unsere Kanzlei getreten ist.“

Diese Rede, indem sie meiner Mutter eine ganz neue Aussicht eröffnete, warf sie gänzlich in Ungewißheit zurück. Sie schloß hier ihren beschwerlichen Gang und beschrieb mir in einem großen Briefe sämtlichen Erfolg desselben, jedoch die Vorschläge des Fabrikanten und des Staatsmannes besonders hervorhebend, und ermahnte mich, meinen bestimmten Entschluß noch hinauszuschieben und eher darauf zu denken, auf welche Weise ich am füglichsten im Lande bleiben, mich redlich nähren, ihr selbst eine Stütze des Alters und doch meinen natürlichen Anlagen gerecht werden könne; denn daß sie je dazu helfen würde, mich gewaltsam zu einem mir widerstrebenden Lebensberufe zu bestimmen, davon sei keine Rede, da sie hierüber die Grundsätze des Vaters genugsam kenne, und es ihre einzige Aufgabe wäre, annähernd so zu verfahren, wie er getan haben würde.

Dieser Brief war überschrieben „Mein lieber Sohn!“ und das Wort Sohn, das ich zum ersten Male hörte von ihr, rührte mich und schmeichelte mir aufs eindringlichste, daß ich für den übrigen Inhalt sehr empfänglich und dadurch an mir selbst irre und in neue Zweifel gesetzt wurde.

Gottfried Keller

Aus Anton Dörfliers Töpferroman vom Tausendjährigen Krug

Erde, Wasser und Feuer sind des Töpfers Dreieinigkeit. Mit Urkräften also hat er täglichen Umgang. Und so alt wie die Menschheit ist sein Handwerk. Ein rechter Meister ist sich dessen zu jeder Stunde bewußt, und er wurzelt darum in tieferen Gründen, als mancher Weise sie mit forschendem Geist erreichen mag.

1. Der „Brabanter“

Konrad Heffner zu Ottenreuth im Maintal war solch ein Meister. Aus alten Urkunden war schon vom Großvater zusammengesucht worden, daß die Heffner vierhundert Jahre zurück in allerlei Gegenden Töpfer und kunstvolle Hafner gewesen sind. Viele Jahre hindurch hatte ein geduldiger Brauner den mit Töpferwaren vollgepackten Wagen Meisters Konrads mainabwärts von Markt zu Markt gezogen. Und mit der Zeit waren statt der kleinen runden Frau, einer Holländerin, die auf den Märkten Blumenzwiebeln feilbot, flinke Buben im Sitzkorb mitgefahren; alle drei künstlerisch reich begabt, vom losen Treiben der Märkte mit ihren Buden und Schaustellungen leicht verlockt, unruhigen Blutes, so daß sie auf ihrer Wanderschaft draußen in der Welt geblieben waren und nicht ins stille Maindorf zurückgefunden hatten.

Seitdem stand der Braune oft im Stall; und es dauerte nicht selten über Gebühr, bis der Vater sich richtig zur Arbeit zu sammeln vermochte. Wie oft lief die Töpferscheibe aus, und er hatte den Tonballen noch nicht einmal angefaßt! Erneut mußte er antreten; und dann war ihm oft, als müßte er dem Wilhelm wieder zeigen, wie man die Füße nur leicht aus dem Schweben niederzutreten hätte. Ja, Schweben und Träumen war diesem stets ein und dasselbe gewesen! War schließlich der Ballen dann in die Mitte geworfen und lief er dort ruhig, daß der Boden gelegt werden konnte für den werdenden Krug, so sah er plötzlich Christoph neben sich stehen, der von Jugend an so seltsam-kühne Entwürfe zu zeichnen vermocht hatte, und dieser schien sich vor Trotz in die Lippen zu beißen, weil es dem Vater noch besser gelang, einen Druck zu berechnen oder die Wand zwischen den Zeigefingern hochlaufen zu lassen. Der Jüngste, der Heiner, hatte sich keineswegs unbeholfen gezeigt, nur mußte man ihn zur Arbeit antreiben, sonst wäre er nie aus der Träumerei in den Werktag gesprungen. An der Scheibe saß er ungern; seine Lust war das freie Formen aus der Hand; mit Schalen und Schattullen wollte er sich nicht begnügen; Pferde mußten es zum mindesten sein und Hirsche; die Köpfe daran waren dem Vater nie recht; jetzt aber verwahrte der einsame Alte so ein stumpes und doch putziges Füllen auf den zu zarten, hohen Beinen, wie ein Heiligtum in seinem Glaskasten.

Den einzigen vertrauteren Umgang hatte der früher so weltfrohe Töpfer in dieser Zeit nur mit seinem Nachbarn, einem Schneidermeister, der im Ort durch seinen seltenen Vornamen und die Fülle der von ihm gebrauchten oder vielfach auch neu geprägten Sprichwörter bekannt war. Oft saßen die beiden am Sonnagnachmittag in der guten Stube vor dem großen Brabanter Glasschrank, den die Frau aus Holland mit in die Ehe gebracht hatte. Dicht beisammen standen darin Krüge, Schalen, Töpfe, mehrarmige



J. Amman *Der Töpfer* (16. Jahrh.)

Leuchter, mit buntglasierten Blumen übersät, Tassen aller Formen und Farben; Krüge gab es darunter von den schlichtesten bis zu den überladensten, Nutzgeschirr und Tafelschmuck; lichtblaue Flötenvasen, Sparbüchsen, Weihwassernäpfe, Bodenfliesen mit Zirkelschlägen und Punktreihen; Ofenkacheln mit biblischen Figuren von zarter Lieblichkeit fanden sich neben halbverwitterten Dachziegeln und Firsten mit plumpen Fabelfratzen darauf.

Es wurde dunkler und dunkler im Zimmer, dessen grüne Wände davon förmlich zurückwichen; aus dem wuchtigen „Brabanter“ aber leuchtete es weiter, verhaltener zwar, doch immer noch so, als kämen ihm Schein und Abglanz aus einer anderen Welt. Da deutete der Gast nach dem unteren Kastenteil, der durch vorgewölbte Türen

verschlossen war, und fragte, ob da wohl auch noch Geschirr stünde. Konrad Heffner sah den Freund erst eine Weile groß und starr an; aber zuletzt begann er zu lächeln wie einer, der jeden Widerstand aufgibt, und holte aus dem unteren Fach des „Brabanters“ einen riesigen Krug aus bräunlich-schwarzem Ton hervor, eine Art vorgeschichtlicher Urne, bauchig und birnförmig, mit eingezogenem Hals.

„Dieser Krug ist ein tausendjähriger, mußt wissen! Soweit wir Heffner zurückgehn, habens den schon mitg'schleppt. Er ist unser Hausgott sozusagen. Ich hab' nie davon geredt. Das mußt mir zu geben, Dionys. Bist selber drauf kommen. Du gehörst jetzt zu uns. Schau, wer den Aschenkrug da von uns Heffnern g'funden hat, das weiß man heut freilich nimmer. Die Asche ist auch fort. Aber es steht doch fest, daß ihn ein Töpfer gemacht hat. Seine Hände waren da dran, und seine Gedanken sind drum herumgelaufen. Es hat bis zu ihm zurück immer Leut gegeben, wie mein Vater und der Vatersvater g'wesen sind, Leut wie mich und mein Christoph einmal! An so was mußt man sich halten wie der Schmetterling ans Licht; jawohl, bis man auch dran verbrennt. An diesem Geheimnis hab' ich meine Buben großgezogen. Schau, wenn sie den Herrgott zum ersten Mal hab'n empfangen dürfen, hab' ich einen um den andern da hergeführt, wo du jetzt steht, Dionys. Und dann hat mir der Bub' in die Hand schwören müssen, daß er schweigt zu jedem Menschen von dem Kruggeheimnis. Auch von meinen Dreien wird nur der heimkommen, der sein Geheimnis net verraten hat. Es könnt' höchstens sein, daß einer noch ein größeres findet!

Mein Vater selig hat immer g'sagt: „Ein Mensch, der nix hat, von dem er gar nie spricht, der is so, daß keine Glasur an ihm halten kann.““

Der sonst so gesprächige Schneider war keines Wortes mächtig; er legte seine Hände in die des Freundes, als hätte auch er schwören müssen, und lief zu seinem Hause hinüber wie ein erschüttertes Kind.

2. Ein weiblicher Lehrling im Töpferhaus

Beim Schneidermeister war Besuch aus der Stadt angekommen. Ein junges und recht frisches Mädel lachte über die aus vollen Schleusen strömenden Sprüche des Großenkels. Hedi wußte bisher noch nicht recht, für welchen Beruf sie sich entscheiden sollte. In der Schule war ihre zeichnerische Begabung aufgefallen; zuletzt hatte sie in der Stadt angefangen, Blüten aus Bast und Wolle herzustellen, und seitdem wohl daran gedacht, Gärtnerin zu werden. Nun war Kirchweih in Ottenreuth, und Hedi sollte auf ausdrücklichen Wunsch der Mutter sich noch einmal was gönnen und auch über das Fest bleiben, wenn es dem Dionys nicht zu viel würde.

Als dieser das erste Mal mit ihr im gelben Töpferhaus erschien, um sie nachbarlich vorzustellen, konnte sie ein reich versehenes Lager

bestaunen, ehe noch die Kirchweihkäufer ausgesucht hatten. Auf Lattengestellen erkomm das bunte Volk der Kannen, Terrinen, Kuchenplatten, Bratpfannen beinah die Decke des Raumes; es gab bald keine Farbe, die hier nicht erglänzte. Von überall her winkten dem Betrachter förmlich die Spuren formender Töpferhände; schön müsse es sein, so etwas fertigzubringen, entrang es sich Hedi, die zwischen all dem andrängenden Gewerk schlank und schmal geworden war wie ein Madönnchen; und sie suchte dabei den Blick des alten Töpfers auszuhalten wie einen Segen. Dessen Schaffensfreude war wieder erwacht, seitdem Heiner, der Jüngste, zurückgekehrt war, wenn auch wohl nicht in der Absicht, dauernd zu bleiben; aber sie hatten beide in diesen Wochen um die Wette gearbeitet. Im kleinen Anbau war — nach des Nachbarn Wort — die „Menagerie“ zu besichtigen.

Da stand man inmitten der lustigen Scharen von Hunden, Katzen, Afflein, Rehen, Hasen und Füllen. Schließlich mußte sich Hedi aus den Erzeugnissen beider Töpfer Kirchweihgeschenke wählen. Im Hauptraum nahm sie sich nach kurzem Besinnen einen Leuchter, der hinter seiner Kerze, wie eine Blendlaterne, einen wahren Ritterschild stehen hatte, der überaus fein silberbläulich schimmerte; unter Heiners Arbeiten suchte sie viel länger und konnte sich schwer zwischen einem Pferdchen und einem Reh entscheiden, dessen vertrauensvoll äugender Kopf geradezu nach behütender Liebe zu verlangen schien. Heiner hatte schon vorgeschlagen, ruhig beide Stücke mitzunehmen; aber sie bestand darauf, wer ein rechter Mensch werden wolle, müßte sich zu allererst im Entscheiden üben. „Ein Pferd schlägt sich wohl allein durch“, sagte sie endlich und streichelte das Ton-tierchen ermunternd, „aber dich, mein Rehle, schießt der Jäger, wenn ich dich nicht zu mir nehme.“

Der Besuch im Schneiderhaus blieb länger, als zunächst beabsichtigt war. Den größten Teil ihrer Zeit verbrachte Hedi in der Töpferei. Sie wollte ganz nebenbei sehen, wie hier die Dinge wuchsen und wurden. Da war das Wunder bald gar nicht mehr so groß, als sie eines Morgens einen Töpferschurz umgebunden bekam.

Konrad Heffner nahm es mit der Unterweisung des neuen Lehrlings ernst. Das Wesen und die Gewinnung der Tone wurden Hedi ebenso gründlich erläutert und gezeigt, wie etwa das Trocknen und Brennen. Bald hatte sie ein ganzes Heft vollgeschrieben mit Grundregeln, Berechnungen und Winken. Daneben wurde aber auch in der Hand- und Fußfertigkeit nichts versäumt. Das Zerkleinern des Tons, die Schlämmprobe, die Prüfung auf den Gehalt an Kalk, der Gipsguß und das Tonnetzen — alles wollte gelernt sein, gar nicht zu reden von der Arbeit an der Scheibe. Nur so, in gründlichem Dienst, sagte der Heffner immer, könnte man hoffen, das eigentliche Töpfergefühl in die Hände zu bekommen! Hedis Tag war ausgefüllt; aber weder Lust noch Eifer minderten sich; mit Freuden beobachtete sie, wie der alte Meister die verschiedenen Oxyde, den Dörentruper Sand,

die Mennige, Pottasche und den Salpeter gebrauchte oder, nach einem altitalienischen Versatz, ein Neapelgelb schmolz, alles mit einem Ernst, als gelte es insgeheim Gold zu gewinnen.

Ursprünglich hatte sie nur das Allernotwendigste lernen wollen. Nachdem sie aber jetzt zur Genüge gesehen und gefühlt hatte, daß ein ebenso ehrlich wie vollkommen gekonntes Handwerk dem Menschen nicht nur ein anderes Gewicht und Urteil in allen Fragen des Lebens gibt, sondern auch seelisch ihn mit Vergangenheit und Zukunft verknüpft: Da war sie unweigerlich gesonnen zu erreichen, was irgend in ihrer Kraft stünde, um ein ganzer Töpfer zu werden.

Schneiderfastnacht

Seldwyla, ein Schweizer Städtchen, das man freilich auf der Landkarte nicht suchen darf, denn es ist eine Schildbürger-Erfindung des Dichters Gottfried Keller, ist seitdem mit seinen Spezialitäten so bekannt geworden, wie etwa die savoyischen Kaminfeger oder die Tessiner Gipsfigurenhändler, die freilich viel seßhafteren Nürnberger Lebkuchenbäcker oder die ehrbaren Bunzlauer Töpfer. Ein ganz eigenes Völkchen, diese Seldwyler: halb harmlos-ausgelassen, halb philisterhaft gewinnsüchtig, so seltsame Käuze wie kühne Spekulanten, weniger zu wirklicher Arbeit als zu allerhand Narretei aufgelegt, die sauren Wochen gar zu gern mit frohen Festen unterbrechend.

Einmal in der Fastnachtszeit schlug der Vergnügungsrat, der in Seldwyla eine richtige Behörde war, der hochwohllöblichen Bürgerschaft vor, bei prächtiger Schlittenbahn eine Maskenfahrt zu einem zwei Stunden entfernten stattlichen Gasthaus zu veranstalten; auf einer Hochebene mitten zwischen zwei Wäldern bot es neben den anerkannten leiblichen Genüssen — die schönste Aussicht.

Aus einem der duftig bereiften Wälder brach am festgesetzten Tage ein Wirrwarr von bunten Farben und festlich gekleideten Gestalten hervor, ein Schlittenzug, welcher nach der Mitte der Gegend hinglitt, von abenteuerlichem Anblick. Es schienen meistens große Lastschlitten zu sein, je zwei zusammengebunden, um absonderlichen Schaustellungen Platz zu bieten. Auf dem vordersten Fuhrwerke ragte eine kolossale Figur empor, die Göttin Fortuna darstellend, welche in den Äther hinauszufliegen schien; es war eine riesenhafte Strohpuppe voll schimmernden Flittergoldes, deren Gazegewänder in der Luft flatterten. Auf dem zweiten Gefährte fuhr ein ebenso riesenmäßiger Ziegenbock einher, schwarz und düster von der weißen Umgebung abstechend. Hierauf folgte ein seltsames Gerüste, welches sich als ein fünfzehn Schuh hohes Bügeleisen darstellte, dann eine gewaltig schnappende Schere, die mittels einer Schnur auf- und zugeklappt wurde und das Himmelszelt für einen blauseidenen Westenstoff

anzusehen schien. Und zu Füßen dieser Gebilde saß auf den von je vier Pferden gezogenen Schlitten die Seldwyler Gesellschaft in buntester Tracht mit lautem Gelächter und Gesang:

„Und der Zick Zick Zick
und der Meck Meck Meck
und der Bock Bock Bock
und der Heirassassa.“

Ihr vorderster Schlitten mit der Fortuna trug die Inschrift: „Leute machen Kleider“, und so ergab es sich denn, daß die ganze Gesellschaft lauter Schneiderleute von allen Nationen und aus allen Zeitaltern darstellte. Es war gewissermaßen ein historisch-völkerkundlicher Schneiderfestzug, der mit der umgekehrten und ergänzenden Inschrift abschloß: „Kleider machen Leute.“ In dem letzten Schlitten mit diesem Spruchband saßen nämlich als das Produkt der vorausfahrenden Nadel- und Nahtbeflissensten aller Art: ehrwürdige Kaiser und Könige, Ratsherren und Offiziere, Prälaten und Stiftsdamen in höchster Gravität.

Nachher im großen Tanzsaal führte jede der erwähnten Schneidergruppen in zierlichem Gebärdenspiel jene Leitsätze durch, indem sie erst mit Emsigkeit irgendein stattliches Kleidungsstück, einen Fürstentmantel oder einen Priestertalar anzufertigen schien und sodann eine dürftige Person damit bekleidete, die urplötzlich umgewandelt sich in höchstem Ansehen aufrichtete und nach dem Takt der Musik feierlich einherschritt. Auch die Tierfabel wurde in diesem Sinne in Szene gesetzt, da eine gewaltige Krähe erschien, die sich mit Pfauenfedern schmückte und quakend umher hüpfte, ein Wolf, der sich einen Schafspelz zurechtschneiderte, schließlich ein Esel, der sich mit einer Löwenhaut aus Werg heroisch drapierte. Zuletzt kam ein Handwerksbursche mit Spitzhut und Felleisen, breitete seinen Mantel auf den Boden, setzte sich mit gekreuzten Beinen darauf nieder und begann, sein Bündel auszupacken. Er zog einen beinahe fertigen Grafenrock daraus hervor, nähte mit großer Geschicklichkeit Troddeln und Schnüre darauf und bügelte ihn schulgerecht aus, indem er das scheinbar heiße Bügeleisen mit nassen Fingern prüfte. Dann richtete er sich langsam auf, zog seinen fadenscheinigen Rock aus und das Prachtkleid an. Unversehens ging die Musik in eine rasche, mutige Weise über; der neugebackene Weltmann wickelte die Siebensachen in den alten Mantel, tat einige graziöse Tanzschritte und warf den Pack über die Köpfe des Zuschauerkreises hinweg in den Saal, als wollte er sich von seiner Vergangenheit trennen. Wahrlich: „Kleider machen Leute!“

So heißt auch der Titel der Kellerschen Erzählung. Wir aber schlagen nach zunftgemäßem Bocksprung in echt Seldwyler Art nur noch mit der Narrenpritsche hell Schluß schellend dazwischen und überlassen es Interessierten, in jener Schneidernovelle selbst nachzulesen, was sich Ernsthaftes aus diesem Spiel entwickelt haben mag.

Nach Gottfried Keller

Mein Schuster

Von Zeit zu Zeit taucht mein Schuster seine Hand in den Wasserzuber und versucht, mit den Fingerspitzen festzustellen, ob das Leder schon so geschmeidig geworden ist, wie er es haben will. Es handelt sich für dieses Hautstück jetzt nicht mehr darum, die Hülle einer Ochsen Schulter zu sein; man muß es dahin bringen, daß es fähig wird, den Fuß sohlen eines Menschen zu Hilfe zu kommen und sie zu verstärken. Und das geschieht, indem man Gesetzen gehorcht, die mein Schuster kennt und denen er gehorcht. Er gehorcht ihnen nicht nur, sondern er paßt seinen Gehorsam diesen Gesetzen so eng wie möglich an; denn je näher er ihnen ist, desto stärker wird er.

Wenn er fühlt, daß es soweit ist, zieht er das Stück L e d e r heraus und klopft es auf seinem Stein mit dem dicken, abgeplatteten Kopf seines Hammers. Ohne das würde das Leder steif und spröde bleiben und könnte nicht dazu dienen, die Fußsohlen des Menschen zu verstärken. In einem Fuß stecken mehr als 245 kleine Knochen, und damit nichts als ein Schritt getan wird, spielen diese 245 kleinen Knochen zusammen mit den Muskeln ein seltsames Spiel von Verbindung der einen durch Zusammenhang mit den andern. Man macht tausendzweihundert Schritt je Kilometer, und Mathieu Bourgue, der eben die Schuhe bestellt hat, für die der Schuster die Sohlen klopft, macht gut seine 20 Kilometer am Tag, sei es, daß er sein großes Ackerstück pflügt, sei es, daß er die Herde treibt, sei es, daß er von seinem Hof, von wo allein schon sieben Kilometer bis nach hier sind, in die Stadt kommt. Die leiseste Störung in dem Spiel der ungefähr 245 Knochen verursacht einen Schmerz, der sich wie oft wiederholt? Rechnet es euch aus, all die Kilometer lang, die Mathieu täglich machen muß! Nun, er wird nicht allzuviel Nachsicht haben mit schlechtgemachter Arbeit, und wiederkommen und sich ein Paar Schuhe machen lassen, wird er bestimmt nicht. Er wird es mit einem anderen Handwerker versuchen, um herauszubekommen, ob jener andere nicht besser als der erste den Gesetzen gehorcht, denen man gehorchen muß, wenn man richtige Schuhe machen will. Nun, da man einmal Schuster ist, und da dank dieser Tatsache die Familie zu essen hat, ist es schon das beste, man gehorcht jenen Gesetzen pünktlich mit Finger und Auge; und zwar um so mehr, als man schließlich auch seine Eigenliebe hat. Inzwischen klopft er das Leder, und dazu hat er sich einen besonderen Rhythmus ausgesucht, der so persönlich ist, daß man beim Hören an der anderen Seite des Platzes genau weiß, daß er es ist, der das Leder klopft und nicht sein Geselle. Der Geselle klopft mit drei kleinen kurzen Schlägen und zwei großen, langsamen, sehr nachdrücklichen Schlägen; er aber klopft mit vier, fünf, sechs, sieben großen, langsamen, sehr nachdrücklichen Schlägen, drei kleinen kurzen, wie um wieder einen Anlauf zu nehmen, und danach wieder mit einem, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben großen Schlägen, wobei man spürt, daß er gleichzeitig das Leder nach allen Seiten dreht und wendet.

Ich will mir alle Bewegungen und Handgriffe des Handwerkers gegenwärtigen, hintereinander, selbst die kleinsten, und sie alle aufschreiben, ohne Phrasen zu machen, auch wenn das vielleicht langweilig wirkt; wenn das nicht schön ist, wie mir gesagt worden ist, so bin ich eben nicht auf eure Art Schönheit erpicht. Ich versuche, so genau wie möglich die Folgen der Bemühungen des Handwerkers im automatischen Gebrauch auszudrücken, den er vom Naturgesetz macht, um sich so genau wie möglich dem Naturgesetz anzupassen und so die Materie umzuformen. Das ist das Schöne, zu dem ich gelangen möchte. Jetzt legt er den Hammer auf den Werktisch, nimmt die Ahle, nimmt das Papiermuster. (Er hat Mathieu Bourgue gesagt, er soll seinen Fuß in der Socke auf eine flach auf die Erde gebreitete Zeitung stellen, und dann hat er den Umriß mit dem Bleistift nachgezogen. Er hat gesagt: „Tritt fest auf; dein Fuß muß sich ausdehnen; was hast du denn da?“ — „Faß nicht dran, Mensch, daß ist eine Knochengeschwulst, das sticht wie Feuer.“ Er hat gesagt: „Ich werde schon aufpassen.“ Das nennt er Maßnehmen.) Er legt sein Maß auf das Leder. Mit der Spitze der Ahle zeichnet er es nach. Er nimmt das Zuschneidemesser, den Schleifstein; er wetzt; er stemmt das Leder gegen die Brust. Er schneidet die Sohle aus (genau und nicht allzu genau: genau, um kein Leder zu verschwinden; nicht allzu genau, denn wenn er zuviel abschneidet, ist es für die Katz). Nun ist sie ausgeschnitten; er sieht sie sich an, biegt sie zusammen und wieder auseinander, prüft ihre Geschmeidigkeit, legt sie auf den Werktisch und richtet sich auf.

Er geht nach der Werkstattwand. Er sucht unter den Holzformen, die in einer Reihe der Größe nach geordnet an Nägeln hängen. Vierundvierzig. Mathieu Bourques Fuß aus Holz? Nicht ganz Mathieus Fuß. Er kann schließlich nicht die genaue Form von Mathieus Fuß haben. Das geht nur von Nummer zu Nummer. Knochengeschwülste sind nicht berücksichtigt. Auch nicht die besondere Art, die Mathieu hat, beim Gehen den Fuß ein bißchen nach innen zu drehen. (Man muß ihn eben beim Gehen beobachtet haben, damit man weiß, daß er es tut, und daß er sich wohlfühlt, wenn er es tut. Wenn etwas ihn hindert, es zu tun, würde er sich unbehaglich fühlen.) Die Holzform ist eine Nummer; sie gilt für die Größe, aber sie gilt nicht für alles, was den persönlichen Fuß von Mathieu und seine besonderen Angewohnheiten ausmacht. Es kommt jetzt also darauf an, die Form auf diese Dinge abzustimmen; denn das ist sehr wichtig; darauf beruht alle Handwerkskunst. Ohne das wäre es nicht der Mühe wert, daß es ein Handwerk gäbe, das es sich angelegen sein läßt, in diesem Sinn vollkommene Dinge zu machen. Auf jeden Fall so vollkommen, wie man kann.

Dann setzt er sich auf seinen Schemel. Er hält den Holzleisten in den Händen. (Der berühmte Bildhauer Rodin pflegte zu sagen, daß Schuhmachen ein Bildhauerwerk sei; bei gewissen alten Schustern habe er gemerkt, daß das Handwerk ihnen Wonnen gewährte, die genau die Wonnen des Bildhauers seien.) Er sammelt die Lederreste auf, die rings um seinen Schemel liegen. Er sieht sich den Leisten an. Halt, da hat er

seine Schwiele, der Mathieu Bourgue. Wenn man das Papiermuster zu Rate zieht, sitzt sie genau da. Er nagelt ein Stück Leder auf die Form, dann noch eins und dann noch eins, bis es drei sind. Das macht die Dicke. Man muß dieser Schwiele Form geben. Er nimmt sein Zuschneidemesser und bildhauert tatsächlich eine Weile an dem Leder herum; er schneidet weg, was zuviel ist, er rundet ab, er gleicht aus, und da hat die Holzform nun ihre Schwiele an der gleichen Stelle und in der gleichen Dicke — ungefähr wenigstens — wie Mathieus Fuß. Er legt den Leisten neben dem Schemel hin.

Nun gesellt sich seine Arbeit einer Arbeit, die er gestern abend gemacht hat. Da hatte er eine große, geschmeidige Haut, die unzerstückte Haut eines Kalbes, auf dem „Brett“ ausgebreitet, sich dazu sein Notizbuch vorgenommen, in dem die Maße eingeschrieben stehen, und gerechnet. Dann hatte er quer über die Artikel einer Zeitung zuerst einen Halbmond und dann eine Art Pyramidenstumpf gezeichnet. Er hatte mit der Schere die beiden Figuren ausgeschnitten quer durch den Bericht über einen Bombenangriff auf die nächste Stadt. All dies ist jetzt, aus Papier, wohlgemerkt, der *Schaft* von Mathieus Schuh. Gestern abend hat er das Papiermuster auf die Holzform gepaßt und gesehen, daß es ging. Dann hat er das Papier auf die Haut gelegt, den Umriß des Musters mit der Spitze des Zuschneidemessers nachgezogen, dann das geschmeidige Leder sorgfältig zugeschnitten, wobei er berücksichtigt hat, daß beim Schneiden geschmeidigen Materials dieses sich überall an der Schnittkante etwas zusammenzieht; also hat er ein bißchen größer als seine Vorzeichnung ausgeschnitten.

Jetzt langt er sich sein Zwirlnäuel her. Erwickelt davon sieben Enden von der Länge seiner ausgebreiteten Arme ab. Mit der flachen Hand rollt er sie auf dem Knie zusammen. Er nimmt sein Stück Pech. Er picht die Fäden der Länge nach ein, klebt sie zusammen und macht auf diese Weise den Schusternähzwirn, den man *Pechdrath* nennt; er zwirbelt die beiden Enden dünn wie bei einem Schnurrbart undwickelt sie dann um zwei Schweinsborsten.

Darauf setzt er den Halbmond und den Pyramidenstumpf zusammen, d. h. in Gedanken, indem er sie aneinanderhält, dreht, auseinandernimmt; gleichzeitig rechnet er und überlegt sich die Sache. Im Grunde ist, was er jetzt macht, die Verwandlung der ebenen Flächen, die er vor sich hat, in einen Körper. Das ist bereits eine feine Sache. Aber weit schöner noch ist, daß dieser Körper genau Mathieus Fuß aufnehmen können muß. Das heißt, daß der Schuh die Form von Mathieu Bourgues Fuß oder vielmehr die Form der Luft um den Fuß haben muß, daß er einerseits stützt, kräftig schützt, also daß er harte Formen hat; und gleichzeitig muß er sozusagen seine „luftige Eigenschaft“ haben, das heißt, daß er so natürlich der umhüllende Stoff des Fußes ist, daß man überhaupt nicht mehr daran denkt....

Das muß sich natürlich, geometrisch gesprochen, lösen lassen, indem man von jedem Punkt des Fußes, der die inneren Wände des Schuhes berühren soll, ausgeht und dann das jedes Mal berechnet; z. B. bei der Ferse: man schlägt einen Kreis mit dem Mittelpunkt O und dem

Radius R. Dann zeichnet man einen konzentrischen Kreis mit dem Radius ... hinein, und genau so verfährt man dann bei dem Parallelogramm der Fußsohle und dem Dreieck der Zehen; aber weder ist die Ferse ein reiner Kreis, noch die Fußsohle ein reines Parallelogramm...; jedoch das macht nichts; es gibt Abwandlungen der Formen, die ebenfalls ihre Regeln haben; man würde schon zum Ziel kommen. Aber dann hätte man lediglich die Bekleidung für einen Fuß in Ruhestellung, und keineswegs das, woran mein Schuster jetzt denkt, nämlich die Bekleidung eines Fußes, der auch durch die Wiesen geht, danach die Furchen entlang, und um dann heim zu seinem Hof zu gelangen, nimmt er einen der verdammten Wege mit den Feuersteinknollen, wo alles drunter und drüber geht. Ja, nun müßte also die Physik eingeschaltet werden, die Gesetze von Hebel und Rolle; und man müßte aufpassen, daß man sich bei keiner Berechnung irrt, denn eine Drei an Stelle einer Vier oder ein schlechtgesetztes Komma würde einen Schmerz in Mathieu Bourgues Schwiele bedeuten, der sich Tausende von Malen je Kilometer wiederholte. All diese Berechnungen nähmen auch beträchtliche Zeit in Anspruch; so geht das nicht; es gibt da keine allgemeingültigen geometrischen Regeln; es ist vielmehr ein ineinander spielen von besonderen, im Grunde individuellen Regeln; das sind Fälle, wo die Technik weniger gut zum Ziel führt als die Eingebung, das Fingerspitzengefühl — — —.

Ihr werdet sagen, ich vergleiche die kleinen Dinge mit den großen. Aber ich habe zwanzig Jahre meines Lebens — und die strahlendsten Jahre — damit hingebracht, liebevoll zuzusehen, wie Hände und Geist meines Vaters die Arbeit vollbrachten, die ich hier beschreibe. Es gibt weder kleine noch große Dinge; es gibt nichts als den menschlichen Kräfteeinsatz und eine unendliche Fülle von in jedem Einzelfall gelösten Aufgaben; dabei ist das Ergebnis klein oder groß, je nach dem Werte des Menschen, der sie erwählt und löst.

Mein Schuster mit dem roten Käppchen hat im voraus gesehen, wie sich die Lederflächen in einen richtigen Körper verwandeln werden; und das ist geschehen, indem er so mit den Händen an dem Leder herumgefingert hat; während sich sein Geist mit der Lösung der Aufgabe beschäftigt, hat er sich, unbewußt auf einem Höhepunkt des Menschseins empfunden.

Nunmehr langt er sich ein Etwas, das man Handleder nennt; es sieht fast so aus, wie der Kampfhandschuh der römischen Gladiatoren. Es schützt den Handteller; denn damit muß er die Ahle eindrücken. Um das Handlederwickelt er nun den Pechdraht und streckt dabei den Arm, um jedes Stück tüchtig festzuziehen; so legt ein Schuster seine Rüstung an. Jetzt nimmt er die Holzzange. Den Halbmond und den Pyramidenstumpf, von denen er jetzt genau weiß, wie sie zusammengehören, bringt er zwischen die Kiefer der Zange und preßt sie mit seinen Knien zusammen. Er nimmt die Ahle und stemmt ihr Ende gegen das Handleder, er stößt und bohrt das erste Loch. Er nimmt die feine Spitze des durch die Schweinsborsten verstieften Pechdrahtes in den Mund. Er zieht die Ahle

heraus und führt von rechts nach links die eine Schweinsborste durch die frische Öffnung, dann die andere am anderen Ende des Pechdrahtes, wobei sich die Fäden kreuzen. Erwickelt den Pechdraht um das Handleder und zerrt daran, indem er die Arme auseinanderbreitet; und auf diese Weise macht er den ersten Stich. Und so langsam zwar, aber in einem Rhythmus, der nach und nach schneller wird, nimmt er, stemmt er, stößt er, bohrt er, führt er die sich kreuzenden Schweinsborsten und breitet die Arme aus, wenn er den Stich festzerrt. Schaut man ihm aus einiger Entfernung zu, möchte man sagen, er sei ein riesiger schwerer Vogel, der mit großen, langsamen Flügelschlägen über einer Beute flöge, ein Zaubervogel, der Vogel Rock irgendeines arabischen Märchens.

Ich jedenfalls hatte diesen Eindruck, wenn mein Vater nähte. Es entstand in diesem Augenblick immer eine große Stille. Denn diese Arbeit macht keinen Lärm. Mein Vater sprach nicht, da er das Ende des Pechdrahts mit der Schweinsborste zwischen den Lippen hatte, und ich selbst, der ich das Gefühl hatte, daß es sich verbiete, mit ihm zu sprechen, da er ja nicht antworten konnte, wie mit einem Mann, der sich anschickt, Zauberkräfte walten zu lassen: ich sah große Flügel um ihn geöffnet. Welche Freude schuf der Gedanke, daß der da mein Vater sei!

Nachdem der Halbmond an den Pyramidenstumpf genäht ist, nimmt der Schuster den Holzleisten, dann die Sohle, die er zu Anfang zugeschnitten hat. Er sieht nach, ob die Schwiele auch gut in die kleine Dolle paßt, die ihr an der Sohle entspricht. Beides stimmt gut überein. Dann nagelt er die Sohle auf die Fußsohle des Leistens, und zwar mit zwei Nägeln, die man freie Nägel nennt. Sie werden nur ganz leicht eingeschlagen, sie dienen einzig zum Halten, nicht zum Nageln. Während der ersten Augenblicke des Aufbaus müssen diese beiden Nägel da sein wie die Finger einer Hand; und wenn der Schuster drei Hände hätte, würde er jene Nägel nicht einschlagen; aber so schlägt er sie eben ein, doch auf eine bestimmte Art, damit sie in dem Augenblick, da sie nicht mehr nötig sind, ganz von selbst loslassen, gerade wie es die Finger einer Hand tun würden, die ihre Rolle ausgespielt haben.

Mein Vater war da auf eine besondere Methode gekommen. Er ersetzte sie durch Streichholzenden. Ich erinnere mich, daß eines Tages sein Lehrling (das war eigentlich gar kein richtiger Handwerker) ihn fragte, weshalb er das tue. Und er hat darauf geantwortet (dieser Handwerker, der eigentlich keiner war, hieß Pancrace, und mein Vater pflegte von ihm zu sagen: „Er hat nicht mehr Anlage zum Schuster als ich zum Papst!“): „Weißt du, wie man einen Nagel einschlagen kann, ohne ein Loch zu machen?“ — „Nein“, sagte Pancrace. — „Wenn du einen freien Nagel rausziehest, was bleibt dann?“ — „Natürlich ein Loch“, sagte Pancrace. „Und wozu“, fragte mein Vater, „wird deiner Meinung nach nun eigentlich ein Schuh gemacht?“ — „Ja, ja“, sagte Pancrace, „aber...“ — Weiter brachte er nichts heraus. „Wenn du nicht weißt, wozu er da ist, wie willst du ihn dann machen? Meinst du“, fuhr mein Vater fort, „daß es eine feine Sache ist, wenn der Schuh ein Loch in

der Sohle hat?" — „Nein“, sagte Pancrace, „aber es ist doch nur ein ganz kleines Loch.“ — „Du kannst soviel ‚ganz‘ und soviel ‚klein‘ sagen, wie du willst; Loch bleibt Loch.“ — „Aber“, sagte Pancrace, „es ist doch unter der Sohle, da sieht man es doch nicht.“ — „Ich weiß, daß es da ist“, sagte mein Vater, „ich kann alle Welt hinters Licht führen, natürlich, aber mich, wer kann mich hinters Licht führen? Jeder ist der Sohn seiner Werke.“ Er sah mich mit dem schönen, grauen, unbeweglichen und schweren Blick an, bei dem mir jedesmal der Atem stockte, und ich hörte angespannt zu, denn ich spürte, daß er jetzt für mich sprach und nicht für den Lehrling, der eigentlich keiner war: „Den größten Teil seiner Zeit“, sagte er, „verbringt man mit sich selber. Man muß dafür sorgen, daß das immer eine angenehme Gesellschaft ist.“

Jean Giono

(Aus dem Französischen übersetzt von Hety Benninghoff und Ernst Sander, 1949)

Gewerbliches in den Kindheitserinnerungen von Paul Ernst

Von Schusterleisten, Erzgruben, Sofapolstern und ähnlichen Dingen

Paul Ernst hatte schon in früher Kindheit mit dem Schuhmachergewerbe vertrauten Umgang gehabt. Seine Eltern wohnten mit einem Schuhmachermeister in einem Hause. Oft hatte er zu dessen Füßen gesessen und ihm bei seiner Arbeit zugeschaut, wie er mit dem Pfriem Löcher in das Leder stach, an den Pechdraht eine Schweinsborste drehte, um ihn mit ihrer Hilfe durch die Löcher zu fädeln; wie er dann die Drahtenden mit beiden Händen faßte und sie kräftig anzog, indem er die um den Draht geballten Fäuste mit aller Macht auseinanderspreizte. An den Wänden sah er auf den Brettern die Leisten stehen; am merkwürdigsten erschien ihm ein Paar Leisten für Stulpentiefe, wie sie die Postillione trugen; den Meister hörte er wehmütig sagen: „Ja, Junge, an eine solche Arbeit kommt man vielleicht ein Mal in seinem Leben.“ Dieser paßte genau auf, wie jener die Holzstifte in die Sohle schlug, die Sohle rund klopfte und sie mit Glassplittern und Sandpapier bearbeitete, bis sie weich und hell wurde, indessen rund herum ein brauner Rand stehen blieb, in dem sich die weißen Pflöcke abzeichneten. Bei seiner Arbeit hörte er ihn ständig pfeifen, Lieder wie „Lott' ist tot“ und ähnliche, und ein Dompfaff, der in einem kleinen Bauer am Fenster neben ihm hing, pfiff mit.

Man könnte an Goethes Selbstbiographie erinnern, in der uns der Dichter beschrieben hat, wie gern er sich in den Werkstätten Frankfurts umgesehen hat, wenn ihn sein Vater mit Bestellungen zu Handwerkern schickte. Mit gleich hellen Augen suchte der Knabe die Arbeitsweise der verschiedenen Gewerke, ihre Freuden und Leiden zu erfassen, versetzte sich in das Dasein „dieser“ tätigen, das Obere und Untere verbindenden Klasse“ und gewann so früh ein Gefühl für die Gruppen der

Menschen „die man die niederen nennt, die aber gewiß vor Gott die höchsten sind“.

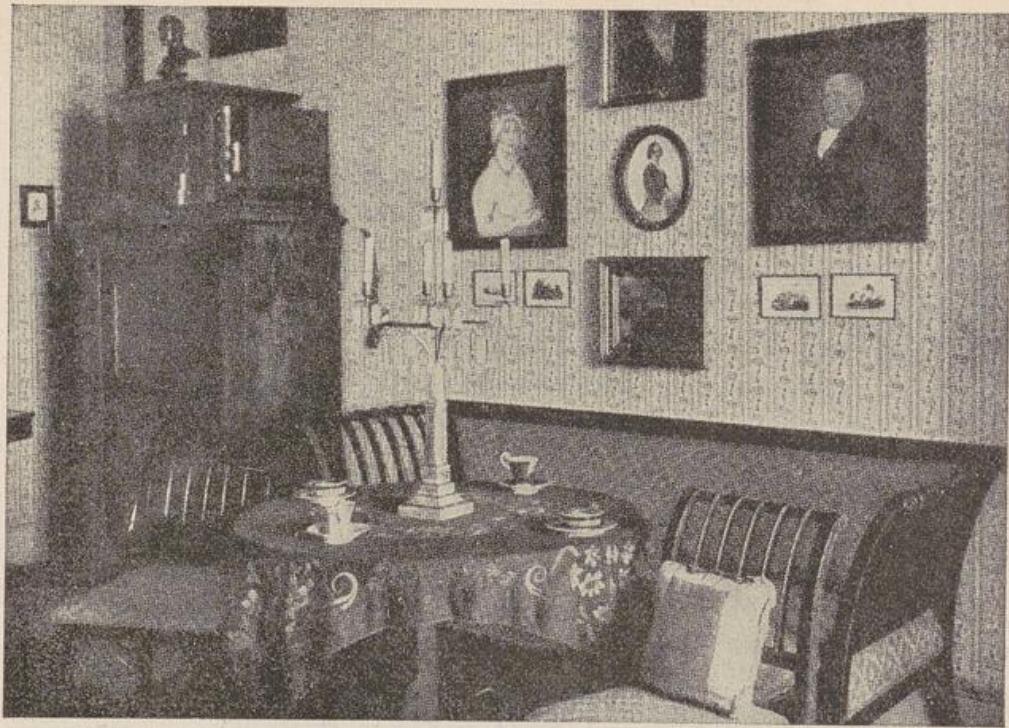
Paul Ernst stand diesen von Geburt her noch näher; sein Vater war Steiger im Unterharz, in dessen Gruben Manganerze zur Herstellung von Sauerstoff gefördert wurden. In seinen zweibändigen Jugend-Erinnerungen hat der Dichter die Tätigkeit des Bergmannes unter Tag vor „Ort“ mit ihren beschwerlichen Bohrungen, Sprengungen, dem Sortieren nach „Berg“ und „Erz“, dem Trennen des Minerals aus dem „Ganggestein“ auf den „Herden“ und „Sümpfen“ seinen Lesern in fast fachmännischer Deutlichkeit und doch liebevoll vermittelt.

Dieselbe Genauigkeit widmet er der Arbeit des Sattlers, der das Prachtstück der elterlichen Wohnstube, ein Biedermeiersofa, neu gepolstert hat. Er durfte zwar nicht unmittelbar dabei sein, weil der Staub der Lunge des Kindes schaden könnte; aber er kam oft vom Spiel nach oben und sah von der Tür aus zu, wie die Arbeit weiterging. Der Sattler zog zuerst Gurte und nagelte sie mit Nägeln fest, die ganz breite Köpfe hatten. Auf die Gurte setzte er Sprungfedern, nähte diese mit dünnen Bindfäden an und band sie dann so, daß im ganzen eine leichte Wölbung herauskam. Über diese wurde nun ein



M. Liebermann

Schusterwerkstatt (1881)



Sofawand in einem Berliner Biedermeierzimmer

starkes Sackleinen gespannt und festgeheftet. Dann verteilte er das Roßhaar, das Mutter und Großmutter aus dem aufgetrennten Polster inzwischen frisch aufgezupft hatten, so daß es ein unbegreiflich hoher Haufen geworden war. Sorgfältig legte der Sattler eine Handvoll des kostbaren Materials neben die andern, klopfte es mit den flachen Händen, bückte sich, äugte und prüfte, zupfte hier und da, verteilte von neuem hier ein Päckchen und dort und erzählte dabei, daß das richtige Packen die Hauptsache beim Polstern sei. In einem alten Polster habe er einmal, ungelogen, einen Sattlerhammer gefunden! So etwas könne freilich bei ihm nicht vorkommen, und nun lobte er sich bescheiden in jener Art, die schon dem Jungen bei den Handwerkern aufzufallen begann.

Da die losen Polster zum Wegnehmen an den Seitenlehnen als unmodern galten, verschwanden die vier gebogenen Stäbe an jeder Seite, die für ein Biedermeiersofa so bezeichnend sind; und bald war es ganz gleichmäßig mit einem neuen ungeblümten braunen Wollrips bedeckt, unter dem die Polster hoch, weich und elastisch anschwollen.

Später, als er erwachsen war, sah der Dichter ein, daß der Sattler das Möbel nicht gerade verschönert hatte, was er aber seinen Eltern, um sie nicht zu kränken, nicht verraten hat. Nach dem Tode des Vaters aber hat er es in seinen früheren stilechten Zustand bringen lassen und es bis an sein Ende hoch in Ehren gehalten.

Stilistisches Zwischenspiel

Leitmotiv

Als im Jahre 1922 ein Deutsch-Lehrer auf den guten Einfall kam, an die berühmtesten Schriftsteller der Zeit die Rundfrage zu richten, durch welche Mittel ihrer Meinung nach der Aufsatzzunterricht in den Schulen verbessert werden könnte, erhielt er von Paul Ernst eine Antwort, die uns Leser seiner Jugenderinnerungen (vgl. S. 114) nicht überraschen kann:

„Ich würde die Beschreibung von Gegenständen und Vorgängen, die wirklich gesehen und verstanden worden sind, bis in die obersten Klassen üben; dabei kann kein Gesalbader entstehen. Ich habe mir, als ich bereits als Schriftsteller einen Namen hatte, selbst derartige Aufgaben gestellt, mich zum Beispiel einmal gemüht, das Immergrünbeet vor meinem Fenster in möglichst genauer und gleichzeitig schöner Darstellung festzuhalten.“

Unter diesem Gesichtspunkt lese man die hier folgenden Beschreibungen, die nicht aus der Feder anerkannter Dichter, sondern aus einer dicken Sammelmappe von mehr oder weniger gelungenen Schülerarbeiten stammen; diese werden zu eigenen Versuchen sicher mehr Mut machen!

Vier Variationen

1. Eines Tages war in unserer Schule ein Glasbläser angemeldet, der in der Chemiestunde seine Kunst vorführen wollte; der Deutsch-Lehrer hatte noch schnell vorher die Klasse gebeten, beim Zuschauen sich Notizen zu machen. Hier ist eine der nachträglich daraufhin ausgearbeiteten Stilübungen:

Wie Jumbo entstand

„Da werden wir aber eine Menge neuartiger Geräte kennenlernen“, dachte ich, als wir die Treppe hinaufgingen. „Der ganze Tisch im Chemiesaal wird mit verschiedenen Glasarten, mit allerhand Behältern, Zangen, Farben und vielen unbekannten Dingen vollstehen.“ Und was brauchte der Glasbläser, um die verschiedensten Figürchen herzustellen? Er benutzte eine mit viel Sauerstoff gespeiste Gasflamme und einige bunte Glasmäppchen; ab und zu hantierte er noch mit einer kleinen Glassäge und einer Pinzette, deren Enden sehr breit waren.

Zischend strömte die Flamme aus dem Brenner; ein Glasmäppchen wurde über das Feuer gehalten; das sonst so starre Glas begann sich plötzlich zu bewegen, ließ sich dehnen und aufpusten und zerplatzte wie eine Seifenblase. Der Meister nahm nun ein dunkelgrau gefärbtes Glasrohr und erhitzte es. „Drehen, drehen“, sagte er, „das ist die Hauptsache, wenn man eine gleichmäßig runde Form erhalten will.“ Und so drehte sich auch die Röhre zwischen seinem Daumen und Zeigefinger unaufhörlich hin und her. Wieder begann sie zu schmelzen; rasch zog sie der Meister so auseinander, daß zwar in der Mitte der

alte Hohlräum bestehen blieb, seine Ränder aber an beiden Enden kegelförmig verliefen und zum Schluß sogar zusammenschmolzen. Flink sägte der Meister das eine zugeschmolzene Ende ein und brach es ab, damit er eine Öffnung zum Hineinblasen erhielt. Schnell mußte alles geschehen; denn wenn das Glas während der Bearbeitung nicht dauernd gleichmäßig erwärmt wird, platzt es. Durch das Hineinblasen entsteht an der erhitzten Stelle eine Ausbeulung, die sich später als Kopf eines Elefanten entpuppte. Nun erhitzt er das Glas gleich dahinter unter ständigem Drehen; dann bläst er wieder in der oben beschriebenen Weise, und siehe da, der Leib eines Elefanten schwollt auf. Jetzt geht es an den Rüssel. Der eine Blase „Spieß“, der noch am Kopfende haftet, wird erhitzt, langgezogen, damit er dünner wird, in die richtige Form gebogen, das übrigbleibende Ende abgeschmolzen, und schon ist der Rüssel fertig. Der Glasbläser nimmt schnell einen der Glasstäbe zur Hand. Er hält den Kopf des Elefanten und das Ende des Glasstabes über die Flamme, drückt es unter dem Rüsselansatz an, bläst ein paarmal am Spieß hinein, zieht den Glasstab ab, und man sieht, daß dies die Lippe sein soll. Mit einem erhitzten helleren Glasstab tupft er Punkte auf beide Seiten des Kopfes: die Augen. Dann wird ein weißer Stab auf beide Seiten neben dem Rüssel angedrückt, langgezogen und abgeschmolzen. Das sind die Stoßzähne. Die Ohren werden ebenso gemacht, aber vor dem Erkalten mit der schaufelförmigen Zange plattgedrückt. Jetzt kommen als letztes die Beine an die Reihe. Ein Glasstab und die Stellen, wo die Beine angesetzt werden sollen, werden erhitzt. Er drückt den Stab an die passende Stelle und bläst durch den Spieß. Dadurch wird der obere Teil des Beines dick und hohl. Der Glasstab wird abgeschmolzen und das Bein unten abgeplattet. Die Herstellung der anderen Beine ist dieselbe. Damit Jumbo fest stehen kann, wird das eine oder andere Bein, wenn nötig, noch verkürzt. Wenn alles erkaltet ist, wird der Spieß abgeschmolzen. Die übrigbleibende Spitze ist der Schwanz. Nun ist Jumbo fix und fertig; seine Herstellung dauerte etwa eine Viertelstunde, und für 70 Pfennige konnte man sich ihn kaufen.

G. V.

2. Oder andermal hatte ein Sechzehnjähriger von sich aus

Die Spandauer Fischer bei einem winterlichen Fischzug

beobachtet und beschrieben:

Es rücken etwa ein Dutzend Männer an mit zwei großen Schlitten, auf denen sich primitive Holzwinden befinden, dazu ein paar Stangen, einige Eisäxte und ein riesiges Netz. Sie gehen quer über den Tegeler See. Nachdem sie haltgemacht haben, wird mit den Axtklingen ein großes Loch gehauen, wo hinein später das Netz kommen soll. Dann ziehen zwei Leute in entgegengesetzter Richtung los, um in bestimmten Abständen kleinere Löcher zu schlagen. Es dauert nicht lange, da ziehen die beiden Männer ihre Jacken aus, krempeln die Hemdsärmel hoch, und trotz der Kälte rinnt ihnen der Schweiß in

Strömen von der Stirn. Zuerst krachen die Äxte mit einem dumpfen Laut über das Eis, dann wird der Ton heller und heller, und nun spritzt dem einen Arbeiter ein Wasserstrahl ins Gesicht. — Mit der Zeit merke ich, daß die beiden Männer Halbkreise beschreiben und sich an einer von dem ersten großen Loch weit entfernten Stelle treffen werden. — Noch ehe die beiden mit ihrer Arbeit fertig sind, stecken andere Fischer zwei Stangen ins Hauptloch, die durch zwei Seile mit den Netzenden verbunden sind. In entgegengesetzter Richtung (als wie die Männer gingen, die die Löcher schlügen) werden sie unter das Eis geschoben, und ich sehe, daß sie gerade von einem Loch zu dem andern reichen. Über den ersten beiden Löchern stehen zwei Fischer. Der erste angelt mit einer Art Pickel nach dem Stab, zieht ihn zu sich heran und schiebt ihn weiter, ihn in der Richtung zum nächsten Loch haltend. Hat der zweite Mann die Stange ergriffen, so geht der erste zum übernächsten Loch und wartet, bis sie bei ihm erscheint. Der andere Fischer verläßt seine Stelle nun und so fort.

Immer mehr Maschen des Netzes werden ins Wasser gezogen, und nun ist es ganz verschwunden. Da treten dort, wo die Stäbe angelangt sind, die Schlitten mit den Winden in Tätigkeit: die Stangen werden aus dem Wasser geholt und die Seile an den Wellen der Winde befestigt; denn man will das nun ausgespannte Netz unter dem Eise entlangziehen. Obgleich die Speichen, mit denen die Achse gedreht wird, ziemlich lang sind, läßt sie sich nur langsam und rückweise bewegen; das Holz quietscht und knarrt. Mit der Zeit werden die Windungen des Seiles auf der Spule immer zahlreicher: das Netzende erscheint! Bei dem anderen Schlitten ist es auch gerade angekommen. Beide Mannschaften rollen die Seile ab und befestigen sie an den Stäben, mit deren Hilfe sie wieder so weit fortbewegt werden, bis sie gestrafft sind und die Winden in Tätigkeit treten müssen. — Endlich treffen sich die Schlitten am letzten Loch, das ebenso groß wie das erste und inzwischen fertiggehauen worden ist. Wieder bewegt man die knarrenden Achsen. Immer mehr füllt sich das Netz. Immer schwerer wird seine Last, und immer langsamer drehen die Fischer die Speichen. Endlich erscheinen die beiden Netzendenden: alle Männer packen mit an, und „Hau ruck! Hau ruck!” wird die Beute allmählich aufs Eis gezogen und dann in die Schlitten geschüttet.

Die Männer verpusten sich eine Weile, wischen sich mit dem Ärmel den Schweiß von der Stirn, ziehen ihre Jacken an und fahren ab. H. B.

3. Oder — eine Radfahrergruppe brachte von einem Ausflug ins Senftenberger Braunkohlegebiet reiche Auswahl für ihre Klasse mit. Hier als Probe die Beschreibung eines Förderbaggers:

Förderbagger im Tagbau

Im dichten Winternebel wandern wir auf einer viergleisigen Eisenbahnstrecke durch den Tagbau; stolpernd, rutschend, strauchelnd von einer Eisenbahnschwelle auf die nächste, übernächste springend im

Gänsemarsch zwischen den glitzernden Gleisen dahin. Rechts von uns zieht sich der hohe gleichförmige Abhang der Grube entlang.

Über den Schienensträngen erhebt sich das große, kastenförmige Baggerhaus mit dem Durchfahrtstor für die Güterzüge. Ein Fördereimer nach dem anderen kommt sprunghaft aus der dem Tal zugekehrten Wand herausgeruckt, gleitet auf dem Greifarm die Böschung hinab, überschlägt sich unten plötzlich und verschwindet in dem feuchten Dampf violettroter Braunkohle. Die harten gezähnten Stahlkanten der Fördereimer fressen sich in den Boden hinein, reißen ihn auf und schleppen die unförmigen Brocken Rohkohle in das Innere des Baggers. Unaufhörlich drehen sich die Eimerketten: leer senken sie sich in das Tal hinab, gefüllt steigen sie, hart an der Böschung schleifend, wieder herauf, während gleichzeitig das Baggerhaus auf den Schienen über dem Kohlenzuge hin und her fährt. Wir klettern eine schmale eiserne Stiege hinauf, und gebückt treten wir durch eine enge Tür in das trübe Matt des dunklen eisernen Baggerhauses; langsam tasten wir uns in den engen verrußten Gängen zurecht. Allmählich werden vor uns die glitzernden Transmissionen des Förderbandes sichtbar, die das kleine Dynamogehäuse mit dem riesigen Schwungrad verbinden. Bei jeder Umdrehung erzittert und schwankt der Bagger; es herrscht ein ohrenbetäubendes Gedröhnen! In einer Ecke des winkligen Gehäuses erkennen wir einen Arbeiter, der den Entladevorgang der Fördereimer zu überwachen hat. Angestrengt beobachtet er durch die siebähnlich durchlöcherten Stahlplatten, wie sich schräg über ihm die rüttelnden Ketten des laufenden Förderbandes drehen, wie ein Fördereimer nach dem anderen vorübersaust, sich überschlägt, und wie die Kohle prasselnd in die untenstehenden Wagen des Zuges hineinregnet. Ist ein Waggon gefüllt, so wird die herunterfallende Kohle auf einer Klappe so lange abgefangen, bis sich die Entladeöffnung des fahrenden Baggers über einem neuen, leeren Waggon befindet. Eine zweite Hebeldrehung — und die in diesen Augenblicken gestaute Kohle dröhnt mit verstärkter Wucht gegen die Metallwände des Eisenbahnzuges; alles ringsum in eine undurchdringliche Staubwolke einhüllend. Manchmal ertönt von unten ein schrilles Klopzeichen des Baggerführers, der mit einem Schraubenschlüssel schnell hintereinander gegen das Eisenrohr des Treppengeländers schlägt. Von seinem Stand aus leitet er die Förderung des Baggers, bestimmt seine Fahrtrichtung, seine Geschwindigkeit und die Neigung des Greifarmes. Soeben greifen die Eimer tiefer in die schon stark mit Sand vermischte Kohle. Das Klopzeichen ertönt, der Baggerführer unterrichtet den Helfer, Sandkohle sei zu erwarten, die nur auf die letzten Wagen verteilt werden darf. Sind die zehn Wagen gefüllt — dies dauert ungefähr 12 Minuten —, so stellt der Baggermeister die Förderung ein, und während das laute Heulen des Dynamos allmählich verklingt, setzt sich der Kohlenzug auch schon in Bewegung, um bald darauf im dichten Winternebel zu verschwinden.

H. W.

4. Als jüngst in einer Klasse der Berufsschule für das Nahrungsgewerbe das Rahmenthema „Die Arbeiten des Bäckers“ gestellt wurde, haben sich die Lehrlinge folgende Teilaufgaben gewählt: „Die Bedienung des Backofens“, „Wie arbeitet unsere Knetmaschine?“, „Das Schieben der Brote“, „Das Herstellen von Salzstangen“ und

Mein erster Brotteig

Eines Tages sagte mein Meister zu mir: „Morgen wirst du einmal zeigen, was du kannst. Du wirst den Teig machen, und zwar—der Stromsperrre wegen — mit der Hand!“ Gewiß war ich stolz darauf, daß ich dazu für fähig gehalten wurde, andererseits beschlich mich eine gewisse Scheu, ob ich es schaffen würde.

Am nächsten Morgen war ich noch früher als sonst in der Backstube, um die „Beute“ fertig zu machen; so nennen wir Fachleute den mit einem großen Behälter versehenen Arbeitstisch. Zunächst löste ich den nötigen Sauerteig in dem in den Behälter gegossenen Wasser auf, gab von der Seite her Mehl dazu, das dort fest angedrückt lag, und vermischt die drei Bestandteile. Dann kam das in dem passenden Verhältnis abgewogene Salz dazu, gleichfalls in Wasser aufgelöst. Schon wollte ich zum Durcharbeiten des Teigs „einsteigen“, da bemerkte ich zu meinem Schrecken einige „Putzel“, kleine Mehklümppchen, die nicht genug Feuchtigkeit vorgefunden hatten; damit sie sich verkrümeln konnten, füllte ich vorsichtig etwas Wasser nach, denn umgekehrt ist zu weicher Teig auch nicht zu empfehlen.

Nun folgte das Durchkneten. Man kneift Teigstücke ab, drückt und streicht sie glatt, wendet sie, zieht unter ständigem Greifen, wenn nötig, Mehl nach, wirkt das Ganze durch, bis sich eine mittelfeste innig verbundene Masse bildet, das heißt, bis der Teig klar ist und du selbst richtig in Schweiß geraten bist.

Ich kratzte die „Beute“ sauber. Meine Hände klebten so voller Kleister, daß der Meister mir spöttisch zurief: „Geh' man zum nächsten Bäcker und hole dir Teighandschuhe!“

Nunmehr begann ich meinen Teig „rauszuschmeißen“ auf den Nachbartisch, wo er zu Stücken von 1600 und 1100 Gramm abgewogen wurde. (Das Übergewicht backt sich später im Ofen aus.) Diese Teile werden zu Kugeln „ausgestoßen“ und dann länglich in Brotform gerollt. Man holt eines der langen Bretter und ein Tuch, streut etwas Mehl darüber und „setzt“ die Brote „auf“, etwa 20 auf ein Brett; zwischen je zweien wird eine Tuchfalte „eingezogen“, damit sie nicht aneinanderkleben. Diese Bretter schieben wir auf zwei Eisenstangen, die sich durch die ganze Backstube unter der Decke entlangziehen. Dort bekommen sie ohne mein Zutun den richtigen Trieb oder „die Gare“.

G. M. u. H. R.

Ein dritter Konkurrent, der freilich vom eigentlichen Thema abgewichen ist, hat diesen Vorgang folgendermaßen recht nett erklärt: In jedem Stück Teig ist Leben, richtiges Leben. Würden wir ihn gleich, ohne die „Gare“ abzuwarten, in den Ofen schieben, würde er viel zu trocken und hart werden. Wir wünschen aber ein aufgelockertes Gebäck. Diese Arbeit verrichten ganz winzige Lebewesen: Hefepilze und Bakterien. Wie jeder Mensch gut behandelt werden will, so verlangen auch diese für das bloße Auge unsichtbaren Mitarbeiter gute Behandlung. Je wärmer ihnen wird, um so schneller schaffen sie ihre Aufgabe. Da die Wärme bekanntlich nach oben steigt, setzen wir die Bretter hoch und warten, bis der Augenblick gekommen scheint, den Backprozeß im Ofen fortzusetzen.

H.-J. K.



Bäckerinnungszeichen aus Zinn

Ausklang

Solche Übungsthemen im Paul Ernstschen Sinne bieten sich im 9. Schuljahr hundertfach zur Wahl an: Werkzeuge, Maschinen, Waren, Arbeitsvorgänge, die bei Besichtigungen von Werkstätten, Fabriken, Märkten, Laboratorien zu beobachten sind... Man braucht nur die Augen aufzumachen und darf freilich nie — ohne Zeichen- und Notizblock sein!

Wie hat Altmeister Goethe zu seinen Zeichenschülern und -schülerinnen abschließend gesagt:

„Nun aber, da ich Euch an die nächste Wirklichkeit gewiesen habe, welche fast unwert scheinen mag nachgebildet zu werden, sage ich zum Schluß noch dies: Daß der Geist des Wirklichen eigentlich das wahre Ideelle ist! Das unmittelbar sichtlich Sinnliche dürfen wir nie verschmähen, sonst fahren wir ohne Ballast.“

Wilhelm Blume

Metzgerpost

Wenn im Friedensjahr 1648 in Tübingen der Pfarrer, der bei der Dankpredigt auf seine Zuhörer wie ein vom Fleisch unbeschwerter Geist besonders erschütternd gewirkt hatte, mit seinem Söhnlein durch die Straßen ging, sagten die Anwohner zueinander: „Seht nur dieses Prachtbüble neben dem Armseligen an! Ein trefflicher Vater! Er spart sich den letzten Bissen vom Munde, damit seine Kinder gedeihen!“ In der Tat — in dem Knaben, der nach dem Schwedenkönig Gustavus hieß, mußte wohl der verstorbenen Mutter derbere Art, das Blut ferner bäuerlicher und handwerklicher Vorfahren durchgeschlagen sein, so stramm und groß war er, ein übermütig flammander Rotkopf, wie so viele echte Kinder Schwabens; zum Leidwesen des Vaters war er dann auch der lateinischen Grammatik viel weniger zugeneigt als sein Schulkamerad Gottlieb, der Sohn des Metzgermeisters Eislin, ein echter Stubenhocker, der deshalb auch Pfarrer werden sollte, zumal dem Vater ein älterer Sohn an der Fleischbank bereits mit Lust zur Hand ging.

Bald nach jenem Friedenssonntag treffen wir die beiden Knaben mitten im Gedränge vor dem Tübinger Schloß, vor dem soeben hoch zu Roß einer von des Herzogs edlen Postjunkern aus Stuttgart eingetroffen war. Der Junker sah sich um, ob jemand aus der Menge ihm das Pferd abnehmen könnte für die Zeit, da er sich im Schlosse anmelden wolle; Gustavus hatte das wie von selbst verstanden. Schon faßte er das Pferd am Zaum und bewegte es völlig kunstgerecht im Kreise. Durch seinen Umgang im Metzgerhaus hatte er sich vor allem im Pferdestall vertraut gemacht, vom ältesten Sohn, dem Frieder, dort gern geduldet, weil er am jüngeren Bruder die Zuneigung zum edlen Getier schmerzlich vermißte. Als nach einer Weile der Junker dem Knaben mit den Worten „Das hast du gut gemacht“ das Pferd abnahm, fragte er errötend in ungewöhnlicher Kühnheit: „Junker, könnte ich nicht auch so ein Reiter in Herzogs Diensten werden wie Ihr?“ „Gewiß, warum nicht, wenn du evangelisch und ein Junge unseres alten Landadels bist.“ Da malte sich tiefe Enttäuschung auf den Zügen des Knaben; er blickte zu Boden und verbarg sich in der Menge, um traurig heimzuschleichen. Gottlieb, der schon einmal an die noch unerledigten lateinischen Aufgaben gemahnt hatte, schloß sich ihm an. Zu ihrer Überraschung sahen sie unterwegs den Pfarrer in vollem Ornat mit der Bibel im Arm auf der anderen Straßenseite vorübereilen, und dann wurden sie von dem Vater des andern fast überrannt. Meister Eislin und sein Ältester stürmten in einem völlig undenkbaren Aufzuge vorüber — in scharlachroten Feiertagswämsern und dazu im Arbeitshemd, Arbeitsbekleid und in Arbeitsstiefeln, eine alte Plempe umgegürtet! Und da rannte schon der nächste Metzgermeister vorbei und wieder einer, einige noch mit blutbefleckten Schürzen, aber die blanke Waffe an ihrer Seite!

Den Metzgersproßling schien der Anblick so vieler von seines Vaters Zunftgenossen weit weniger zu fesseln als das Pfarrerssöhnlein; auf dessen Frage, was da wohl los sein könnte, „weil die Metzger rennten“, antwortete er: „Was weiß ich's!“ und trieb ihn an, ihm schnell ins Haus zu folgen. Erst beim Essen nachher, als die beiden Männer heimgekehrt waren, konnte sich der kleine Tischgast nach und nach zusammenreimen, was sich ereignet hatte.

Folgendes war geschehen: Herzog Eberhard hatte das uralt überlieferte Botenwesen, das im Kriege außer Geltung gekommen war, wieder in Kraft treten lassen, damit die landesväterlichen Aufbaumäßignahmen möglichst rasch in den entferntesten Ortschaften bekannt und durchgeführt würden. Nach dieser Postordnung aber waren sämtliche Metzger verpflichtet, Botenritte zu tun, reihum von Meister zu Meister; die Reihenfolge stand auf der Posttafel vermerkt. Für pünktliche Ausführung haftete der Zunftmeister. Das alte Recht des Degentragens war dafür gewährleistet.

Diese Verordnung hatte der Junker dem Kommandanten im Tübinger Schloß überbracht, und dieser hatte eilends die Meister und ihre Söhne unter dem feierlichen Segen des Pfarrers den Eid darauf ablegen lassen.

Nach ruckweiser Erzählung aller Einzelheiten hieben jetzt Vater und Sohn bei Tisch wacker drein, der Vater bedächtig kauend, der Frieder hastiger, denn er war auserwählt, als erster Postreiter nach nächtlichem Ritt dem Herzog in Stuttgart den Bestätigungs- und Dankbrief der Innung zu überbringen. Gustavus aber aß und trank heute nicht — gegen seine Gewohnheit — an der meist gut bestellten Tafel; er blickte unverwandt zu seinem Nachbarn, dem Frieder, auf. Und dabei hatte er Beglückendes gefunden:

Herzogs Postreiter werden, das wollte er; edler Postjunker werden, das konnte er nicht. Der Ausweg aus der Klemme hieß:

Ich werde Metzger!

Otto von Taube

Wie schlägt man den Ochsen?

War dem Gustävle das Handwerk zunächst nur als Mittel zum Zweck erschienen, allmählich im Verkehr mit dem nun noch mehr vergötterten Frieder und dem neuen Gesellen, dem neckisch-lustig veranlagten Lutz ging es ihm auf, daß der Beruf schließlich noch andere Verrichtungen verlangt. Das Fleischaushauen und den Fleischverkauf, die nicht im Metzgerhause, sondern auf der Fleischbank vor dem Rathaus stattfanden, hatte er zwar oft genug gesehen, aber es hatte zu sehr zum Alltag gehört, als daß er näher darüber nachgedacht hätte. Jetzt schlüpfte er im Vorbeigehen öfter hinter die Bank und ließ sich vom Frieder dies und das zeigen: „Das ist Schwein und das vom Rind. Und das ist die Leber, und das ist das Herz. Und so sieht ein Fußknochen aus bei einem Vieh, und so sitzt im Knochen das Mark.“ Oder er sah jetzt genauer hin, wie der Frieder in

schönem Schwung mit dem blanken Beile stets die rechte Stelle traf, falls er Kunden etwas abhauen mußte: „Ja, das muß gekonnt sein, das ist eine Kunst!“ Und eines Abends, als er wieder einmal im Metzgerhaus der Caesarpräparation wegen geweilt hatte, erlaubte ihm der Frieder, den Schimmel zu putzen; Schimmel und Brauner waren am Tage draußen gewesen. Der Frieder putzte tief gebückt an des Braunen Fesseln; der Lutz war noch außerhalb, einen Ochsen treiben; Gustavus selbst sah nur den Huf seines Pferdes, den er mit der Linken hielt und mit der Rechten behandelte; es war schummerig im Stall. Da faßte er sich ein Herz und fragte ganz unvermittelt: „Du, Frieder, wie schlägt man den Ochsen?“ Nach längerem Hin und Her, bei dem der Ältere den Jüngeren abzulenken versuchte, sagte jener schließlich: „Nun gut, wenn du absolut willst, stelle ich dich auf die Probe. Wenn wir morgen um $\frac{1}{2}$ Uhr in der Frühe den Stier schlagen, den der Lutz heute holt, kannst du kommen; schlaf aber lieber aus.“

Just als die Stiftskirche die Zeit schlug, die er sich vorgenommen hatte, wachte Gustav auf. Das unbemerktliche Aufstehen und Wegschleichen aus der Wohnung fiel ihm nicht schwer, da alles noch tief schlummerte und er die Schließvorrichtung kannte. Auf der kurzen Strecke über den Eislinschen Hof zum Schlachtraum führte das gewaltige Tier, geschwollen von Bullenkraft, ein regelrechtes Kampfspiel mit den zwei Burschen auf; nur Frieders scharf anherrschender Befehl hatte den Eindringling gezwungen, sich zuschauend zu verhalten. Er hatte, als der Lutz das mächtige gelbe Haupt mit der Blässe schlaggerecht mit den Händen stützte, den Frieder die zünftigen Worte sprechen hören:

„Lieber Bruder, halte still,
den Stier ich jetzo schlagen will“,

und die ebenso zünftige Antwort des andern:

„Schlag zu, Bruder, laß Gott walten.
Ich will ihn dir tapfer halten.“

Und er hatte den Ernst dieser Worte mit aller Wucht erfahren, als er vor Schreck an die Wand taumelte, aus Angst um den sonst so ausgelassenen Freund, wie des Frieders geschwungene Axt dem steinernen stillhaltenden Lutz so nah vorüber auf ihr Ziel niedersauste, daß die Zugluft dem Schwarzkopf die Stirnlocke auffliegen ließ. Und er hatte alsbald sich wiedergefunden, als er angewiesen wurde, hier einmal etwas zu halten, dort etwas herbeizuholen, Verrichtungen, die ihm das Gefühl einer nützlichen Hilfskraft gaben. Es tat ihm leid wegzumüssen, als Frieder nach einer Weile zu ihm sprach: „Zeit ist's für dich heimzugehen, sonst merken sie, wo du warst. Mach dich sauber!“ Und so lief er denn — nicht ohne Hochgefühl — heim, mit vorgesetztem und betonendem rechten Fuß den Rechtsgalopp der Vierfüßer nachahmend, dem er schon manchmal zugesehen hatte, wenn auf der Wiese Tübingens Jungmetzgerschaft sich im Reiten übte; so kam er vor seines Vaters Türe an.

Otto von Taube

Schlachthausgespräche

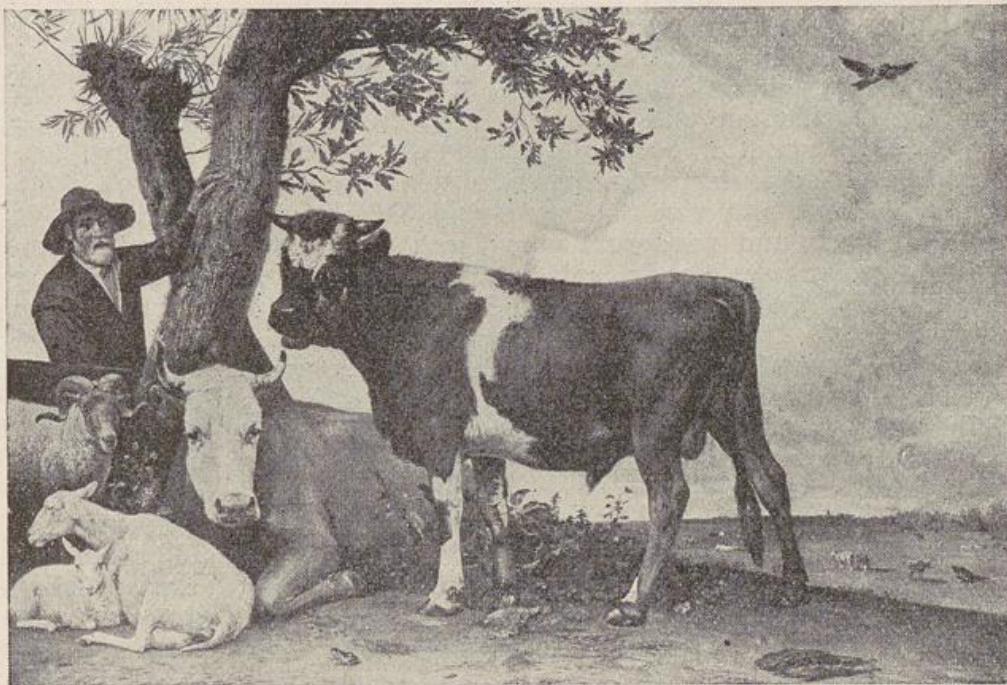
„Sie müssen doch zugeben, daß über wissenschaftliche Ansichten von heute in 50 Jahren gelacht werden kann“, meinte Dr. Vlimmen, der Tierarzt des Städtchens, zum Schlachthausdirektor, der neben ihm über den Hof geht; „in diesem Fall haben Sie's doch vielleicht allzu genau genommen mit der Vorschrift; die Schlachterinnung ist, wenn ich Ihnen das sagen darf, ...“

„Was Sie da von dem Wandel in den Wissenschaften behaupteten“, unterrichtet ihn der Leiter dieses Musterbetriebes, „scheint mir nicht so gewiß. Ich bleibe dabei, sicher ist sicher. Vorschriften sind nicht zum Scherz da! Nehmen Sie z. B. das Blut; in den meisten Schlachthäusern wird darauf nicht so peinlich geachtet. Da steht, wenn ein Rind geschlachtet wird, der Lehrling mit dem Eimer bereit, um das Blut aufzufangen. Es wird dann sofort wie ein Ei geschlagen, damit es nicht gerinnt. Der Eimer wird irgendwo zur Seite gesetzt; manchmal klettert so ein Junge damit sofort auf sein Fahrrad. Der Meister macht Blutwurst und ähnliche Leckereien daraus. Inzwischen wird das Tier weiter ausgeschlachtet, eine Arbeit von dreiviertel Stunden. Sobald das fertig ist, kommt der Fleischbeschauer. Traut er der Sache nicht, werden Sie geholt, oder ich untersuche es gleich selbst im Laboratorium. Ist das Fleisch nicht einwandfrei, wird es sehr sorgfältig bewacht und vernichtet. Gewiß — es gibt hier mehrere gute Schlachter, Menschen, die anständig genug sind, krankes Blut auf sichere Art zu beseitigen; aber mit solcher Gesinnung kann ich leider nicht durchweg rechnen...“

„Da haben Sie wohl nicht ganz unrecht“, gab Dr. Vlimmen zu, indem er stehen blieb, „man muß sich seine Leute ansehen. Da ist z. B. der Schlachter N. N., der hat in dem Dorf, wohin ich jetzt zur Fleischbeschau fahren muß, notgeschlachtet; wenn er wieder keine Schießmaske bei sich gehabt hat, zeige ich ihn an, und wenn er hundertmal im Gemeinderat sitzt. Sogar die Bauern ärgern sich schon über ihn. Der eine hat mir neulich erzählt, beim Schweineschlachten hätte dieser Kerl, kaum daß er die Tiere abgestochen hätte, schon angefangen, sie mit kochendem Wasser zu überbrühen. Die Schweine gebärdeten sich dabei so, daß die Bauern, die doch nicht überempfindlich zu sein pflegen, es nicht mit ansehen konnten. Es wäre gerade so gewesen, als wenn's ihm Spaß gemacht! Hat er heute wieder keine Schießmaske angewandt — ich habe ihn schon einmal gewarnt — ist es das letzte Mal gewesen!“

Die beiden sind inzwischen bis zum Eingang der Halle gekommen und tun noch, ehe sie sich trennen, einen prüfenden Blick hinein. Der Schlachthausknecht läuft gerade mit der Schießmaske umher.

Kühe werden vorbeigetrieben. Sie stolpern ohne Argwohn an halb abgezogenen Leibern vorbei auf ihre Plätze. Plötzlich taucht jener Knecht aus dem dampfenden Nebel bei dem zuletzt gekommenen Tier auf, unfehlbar und geübt hebt er sein Schießzeug; es ist, als striche er sanft und nur so nebenbei damit über den massiven Kopf



P. Potter (Niederlande)

Der junge Stier (1650)

des Rindes, aber das scharfe Metallknacken ist schon vorbei; man hört beinah nichts davon, denn im gleichen Augenblick dröhnt auch schon der dumpfe Fall des schweren Körpers auf den Steinen. Es geht schauderhaft schnell: eine zerstreute Bewegung der Hand, und fort sind die vier Beine unter dem schweren Rumpf mit elektrischer Schnelligkeit weggerissen, und die schlaffe Masse zeigt keine Spur von Leben mehr. Der Mann blickt sich bereits nach dem nächsten Opfer um, während hier das lange Messer des Schlächters aufblitzt, und alles verschwimmt in der dicken, warmen Wolke des ausströmenden Blutes ...

A. Roothaert

(aus dem Holländischen übersetzt von W. Michaelsen)

Der Kellner-Virtuos

Mittags an der Table d'hote sah ich viele Gesichter, allein wenige von solchem Ausdruck, daß sie mir merkwürdig sein konnten. Der Oberkellner jedoch interessierte mich in hohem Grade, so daß denn meine Augen nur ihm und seinen Bewegungen folgten. Und wirklich, er war ein merkwürdiger Mensch! Gegen zweihundert Gäste saßen wir an langen Tischen, und es klingt beinahe unglaublich, wenn ich sage, daß dieser Oberkellner fast allein die ganze Bedienung machte, indem er alle Gerichte aufsetzte und abnahm und die übrigen Kellner ihm nur zureichten und aus den Händen nahmen. Dabei wurde nie etwas verschüttet, auch nie jemand der Speisenden berührt, sondern alles geschah luftartig, behende, wie durch Geistergewalt. Und so flogen Tausende von Schüsseln und Tellern aus seinen Händen auf den Tisch und wiederum vom Tisch in die Hände der ihm folgenden Bedienung. So in seine Aufgabe vertieft, war der ganze Mensch bloß Blick und Hand, und er öffnete seine geschlossenen Lippen nur zu flüchtigen Antworten und Befehlen. Und er besorgte nicht bloß den Tisch, sondern auch die einzelnen Bestellungen an Wein und dergleichen; und dabei merkte er sich alles, so daß er am Ende der Tafel eines jeden Zeche wußte und das Geld einkassierte. Ich bewunderte den Überblick, die Gegenwart des Geistes und das große Gedächtnis dieses merkwürdigen jungen Mannes. Dabei war er immer vollkommen ruhig und immer bereit zu einem Scherz und einer geistreichen Erwiderung, so daß ein beständiges Lächeln auf seinen Lippen schwelte. Ein französischer Rittmeister der alten Garde klagte ihm gegen Ende der Tafel, daß die Damen sich entfernten; er antwortete schnell ablehnend: „C'est pour vous autres, nous sommes sans passion.“ Das Französische sprach er vollkommen, ebenso das Englische, und man versicherte mir, daß er noch drei andere Sprachen in seiner Gewalt habe. Ich ließ mich später mit ihm in ein Gespräch ein und hatte nach allen Seiten hin eine seltene Bildung an ihm zu schätzen.

Bericht Eckermanns aus dem Gasthaus zum Weißen Schwan
in Frankfurt an Goethe

Der Zauberfaden

Einer der Teilhaber der größten Kunstseiden-Fabrik im Wuppertal hatte, was bei ihren internationalen Handelsbeziehungen nicht verwunderlich war, eine Italienerin geheiratet; ihre Kinder, die die ersten Lebensjahre im Süden verbracht hatten, wurden nach dem überraschend frühen Tod des Vaters ins Stammhaus an der Wupper gebracht und dort von dem zweiten — kinderlosen — Teilhaber adoptiert. Als sie größer geworden waren, hielt man es im Familienrat für angebracht, die kleinen Fremdlinge — das Mädchen hieß Patrizia, der Junge Rigo — in den Schulferien mit den Dingen näher bekannt zu machen, die den Inhalt ihres späteren Lebens bestimmen sollten.

Dr. Steff, der schon den Vater der Kinder und ihren Pflegevater unterrichtet hatte, ein geistreicher Mann, ein Erzieher von Gottes Gnaden, sollte die nicht leichte Aufgabe übernehmen, den verwickelten und langwierigen Fabrikationsprozeß den jugendlichen Erben in einer ihnen verständlichen Weise zu veranschaulichen und ihr Interesse daran zu wecken; auch eine praktische Betätigung der Kinder in einigen Abteilungen des Werkes war vorgesehen. Den Besuch der weiter abgelegenen Zellstofffabrik hielt man trotz Protestes des Hauptverantwortlichen nicht für nötig, um die Zöglinge nicht durch unwesentliche Vorbereitungsarbeiten zu verwirren; man begnügte sich damit, ihnen zu erzählen, wie das Holz der gefällten Bäume erst entrindet, gereinigt, gekocht, zu Brei verrührt und wieder getrocknet werden müßte, ehe es in Zellstoffplatten angeliefert werden konnte.

So fuhr Dr. Steff mit den beiden eines Morgens im Lift zum obersten Stockwerk des Hauptfabrikationsgebäudes hinauf, wo er ihnen diese Zellstoffplatten in einem dramatischen Augenblick zeigen konnte. Sie wurden hier kurz nach ihrer Ankunft von Zerreißmaschinen gepackt, zerfetzt und in das darunter liegende Stockwerk geworfen, fielen dort wie sommerlicher Schnee in große Kästen und wurden von breiten Rohren aufgesaugt und in die Kessel eines noch niedriger liegenden Stockwerkes geblasen.

„In diesen Kesseln“, sagte Steff, „wird nun der Zellstoff mit Kupferoxyd-Ammoniak gemischt.“ „Ich rieche es“, seufzte Patrizia; Rigo und sie rangen nach Atem. „In zwei Minuten seid ihr daran gewöhnt“, tröstete sie Steff. Er winkte einem der Aufseher, der ein langes Glas brachte. „Und diese Mischung nennt man ‚Lösung‘“.

Er goß ein wenig auf eine Glasplatte; Rigo und Patrizia steckten ihre Finger hinein und malten Ornamente auf das Glas. „Man könnte es für Honig halten, wenn es so schmecke und nicht blau wäre.“ „Dann müßten die Kessel aber Bienenkörbe sein“, rief Patrizia. „Richtig“, stimmte Steff ihr zu, „aber wir sind ja — Gott sei Dank — keine Lebkuchenfabrik“.

Er zog mit ihnen in die Spinnräume hinüber und direkt an eine der Spinnstellen heran, die auf langen Bänken montiert waren. „Bis hierhin wird die blaue Lösung gepumpt“, sagte er, um den Kindern die Erklärung vieler Zwischenstationen zu ersparen. „In großen und kleinen Röhren wie bei euch zu Hause das Wasser in den Leitungen. Und hier tritt die ‚Lösung‘ wieder heraus.“

Er deutete auf eine Brause, die, ähnlich geformt wie die einer Gießkanne, nach unten hing und aus ihren vielen winzigen Löchern kleine blaue Fäden spie.

Die Kinder traten näher. Die Fäden sahen zuerst aus wie jene kleinen Stifte, die man in silberne Bleihalter schraubt. Aber je mehr sie nach unten sanken und je rascher ihre Geschwindigkeit wurde, um so deutlicher vereinigten sie sich zu einem einzigen Faden, der allmählich vor ihren Augen seine Farbe verlor.

„Der Faden verliert seine Farbe, weil er nicht in Luft, sondern in Wasser herabsteigt“, sagte Steff, auf den Zylinder deutend, in den die Brause hineinhing und durch den das Wasser sauste.

„Hm“, machte Rigo. „Warum in Wasser?“ „Erstens“, antwortete Steff, „um das Ammoniak und das Kupfer, die beigelegt werden, wieder wegzunehmen“.

„Warum fügt man das Zeug bei, wenn man es kurz darauf wieder wegnimmt?“ fragte Rigo logisch.

Dr. Steff mußte sich nunmehr auf den Weg machen, das, was wirklich mysteriös an der Kunstseideerzeugung war, zu erklären. Denn immerhin, daß etwas eben noch ein Stück Baum war und kurz darauf, nachdem es gekocht, gesäuert, in Kupferoxyd-Ammoniak gebadet worden war, zwar genau noch dieselbe Substanz darstellte wie das Stück Baum ... sich aber den staunenden Augen als ein dünner biegsamer Seidenfaden offenbarte — dieses Mysterium blieb nicht hinwegzuleugnen ...

„Versteht ihr, daß eine Rosenknospe sich nur entfalten kann, wenn der Strauch in gutem Boden steht?“ Er fügte hinzu: „Wenn es regnet und warm ist“.

Das war einleuchtend. Die Kinder nickten.

„Genau so braucht der Zellstoff, um weich wie Seide zu werden, Kupfer und Ammoniak. Verstanden?“

„Warum gerade diese Mittel?“ fragte Rigo.

„Es gibt noch andere Verfahren. Verfahren, die in anderen Werken angewendet werden“, erwiederte Steff. „Aber für uns, die wir eine bestimmte Seide machen, kommen gerade diese Mittel in Frage.“

Rigo blickte mit blassen Augen um sich. Irgend etwas schien ihn zu beunruhigen. „Und was ist mit dem Wasser?“ fragte er.

„Jawohl“, besann sich Steff, daß er ihm noch eine Erklärung schuldig war. „Zweitens brauchen wir das Wasser, um den Faden elastisch zu machen. Es ist nun einmal so, daß der Faden nur in dem Augenblick, in dem das Wasser ihn hinunterreißt, elastisch wird. Nur in diesem einen Moment, wenn er in fließendem Wasser gebadet wird. Seltsam, nicht wahr? Aber es ist nun einmal so.“

„Wer ist denn dahintergekommen?“ fragte Patrizia.

„Hinter was?“

„Daß nur im Wasser...“ Patrizia sah Steff unschuldig an. Sie war wie fast alle Mädchen eitel und wie alle Kinder neugierig. Sie wollte keine Erklärung hören, sondern nur ganz einfach etwas erfahren. Sie hoffte, Steff werde nun seinen Namen nennen oder den eines der Vorfahren im Werk, — und sie wäre befriedigt gewesen; sie hätte sich mitbeteiligt gefühlt ...

„Dahintergekommen“ — das durfte er nicht dulden, auch wenn die Frage nur seitlich am Wege lag ... „Gefunden“, sagte er und betonte das Wort nachdrücklich, „gefunden hat dies alles Bellamy“, er

starre die Augen Patrizias unsicher an, „der Mann, der mit seiner Spinnmaschine das Vorbild der Seidenraupe nachzuahmen fertig gebracht hat, — der große Bellamy“.

Patrizia nickte gehorsam und beugte sich dem Adjektiv, das diesem Mann namens Bellamy plötzlich etwas Übermenschliches verlieh. „Aber er hat den Zusammenhang mit dem Wasser nicht so einfach gefunden, wie man ein Entenei findet. Sonder er hat hunderttausend andere Dinge probiert, eins nach dem anderen, bis er schließlich fand, daß...“ „Aber daß nur Wasser diese Eigenschaften hat“, sagte Rigo störrisch; „... daß der Faden ausgerechnet nur in dem fließenden Wasser elastisch wird, das kann er trotzdem nur durch Zufall bemerkt haben.“

Steff sah wohl die lockende Möglichkeit, die sich ihm da eröffnete. Wenn er den Zufall anerkannte, endete das, was so wissenschaftlich aufgebaut worden war, wie ein orientalisches Märchen. Aber er wollte nicht. Er hatte schon darauf verzichtet, den Kindern zu zeigen, wie die „Lösung“ mit Preßluft bewegt wurde, ehe sie in die Brausen kam, wie ihre Zähigkeit reguliert, ihre Dichte kontrolliert, ihre Luftlosigkeit dauernd festgestellt wurde ... was sollte er nun sagen, um ihnen den Vorgang des „Koagulierens“ nahezubringen, den geheimnisvollen Prozeß, um den sich alles drehte? Er durfte es nicht zulassen, daß ein so ungefährer Gummibegriff wie „Zufall“ in die Hirne der Kinder eindrang. Beim allmächtigen Himmel, hatte Bellamy nicht ungezählte Jahre in Sorgen und Mühen damit verbracht, um durch folgerichtiges Denken diesen „Zufall“ ans Licht zu bringen!

Steff entschloß sich für das Simpelste. Aus seiner Rocktasche zog er zwei Blöcke und zwei Stifte und überreichte sie Rigo und Patrizia. Dann nahm er selbst einen Block und einen Stift in die Hand. „Technische Dinge behält man nur, wenn man sie zeichnet“, sagte er; „dann werden sie auch klarer“. Und andachtsvoll fing er an, den äußeren Glaszyylinder, in den Wasser von unten her eindrang, zu zeichnen, dieses Gefäß, deren das Werk Hunderttausende gleichzeitig in Betrieb hatte. Er kontrollierte, ob die Kinder ihm folgten. Dann zeichnete er den inneren Trichter, in den die Brause hineinhing und in den auch das Wasser, sowie es hoch genug gestiegen war, wie eine Sintflut stürzte und die der Brause entquellenden Fäden mitnahm; und er gab dabei acht, daß die Kinder das Abbild genau so deutlich wie er selbst anfertigten — — — es mit Pfeilen und Erklärungen, mit an den Rand geschriebenen Worten wie „Wasser“ und „Lösung“ erläuterten. „Und hier“, sagte er, als die Zeichnung fertig war, und griff bis zu seinen Knien hinab, zwischen Walze und Umlenkstange, und hob den Finger hoch, als hebe er einen dort schwebenden Zweig in die Höhe... An seinem Finger hing ein Faden, der Faden, der aus dem Zylinder gelaufen und über die Walze geführt worden war, der Faden, der jetzt farblos, fein, kaum sichtbar und so dünn wie ein Teil eines Spinnengewebes geworden war... „und hier“, sagte

Steff, „ist also der K u n s t s e i d e n f a d e n , der in diesem Augenblick während seines Aufenthaltes im Wasserbad gestreckt worden ist.“ „Gestreckt?“ fragte Patrizia und warf die Haare mit einer Kopfbewegung zurück. „Elastisch gemacht“, verbesserte sich Steff und verwünschte innerlich alle Fachausdrücke.

Er ließ sie beide den Faden berühren und musterte dabei die Gesichter. Rigos Stirn zog sich zusammen. „Warum geschieht dies elastische Werden gerade in diesem einen Augenblick?“ fragte er, und sein kleiner Mund schien Steff um Verzeihung bitten zu wollen, daß er ihm soviel Ungelegenheiten mit seinem hartnäckigen Fragen verursachte. „Weil der Faden uns leider nur in diesem einen Augenblick den Gefallen tut, sich so zu verwandeln, wie wir es haben wollen.“ „Dann ist es doch nur Zufall“, erwiderte Rigo und schüttelte den Kopf.

Steff trat unwillkürlich einen Schritt zurück; er fühlte, daß Rigo ihn in seinem Herzen in die Ecke stellte, in welcher die Medizinhänner seiner Indianerbücher lebten. Es war ihm nicht gelungen, Hand in Hand mit dem Jungen jenen Spalt zu überspringen, über den es nur eine mächtige und sichere Brücke gab: die Wissenschaft.

Wenn er aber die Wissenschaft angerufen hätte, um das Gespenst des Zufalls zu vertreiben, so hätte er die Götter beschwören müssen, welche die jeweilige Anordnung der Fasern und die Gesetze der Moleküle überwachten — man konnte Rigo nicht in diese Probleme einführen, für deren Verständnis er einfach zu jung war.

Steff hustete heiser. Seine Gedanken hielten bei den Zeichnungen. Sie schienen ihm ein wirklicher Gewinn; mochte auch an einer bestimmten Stelle des aufgezeichneten Vorgangs ein Fragezeichen stehenbleiben! Gab es überhaupt irgend etwas, das man erklären konnte, ohne daß selbst für reife Männer ein Zweifel übrig blieb? Warum sollten die Kinder davon verschont bleiben, an Rätsel zu geraten, die sie im Augenblick nicht lösen konnten? —

Er wollte gerade noch etwas hinzufügen, das einen beruhigenden Schlußstrich darunter gezogen hätte, als er dieser Bemühung entzogen wurde. Patrizia entdeckte am Ende des Spinnsaals, ganz hinten an der letzten Bank, eine in einen weißen Arbeitskittel gehüllte Gestalt. Sie sauste auf sie zu: „Daggy“! Und auch Rigo, der Verhaltene, vergaß seine Würde und seine Höflichkeit und lief, etwas weniger geschwind zwar, hinter ihr her, auf die Laborantin zu, die sie bei zufälligen Begegnungen außerhalb des Werkes liebgewonnen hatten.

Und sie blieben bis zur Mittagspause in ihrer Abteilung und verfolgten alles, was ihre Freundin tat, als seien sie auf der Fuchsjagd. Wie sie prüfend und äugend zwischen den Spinnbänken hin- und herpendelte, wobei sie ihre Gäste auf die unheimliche Ruhe und Sicherheit aufmerksam machte, mit der die Trichter in all dem Surren und Zischen arbeiteten. Und wo einmal einer in Unordnung geriet, sprang Daggy zu, griff in den Wasserstrahl hinein, faßte den

für das Auge kaum noch sichtbaren Faden, spannte ihn über einen Führungshaken und mit einem raschen Schwung über eine gesäuerte Walze — und legte ihn dann über die „Krone“, die sich unermüdlich wie ein Mühlrad drehte; und die Kinder staunten, als der Arbeiter der die vollgehaspelte Krone auswechselte, ihnen sagte, der aufgespulte Faden messe nicht weniger als 60 km.

Beim Rückweg kamen sie durch die Hallen, in denen das von den Haspeln gelöste Garn den weiteren Prozeß der Verfeinerung durchmachte, wo es berieselt, getrocknet, mit einer Schutzölschicht versehen wurde, um dann in die Zwirnerei geleitet zu werden.

„Erinnert ihr euch, daß eigentlich 50 blaue Fäden aus der Brause kamen, die dann ein einziger Faden wurden?“ knüpfte Dr. Steff wieder an. „In Wirklichkeit sind es immer noch 50 Fäden, die nur so dünn sind und so dicht beieinander liegen, daß sie wie ein Faden wirken. Dieser Faden muß nun gedreht werden, damit er rund und tatsächlich ein einziger Faden wird.“ „1200—2000 mal gedreht auf einer nur 1 m langen Laufstrecke“, ließ Daggy einfließen, stolz auf ihre genauen Kenntnisse, die sie erst vor kurzem erworben hatte. Sie war eigentlich Laborantin im Chef-Laboratorium, aber es war Brauch hier, daß auch die mehr wissenschaftlich Arbeitenden den Fabrikationsprozeß aus eigener Mitbetätigung sich zu eigen machten.

„Ich bin hier eigentlich zufrieden, wie ich es selten bei einer Arbeit war“, bekannte Daggy dem Dr. Steff, als man auf dem Fabrikhof sich trennte; „man hat's sich im Labor nicht träumen lassen, welche Genauigkeit man bei den Dingen anwenden muß, die dem Außenstehenden als grobe Handwerksarbeit erscheinen. Ist es nicht impionierend zu sehen, aus wieviel Einzelvorgängen sich das kleinste Stück Leistung zusammensetzt!“ „Ich könnte beinah den armen Faden bedauern, soviel Strapazen unterwirft man ihn“, schaltete Rigo in seiner bedachtsamen Art ein. „Wenn nicht jede Handreichung oder Kontrolle dabei exakt gemacht wird, taugt der ganze Prozeß nichts“, brachte Daggy ihren Satz zu Ende. „Wenn man es mit dem richtigen Gefühl ansieht, ist das schon richtig“, schloß Steff die kleine Plauderei ab; „freilich ohne das Laboratorium stände die ganze Fabrik nicht, aber die peinliche Aufmerksamkeit bei der Arbeit an den Maschinen hält sie aufrecht“.

Nach Kasimir Edschmids „Zauberfaden“, Roman einer Industrie, 1949

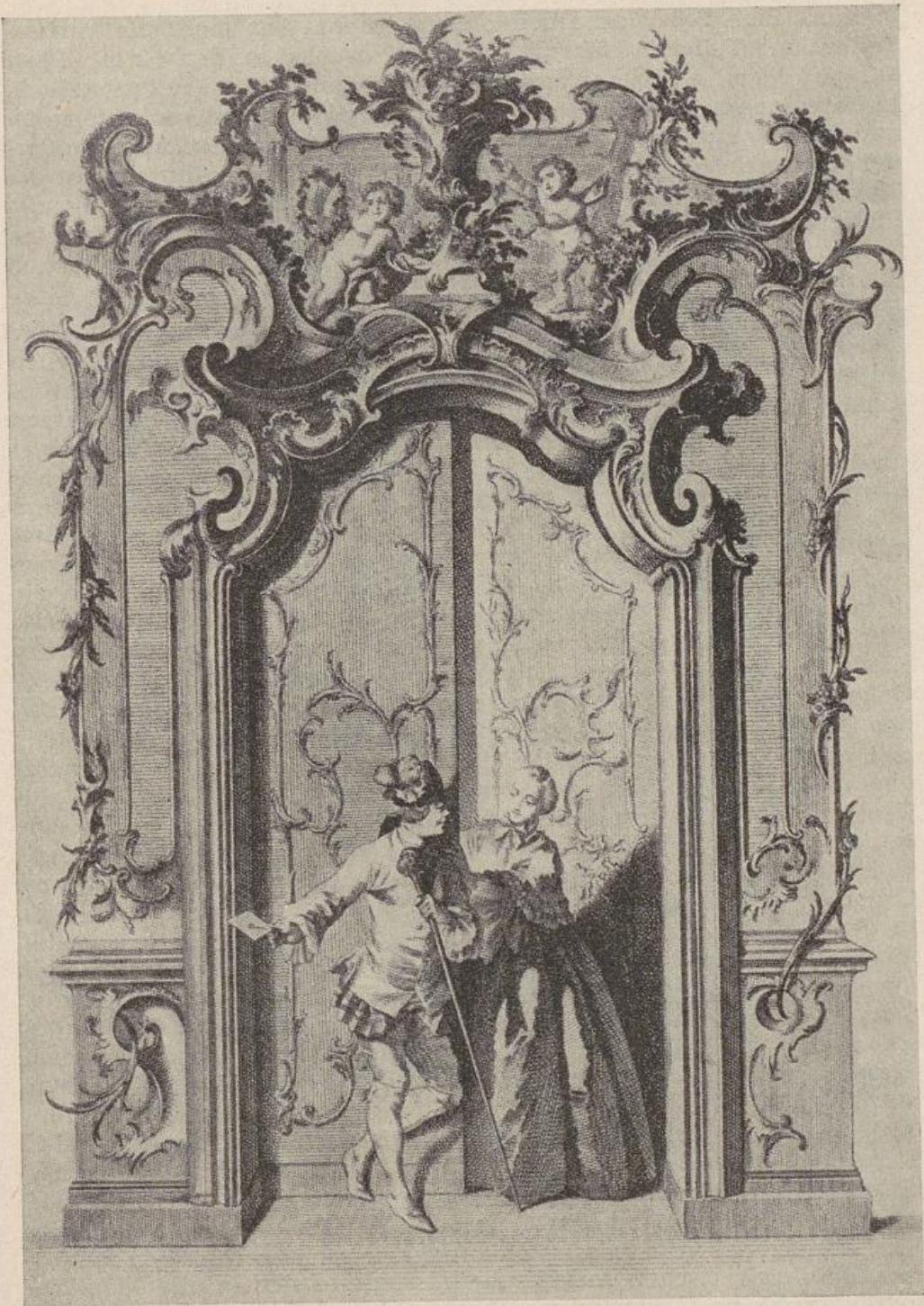
Besuch der Orgelbauanstalt in der Schillerstadt Ludwigsburg

Unsere Schul-Schwabenfahrt auf Schillers Spuren mußte selbstverständlich auch in Ludwigsburg haltmachen. Hat doch das „Fritze“ hier nicht nur die Lateinschule — unter der strengen Kontrolle des Vaters — besucht; hier im herzoglichen Schloßtheater hat er sich auf Beamtenfreiplatz an den Massenaufgeboten kostümierter Regimenter berauscht und sein dramatisches Regietalent sich regen

fühlen (man denke an Wallensteins Lager, an den endlosen Krönungszug in der romantischen Tragödie um die Jungfrau von Orleans, oder an sein Schauspiel Wilhelm Tell, in dem er ein ganzes Volk auf die Bretter gestellt hat!); dort oben, hoch über der Stadt im herzoglichen Lustschloß, das zwar nicht Sanssouci, doch nicht minder französisch Solitude hieß, hat er seine ersten Akademiejahre unter den Aufpasseraugen Karl Eugens verbracht, demselben Schloß, in dem später Vater Schiller als Direktor der herzoglichen Gärten gewohnt und sich — von Beruf Bader und Feldscher — als Schriftsteller über Baumschulen einen Namen gemacht hat. — — — So standen wir frühzeitig vor der gewaltigen Anlage des Stadtschlosses mit seinen kasernenhofartig anmutenden Gebäudekarrees, zum Teil gespannt, ob da drinnen in der Fürstengruft die Fluchworte des schwäbischen Revolutionsdichters Daniel Schubart über die hochwohlgeborenen Schädel und Knochen noch nachhallen würden. — — Aber die Flügeltüren der fürstlichen Audienzzimmer sollten sich laut Auskunft erst um 10 Uhr dem Publikum öffnen. Wo sollte man die lange Wartezeit verbringen oder, höfisch gesagt, „antichamrieren“?

Da lasen wir an der Ecke der Schloß- und Kasernenstraße ein Schild: Orgelbauanstalt E. F. Walcker & Cie., gegründet 1786. Wir gingen hinein. Und ein zweites Gesicht hat seitdem Ludwigburg für uns Schwabenfahrer bekommen. In der verwunschenen Residenz a. D. eine Weltfirma, ein auf Handwerk gegründetes Riesenunternehmen!

An duftenden Stapeln astreinen Holzes vorbei, das in ständig brennenden Dampfheizanlagen getrocknet wird, betraten wir die Schreinerei. Elektromotoren trieben dort Pendel-, Band-, Zirkel- und Schweifsägen, Dicktenhobel-, Langlochbohr- und Labienfräsmaschinen. Im Gußkeller wurde der Feingehalt der Metallblöcke ausgewogen; die breiige Zinnmasse paarte sich mit dem Bleizusatz. So mochte unserem Schiller zumute gewesen sein, als er vor den Toren Rudolstadts vom Waldspaziergang aus zufällig an die Werkhalle des Glockengießermeisters trat! Aus den gewalzten Zierplatten wurden die einzelnen Stücke je nach der Größe der Pfeifen herausgeschnitten, poliert, gerundet, zusammengelötet und mit „Füßern“ versehen. In einem anderen Raum wurden Holzkästen mit schweren Rahmen umgeben; ihre Oberflächen mit gleichlaufenden Kanälen durchzogen, sogenannte Windladen, auf denen die Pfeifenreihen eines Registers später ruhen, jede einzelne damit verbunden. Daneben klebten Frauen Bälge, die Lungen der Orgel. Oder Elektromonteur e fädelten in die Spieltische einen Wirrwarr von Drähten ein, die Nervenstränge und Nervenbündel des entstehenden Instruments — oder dürfen wir sagen Lebewesens? Hunderte von Ventilen, Kontakten öffnen sich und schließen sich in dieser „Traktur“ mit Blitzesschnelle, wenn die Finger des Orgelspielers über die Tasten



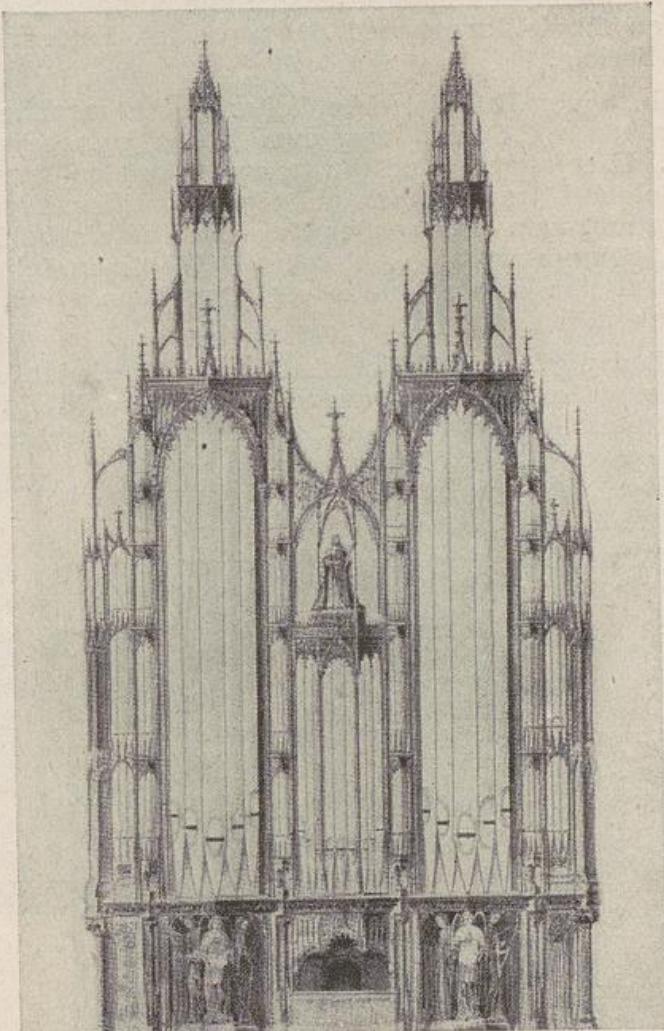
Joh. E. Nilson

*Flügeltür zu einem Rokokozimmer
in einem fürstlichen Lustschloß (um 1763)*

gleiten. Eine Präzisionsarbeit ohnegleichen! Aus mehr als tausend Teilen und Teilchen zusammengesetzt, wuchs in der 12 m hohen Orgelbauhalle vor unseren Augen das für die Weltausstellung in Barcelona bestimmte Werk empor. Jedes wird erst probeweise fix und fertig aufgebaut und ausprobiert, ehe es, wieder auseinander genommen, in die Versandräume kommt. Fast rührend war die Äußerung eines Herrn, der in dem Intonierungszimmer alle Pfeifen einzeln abhört: „Uns umgeben unser Leben lang nur unreine Töne; wenn's klingt, nimmt man sie uns weg; den Genuß haben die andern.“

Und wo erdröhnen, brausen, summen, klagen, jubilieren diese Ludwigsburger Orgelregister? Überall auf Erden — in den Kirchen Kairos, in der Bostoner Musikhalle, in Kalkutta. Nach den Philippinen sind allein 36 Orgeln verfrachtet worden. Facharbeiter müssen sie oft begleiten und an Ort und Stelle einrichten, was manchmal über ein Jahr in Anspruch nimmt und die Beteiligten nebenbei mit Land und Leuten bekannt macht. Im Petersdom in Rom kann eine Walckerorgel, viele Zentner schwer, auf einem fahrbaren Gestell von einer Seitenkapelle in die andere gefahren werden, wie das Bedürfnis der Andächtigen es erfordert. An jenem Morgen, an dem wir durch das Haus geführt wurden, war das Neuste im Betrieb die mehr fabrikmäßige Herstellung von Hausorgeln, nicht viel größer als ein Klavier, die Pfeifen aus Raumersparnis zum Teil quer gestellt; Oskalyd heiße das Miniaturinstrument nach dem Vornamen eines der Inhaber; „ohne wohlklingenden Namen geht's heute nicht mehr ab“, sagte unser Begleiter leichthin. Zum Schluß ließ er uns noch einen Blick in die Kunstschräwerkstätte tun, wo die Orgelgehäuse entstehen; sie müssen natürlich den Baustilen der einzelnen Kirchen oder Konzert- bzw. Kinosälen angepaßt werden; Holzbildhauer schnitzen Heilige, allegorische Figuren, Kapitelle und Ornamente. Hier und da an den Wänden der Zeichensäle oder in den Treppenaufgängen hingen Ehrendiplome oder Köpfe aus der Bürgerdynastie dieser Orgelbauer. Da war z. B. der Gründer der Firma, Eberhard Friedrich, der mit zwei Gesellen angefangen hatte. Seit Erbauung der Orgel in der Frankfurter Paulskirche 1830 gewann der Name Geltung. In der Familienchronik wird von dem Wagnis erzählt, in den Orgelplan für Frankfurt ein 32fußiges Register aufzunehmen, d. h. ein Register mit offenen Holzpfeifen, deren größte 32 Fuß Länge haben und die tiefsten Baßtöne bis zum Doppél-Orgel-C hervorbringen sollte. Trotz vieler Abmahnungen ließ der Sohn des Gründers die kolossalen Dinger anfertigen und einsetzen. Aber wie erschrak er, als nach dem Tastenanschlag bei den tiefsten Pfeifen kein Ton vernehmbar war. In aller Heimlichkeit rechnete er seine mathematisch-physikalischen Ansätze nach, vertiefte sich in alle Möglichkeiten, probierte — immer vergebens! Als er wieder einmal mittags bedrückt die Kirchentreppe hinabstieg, hörte er plötzlich von der in

der Nähe eingerichteten Notwerkstatt herüber einen außerordentlich starken, sehr tiefen Ton. „Was habt ihr eben gemacht?“, fragte er seine Arbeiter in begreiflicher Erregung. Zögernd antworteten sie: Eigentlich gar nichts! Einer von ihnen habe Leim wärmen wollen und, um schnell fertig zu werden, einen ganzen Haufen Hobelspäne in den



Gotisches Gehäuse der Münsterorgel in Ulm

Windofen geworfen und angezündet. Davon hätte der Ofen und der Kamin so gebrummt, daß sie alle erschrocken seien. Man wiederholte den Vorgang, und es ließ sich derselbe donnerähnliche Ton vernehmen, und zwar noch $1\frac{1}{2}$ Ton tiefer, als Herr Walcker zu erreichen gehofft hatte. Nach längerem Überlegen ergab sich des Rätsels Lösung: Die Wände des Kamins waren stark genug, um der Schwingung einer

so gewaltigen Luftsäule den erforderlichen Widerstand entgegenzusetzen; deshalb verdoppelte er die Stärke der Pfeifenwände und verband das ganze Register durch starke Eisenbänder. Als er nunmehr dem Sachverständigsten unter den Zweiflern das Register vorführte, konnte er beim Anschlagen der untersten Oktave dem 32-Füßer die Grundgewalt eines so tief und rein nie gehörten Basses entlocken; und die beiden umarmten sich vor Freude! „Seitdem fehlte es mir nie an Empfehlungen auf die weitesten Entfernungen hin“, schließt der Bericht.

Er hörte sich in der Tat viel erbaulicher an als manche Kastellan- anekdote drüber im Schloß aus dem Leben seiner herzoglichen Durchlaucht. Hier atmete man die gesunde Luft selbstgeschaffener Tradition. Solche Männer stehen auf eigenen Füßen, brauchen kein Gottesgnadentum, kein prunkendes Riesenschloß als beklemmenden Hintergrund, keine staatliche Anlehnung. Was man selber machen kann, was sich von selber heraus entfaltet, kann allein Stolz und Freude schenken.

Dies zweite Ludwigsburger Gesicht hat uns nicht wieder losgelassen; es gab den Schwabenwanderern ein seltenes Hochgefühl, im Schillerland Technik und Geist so innig vereint am Werk gesehen zu haben.

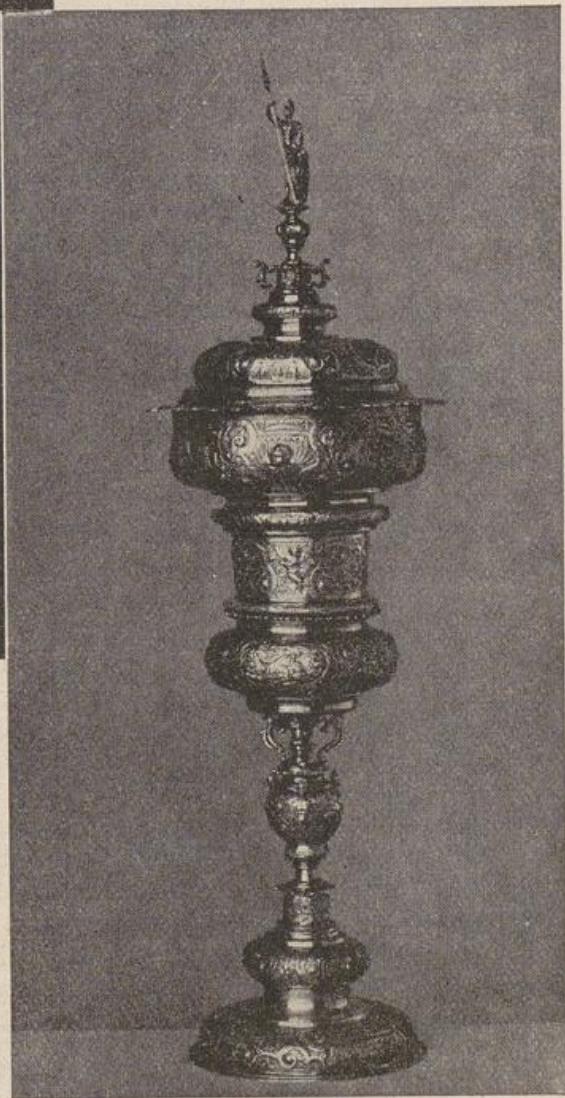
Wilhelm Blume



Romanischer Speisekelch aus Salzburg (1170)



*Gotische Bergkanne
aus Goslar
(1477)*



*Renaissance-Pokal
aus dem Ratssilber
der Stadt Lüneburg (1570)*

Erzählungen aus der Dunkelkammer

Endlich waren die Lehrjahre meines Vaters vorbei; er hatte als Mechaniker angefangen und war dann zur Optik übergegangen. Welcher Zufall ihn darauf gerade nach Leipzig kommen ließ, weiß ich nicht; jedenfalls ist er ihm zum Glück ausgeschlagen. Dort arbeitete er draußen in Lindenau in einem großen optischen Geschäft; doch das Zusammensetzen von Fernrohren gab seiner Tatkraft und seinem Ehrgeiz kaum genügende Aufgaben. Eines Tages aber wurde dort von einem Reisenden eine Pariser camera obscura angeboten, mit der man Spiegelbilder der Menschen festhalten konnte. Zugleich zeigte er einige solcher neuartigen Bilder vor, welche, da sie auf Quecksilberplatten gearbeitet waren, hin und her gewendet werden mußten, bis man in richtiger Beleuchtung ein zartgraues Bild darauf erkennen konnte.

Der Besitzer der optischen Anstalt schüttelte zweifelnd den Kopf über die neuartigen Wunderbilder, die nach dem Erfinder Daguerre Daguerreotypien genannt wurden. In den Nachmittagspausen gingen die Angestellten um den geheimnisvollen Kasten herum und machten ihre Witze über das neue französische Wundertier; nach acht Tagen stand es vergessen und verstaubt in einer Ecke. Mein Vater, der jüngste Angestellte dort, hatte sich kein Wort von der Auseinandersetzung des Reisenden mit dem Chef entgehen lassen und am selben Abend zu Hause in fiebiger Erregung jeden Satz aufgezeichnet, der über die Behandlung der Kamera und der Platten Aufschluß geben konnte. In aller Heimlichkeit hatte er an einen Onkel in Dessau geschrieben und sich zur Anschaffung des Apparats 300 Taler erbeten. Dieser Onkel, Kammerherr am Anhalt-Dessauischen Hofe, hatte vor kurzem auf einer Reise den Neffen in Leipzig besucht und ihm beim Abschied gesagt, in Notlagen könne er sich an ihn wenden. Ihm hatte offenbar der junge Mann, der so glühend für Technik und Maschinen schwärzte, gefallen; es hatte ihm imponiert, daß hier zum erstenmal ein junger Dauthendey mit dem jahrhundertealten Familienherkommen, entweder zu studieren oder Offizier zu werden, mutig gebrochen und sich den Gesetzen einer gewandelten Zeit angeschlossen hatte. Und noch an demselben Tage, an dem das Geld eingetroffen war, trat er vor den Herrn der optischen Anstalt und fragte zum Erstaunen der auflauschenden anderen Angestellten, ob der französische „Kasten“ verkäuflich sei. „Das ist mir lieb, wenn Sie einen Käufer wissen. Dann wird mir viel Schererei wegen Rückforderns der Anzahlung erspart“, meinte der Geschäftsinhaber. „Würden Sie ihn mir geben, wenn ich Ihnen den vollen Kaufpreis zahle?“ platzte seinerseits mein Vater heraus.

Am Abend des bedeutungsvollen Kauftages eilte mein Vater mit der sorgfältig in ein Tuch eingepackten Kamera, von der Angst

getrieben, es könne ihm jemand nachgeschickt werden, der den Handel rückgängig machen solle, in seine Wohnung. Hier sagte er sich, daß sein jetziges Zimmer, in der engen Straße gelegen, nicht genug Licht hätte, um darin Versuche anzustellen; am nächsten Sonntag bezog er an der Lindenauer Landstraße ein kleines Gartenhaus innerhalb eines großen Obstgartens. Die Besitzerin des Grundstückes und ihr Gärtnerbursche, die den jungen eifrigen Experimenter beobachteten, saßen oft stundenlang in brennendem Sonnenlicht vor der Kamera; die guten Menschen trösteten ihn oft, wenn er aus seiner Dunkelkammer — wie oft! — mit leerer Platte herauskam. Des öfteren warnte der Leipziger Stadtanzeiger seine Leser vor der neuen Erfindung; solche Zeitungsberichte fand mein Vater auf seinem Arbeitsplatz, wenn er morgens in das optische Institut kam, um mit Ungeduld seiner üblichen Beschäftigung nachzugehen. Die kostspieligen häuslichen Versuche verschlangen sein kleines Einkommen, so daß er der Frau die Miete schuldig bleiben mußte. Den Leuten, deren Geschäftsweg täglich an dem Garten vorbeiführte, war längst das seltsame Gebaren jenes jungen Mannes an dem Kasten aufgefallen, der auf drei Holzbeinen vor ihm stand und mit seinem Messingrohr vorn einer kleinen Kanone glich. Selbst die Postillionen pflegten hier sonntags langsamer zu fahren und zeigten mit der Peitsche den Insassen der Postkutsche den geheimnisvollen Apparat. Die Kinder von Lindenau steckten ihre Nasen durch den Zaun und flohen mit entsetztem Geschrei, wenn der Geisterbeschwörer unter seinem Tuch wieder am Tageslicht erschien. Eines Tages brachte man sogar einen Kranken, einen Gelähmten, in einem Rollwagen in den Garten; er wollte stunden-, ja tagelang vor dem Apparat sitzen in der Hoffnung, daß jene Glaslinsen, die offenbar das Licht einsammelten, ihm mit ihrer Kraft den Gebrauch seiner Glieder zurückgeben würden.

Endlich — noch nach 50 Jahren nannte mein Vater den Tag den schönsten seines Lebens — gelang es, einen kleinen dreieckigen Fleck auf der Quecksilberplatte hervorzubringen, ein kleines haarscharfes Dreieck. Nach langem Betrachten und Grübeln erkannte er, daß dieses Dreieck den Hemdausschnitt am Halse des Gärtnerburschen darstellte, den die Platte als den hellsten Fleck zuerst wiedergegeben hatte. Die Maschine schwindelte also doch nicht! Man mußte nur Geduld und Sorgfalt anwenden und mit peinlichster Genauigkeit Belichtungsdauer, Einfluß der Wärmegrade und alle möglichen zartesten Umstände bei Mischung und Handhabung der Chemikalien beachten.

Nichts ähnlich Empfindliches hatte es jemals vorher im Männergewerbe gegeben wie diese neue Kunst. Hier galt es, zuerst das eigene Ich in Zucht zu nehmen. Bei Bedienung der optischen Linse kam es auf den kleinsten Teil eines Millimeters an.

Die Hand, die hastig arbeiten wollte, mußte sich zu völliger Ruhe zwingen. Zur optischen Arbeit gesellte sich auch noch die Chemie; zwei sonst ganz auseinanderliegende Gebiete sollten hier vereinigt werden zur Herstellung eines Bildes. Die Einwirkung der Lichtstrahlen auf die chemisch zubereitete Platte, diese Berechnung der ewig schwankenden Einflüsse von hellen und dunklen Wetterständen, außerdem das Feuchthalten der mit chemischer Lösung behandelten Platte, die an trockenen Tagen in ihrer Lichtaufnahme ganz anders arbeitete als an feuchten, alle diese ungekannten Hindernisse stellten sich wie finstere Berge in der Dunkelkammer der Willensanstrengung des jungen Mannes entgegen.

Und wieder wurde versucht und versucht, bis eines Sonntags ein Dienstmädchen, das mit ihrem Soldaten neugierig zugesehen hatte und auf Einladung zur Aufnahme hereingekommen war, in ganzer Person auf der Platte erschien. Sie bekam ein glänzendes Talerstück von dem beglückten jungen Lichtarbeiter zur Belohnung. Auch ihr Soldat wurde vor die Kamera gestellt, und auch er erschien als Bild auf der Platte. Das waren die ersten Daguerreotypbilder in Deutschland, winzige, haarscharfe, kleine Menschenpiegelbilder, nicht größer als gewöhnliche Visitenkarten. Die Kleidernähte, die Knöpfe, der Garten mit dem Gewimmel der Blättchen hinter der Person, all das mußte man erst lernen zu sehen! Erst allmählich sah man die Schlagschatten und Lichter an jedem kleinsten Laubblatt und wunderte sich schließlich nur, daß sie bei dieser naturgetreuen Wiedergabe sich nicht bewegten!

Mein Vater hat sich in seinen Erzählungen nie auf den Platz eines großen Erfinders stellen wollen; er wollte uns Kindern nur die Geschichte seiner Jugendzähigkeit berichten und uns mit seiner Begeisterung für alle Erfindungen auf den Gebieten der Technik und des Maschinenwesens zur Bewunderung hinreißen, die jeder bei einem Rückblick auf das 19. Jahrhundert dem Aufschwung des menschlichen Geistes zollen muß.

22 Jahre war mein Vater alt, als er im Mai 1842 auf der großen Leipziger Messe einen Rahmen, gefüllt mit seinen ersten Bildern, öffentlich den erstaunten Besuchern zeigte. Es waren die Aufnahmen von Zufallspassanten in der Lindenauer Straße, die manchmal recht komisch wirkten. Nun aber erhielt mein Vater Bestellungen aus allen Kreisen der Stadt. Nach Chemnitz, Magdeburg und Halle wurde er eingeladen. Auf Veranlassung verschiedener Professoren der Chemie mußte er als erster deutscher Lichtarbeiter einen Vortrag über die neue Photokunst halten. Eine Einladung des Onkels führte ihn nach Dessau an den herzoglichen Hof, von da ging es mit Empfehlungsbriefen nach Petersburg ...

Max Dauthendey

Lotti, die Uhrmacherin — daheim!

Fräulein Lotti war soeben erwacht. Die Repetieruhr schlug mit zartem Klange sechsmal an. Gleich darauf begann die deutsche Stockuhr, eine solide Arbeit Meister Anton Schreibelmeyers, von der Kommode am Pfeiler aus die Morgenstunde zu verkünden. — „Auf, auf!“ befahl ihre gebieterische Stimme, „an die Arbeit! Der Tag beginnt!“ Ihre Glocken hatten kaum ausgezittert, als auch schon die französische Wanduhr in aller Bescheidenheit eilig und leise zu melden begann: „Sechs! sechs! gehorsamst zeig ich's an.“

Beim Ankleiden musterte Fräulein Lotti ab und zu ihr Stübchen mit wohlgefälligen Blicken. Je länger sie es bewohnte, desto gemütlicher erschien es ihr, desto mehr mußte sie selbst die geschickte Benutzung des Raumes bewundern, die es möglich gemacht, so viele Schränke und Schränkchen in dem schmalen Zimmer unterzubringen. Neben ihnen war die Hauptsache der Arbeitstisch, auf dem mehrere zerlegte Uhrwerke unter Glasglocken und alle erdenklichen Uhrmacherwerkzeuge lagen. Auf der linken Seite des Fensters, in der dunklen Ecke, welche das Zimmer dort bildete, befand sich ein großer, bis an die Decke reichender Schrank. Der glich einer gotischen Kapelle, war aber ein Schreibtisch, — der Schreibtisch einer Person, die nicht schreibt. Um so zweckmäßiger war der niedrigere Bücherschrank, der den größten Teil der Längswand einnahm. Schlanke Säulen mit korinthischen Kapitälchen verzierten die Glastüren des Aufsatzes, hinter dessen blanken Scheiben eine sehr gemischte Gesellschaft friedlich beisammen wohnt.

Da standen Schillers Werke in einem Band, im allerdings ziemlich abgenützten Prunkgewand aus rotem Saffian, neben Goethes Benvenuto Cellini. Lessings Laokoon war durch ein Versehen mitten hineingeraten zwischen Raimunds Verschwender und den bösen Geist Lumpazivagabundus. Viele Klassiker der Weltliteratur, alte und neue, fanden sich durch irgendein Hauptwerk vertreten; vollständig vorhanden jedoch waren alle Lehrbücher der Uhrmacherkunst. Ihre lange, majestätische Reihe wurde durch Hieronymus Cardani (1557) eröffnet und schloß mit Moinets *Traité général d'Horlogerie*. Kein einziges von allen diesen Büchern war seiner Eigentümerin ganz fremd, mit manchen stand sie auf dem vertrautesten Fuße, und gerade in diese vertiefte sie sich mit dem größten Vergnügen immer von neuem. Denn, meinte sie, ein schönes Buch nicht wieder lesen, weil man es schon gelesen hat, das ist, als ob man einen teuren Freund nicht wieder besuchen würde, weil man ihn schon kennt.

Viele dieser Werke besaßen außer ihrem eigenen auch noch einen besonderen, für Lotti unschätzbarer Wert. Sie waren mit Randbemerkungen von der Hand eines Mannes versehen, der ihr unter allen Lebenden am höchsten gestanden hatte — ihres Vaters, des Meisters Fessler.

Sie meinte ihn sprechen zu hören, wenn sie die kurzen, zierlich geschriebenen Sätze, Früchte reiflicher Überlegung und solider Fachkenntnis überlas.

Meister Johannes Fessler hatte nicht zu den Leuten gehört, die einen Gedanken deshalb schon für gut halten, weil er in ihrem Kopf entstanden ist. Das Handwerk, das er ein halbes Jahrhundert hindurch getrieben, hatte ihn gelehrt, dreißig „Vielleicht“ und „Ich glaube“ leichter auszusprechen, als ein: „So ist's“ oder ein: „Das steht fest“.

Ein gewissenhafter Uhrmacher, wie er gewesen war, ein Mann, der so oft erfahren hatte, daß am Ende einer Reihe scheinbar richtiger Schlüsse ein Irrtum lauern kann, der hütet sich wohl, leichtsinnig Behauptungen aufzustellen.

Aus den Randglossen des Meisters ließ sich erkennen, wie ernst es ihm mit seinem Beruf war und welche Liebe er für ihn hegte. Man sah es wohl, was er auch gelesen hatte, wie sehr ein Buch seine Aufmerksamkeit gefesselt haben mochte; seines Handwerks hatte er dabei nie vergessen. Niemals war ein bemerkenswertes Ereignis in der Geschichte der Menschen zu seiner Kenntnis gekommen, ohne daß er gesucht hätte, es mit einem eben solchen in der Geschichte der Uhren in Verbindung zu bringen. So fand sich zum Beispiel in einem historischen Werke, an einer Stelle, wo die Rede war vom Tode Kaiser Rudolfs von Habsburg, von Fesslers Hand die Anmerkung: In demselben Jahre erhielt die Kirche von Canterbury eine Schlaguhr, für welche 30 Pfund Sterling bezahlt wurden. Weiter, als der „Goldenen Bulle“ Erwähnung geschah, hatte der Meister seinerseits erwähnt: Gleichzeitig ehrte die Stadt Bologna sich selbst, indem sie die erste öffentliche Uhr aufstellen ließ. — Noch weiter: Eduard III. entsagt seinen Ansprüchen auf den französischen Thron — und — fügte Fessler hinzu: erteilt dreien Uhrmachern aus den Niederlanden Schutzbriebe, damit sie nach England kommen können. Anno 1368. In demselben Geschichtswerk war der Name Kaiser Karls V. nachdrücklich unterstrichen und daneben stand: Muß eine besondere Freude an den Werken der Uhrmacherkunst gehabt, ja vielleicht selbst dabei Hand angelegt haben.

Noch andere Randglossen machten darauf aufmerksam, daß Luther seine Bibelübersetzung zu derselben Zeit geschrieben hat, zu welcher in Nürnberg die ersten Taschenuhren entstanden. Und so noch viele wichtige und höchst seltsame Zusammenstellungen, die jedem, der ein Herz hat für die Uhrmacherei, gar viel zu denken geben.

Was ihm selbst dabei eingefallen, hatte Meister Johannes niemals verraten, sehr oft aber sein Bedauern darüber ausgesprochen, daß er nur ein ungelehrter Mann war und nicht imstande, eine ausführliche und genaue Geschichte der Entwicklung der Uhrmacherkunst zu schreiben. Das beste Material, das es geben kann — wenigstens zu einem Hauptzweig eines solchen Werkes — besaß er selbst. Er hatte nämlich im Laufe seines langen Lebens eine

Sammlung von Taschenuhren zusammengebracht, wie sie vor ihm so vollständig und lückenlos schwerlich ein Privatmann besessen haben dürfte. Er freute sich ganz im stillen an seinem Schatze, was nicht heißen soll, daß er sich allein daran freute. Es gab zwei Getreue, die keine anderen Interessen kannten als die seinen. Die beiden waren seine Tochter Lotti und sein Ziehsohn Gottfried. „Meine Gesellen“ nannte er sie in ihrer Kindheit und später mit Stolz: „Meine Gehilfen“. Endlich schien ihm auch diese Bezeichnung nicht mehr ehrenvoll genug, und er sprach sie niemals aus, ohne sich dabei in Gedanken zu verbessern: „Ich wollte eigentlich sagen: Meine Berufsgenossen... solche noch dazu, die im besten Zuge sind, mich zu überflügeln.“

Die kleine Familie verlebte damals eine herrliche Zeit. Eine Zeit voll beseligenden Friedens und erfolgreicher Tätigkeit. Fessler war mit der Vollendung eines Chronometers beschäftigt, den er selbst für sein bestes Werk hielt. Gottfried lieferte dazu eine Kompensationsunruhe von so einziger und zarter Ausführung, daß Meister Johannes bei ihrem Anblick laut ausrief: „Unübertrefflich!“ — Dieses Lob hatte er noch nie einer Leistung gespendet, die aus seiner Werkstatt hervorgegangen war. Lotti hingegen gelang es, eine höchst komplizierte Taschenuhr aus dem XVI. Jahrhundert in Gang zu bringen. Es bedurfte dazu außerordentlicher Geschicklichkeit, unsäglicher Geduld — aber welche Freude, als sie belohnt wurden und das seltsame kleine Ding seine abenteuerlich geformten Räder in Bewegung zu setzen begann. Fessler und Gottfried lachten, staunten, bewunderten; das Herz des jungen Mädchens pochte vor Entzücken... Ja, es war eine herrliche Zeit!

In Erinnerung an den plötzlich gestorbenen Vater war Fräulein Lotti auch heute wie so oft an das Schränklein getreten, das in der Ecke stand, dem großen Schreibtisch gegenüber. Eben fiel ein Sonnenstrahl schräg durch das Fenster auf das Kästchen, auf Lottis Hände, und als sie die erste Lade öffnete, schlüpfte er sogleich hinein. Prächtig war's, wie er die kleinen ehrwürdigen Meisterwerke beleuchtete, welche darin auf einem Bettlein von purpurrotem Samt lagen. Da sah man drei sogenannte „Nürnberger Eier“. Kein einziges Stück jünger als dreihundert Jahre, manches noch älter und gerade die ältesten von der künstlichsten Beschaffenheit. Was wollten sie nicht alles können, diese kleinen Maschinen, was trauten sie sich nicht zu! Sie begnügten sich keineswegs damit, die bürgerlichen Stunden anzugeben und zu schlagen und den Schläfer zu wecken, wann immer es ihm beliebte, auch den Wochen- und Monatstag verzeichneten sie, kontrollierten die Aspekte und Phasen des Mondes und behaupteten, den Stand der Sonne nachweisen zu können. Sie wandten den Himmelszeichen ihre Aufmerksamkeit zu, wußten Auskunft zu geben über die Sternzeit und nahmen Notiz vom türkischen Kalender... Und das alles versuchten sie mit geringen Mitteln zu erreichen! Mit Spindelechappements — mit Löffelunruhen, deren kläglich humpelnder Gang von einer Schweinsborste reguliert

wurde! Aber so ärmlich ihre Kunst, so reich war ihr Vertrauen. Sie wußten, daß Schwäche zur Stärke erwachsen kann, wenn nur der rechte Segen auf ihr ruht. Einer der alten Meister hatte in den Boden des Federhauses, das die Kraft umschließt, von der alle Bewegung ausgeht, die das ganze Getriebe gleichsam beseelt, den Namen Jesus eingegraben.

Immer reichere Schätze gelangten zum Vorschein, als Lotti Lädchen um Lädchen öffnete und schloß. Taschenuhren in den verschiedensten Formen, achteckig, rund, oval, elliptisch, sternförmig, in Gehäusen aus Gold und Silber, aus Smaragd, Rauchtopas, Bergkristall. Die Sammlung enthielt nicht minder merkwürdige Arbeiten von Tompion in England, Albrecht Erb in Wien, Gerard Mut in Frankfurt, Matthäus Degen, Christoph Strebell. Kurz, es fehlten wenig große Namen, und wer die vorhandenen mit recht scharfen Augen betrachtete, der sah mehr, als nur Namen in eine Metallplatte eingeritzt, der sah das Wesen des Meisters sich deutlich in seinem Werke spiegeln.

Und die letzte Lade, die von Lotti geöffnet wurde, enthielt u. a. eine vollständig erhaltene hölzerne Taschenuhr von Andreas Dilger aus Gütenbach. Ein Familienerbe! — Als Bräutigam hatte sie der Urgroßvater Lottis ihrer Urgroßmutter zugleich mit seinem Herzen dargebracht. Gottfried nannte sie die Majoratsuhr. Sie war nie getragen worden, hatte als Schaustück im Glasschrank der Urgroßmutter geruht. Nur an hohen Festtagen wurde sie hervorgeholt und zur Freude des Enkelchens Lotti aufgezogen. Dann setzte sie sich aber auch stracks in Bewegung und vollführte einen so akkuraten und energischen Gang und bimmelte so fleißig fort, als ob sie noch in der Blüte ihrer Jahre stände, und als ob sie all die Zeit einholen wollte, die sie in unfreiwilliger Muße versäumt hatte. Man sah der kleinen Dilger gar deutlich die Liebe an, mit der sie ausgeführt, und auch die, mit der sie zeitlebens gehegt und gepflegt worden war. Ihr gehörte Lottis letzter und zärtlichster Blick, bevor sie die Lade zuschob und dabei dachte: „Ja, meine Uhren — die machen mir noch das Sterben schwer!“

In diesem Augenblicke wurde die Zimmertür geöffnet. „Guten Morgen“, sprach eine tiefe und wohlklingende Stimme. Lotti wandte sich rasch: „Du, Gottfried? Ist es denn schon acht Uhr?“ „Noch nicht“, war die Antwort, „ich bin heute unpünktlich.“ „Zeichen und Wunder“, rief Lotti, „was ist geschehen? Was gibt's?“ Gottfried war an den Arbeitstisch getreten. Er hob die kleinen Glasglocken von den Uhren, die darunter lagen, und nahm jedes einzelne Werk auf das allergenaueste in Augenschein. „Du bist ja fertig“, sagte er nach einer Weile. „Beinahe — aber antworte mir doch — was gibt's?“ Er richtete sich empor, sah Lotti mit geheimnisvoller Miene halb freudig, halb zweifelnd an und sagte: „Eine Überraschung“.

Marie von Ebner-Eschenbach

(Vielleicht rät der Leser, was für eine Überraschung das gewesen sein kann!?)

*Ein ehrlicher Mann mag stecken in welchem
Kleide er will, man muß ihn lieben.
(Gotthold Ephraim Lessing)*

August Bebels Lebenserinnerungen

1. Aus den Lehrjahren

„Was willst du denn werden?“ war die Frage, die mein Vormund, ein Onkel von mir, an mich stellte. „Ich möchte das Bergfach studieren!“ „Hast du denn zum Studieren Geld?“ Mit dieser Frage war meine Illusion zu Ende.

Daß ich das Bergfach studieren wollte, war dadurch veranlaßt, daß, nachdem im Anfang der fünfziger Jahre die Lahn bis Wetzlar schiffbar gemacht worden war, in der Wetzlarer Gegend der Eisenerzabbau einen großen Aufschwung genommen hatte. Da aus dem Bergstudium nichts werden konnte, entschloß ich mich, Drechsler zu werden. Das Angebot eines Klempnermeisters, bei ihm in die Lehre zu treten, lehnte ich ab, der Mann war mir unsympathisch, auch stand er im Rufe eines Trinkers. Drechsler wurde ich aus dem einfachen Grunde, weil ich annehmen durfte, daß der Mann einer Freundin meiner Mutter, der Drechslermeister war und der in der Stadt den Ruf eines tüchtigen Mannes genoß, bereit sein werde, mich in die Lehre zu nehmen. Dies geschah auch. Die Begründung, mit der er meine Anfrage bejahte, war wunderlich genug. Er äußerte, seine Frau habe ihm erzählt, ich hätte mein Examen bei der Konfirmation in der Kirche sehr gut bestanden, er nehme also an, ich sei auch sonst ein brauchbarer Kerl. Nun war ich sicher kein dummer Kerl, aber ich müßte die Unwahrheit sagen, wollte ich behaupten, ich sei in der Drechslerei ein Künstler geworden. Es gab solche, und mein Meister gehörte zu ihnen, aber ich habe es trotz aller Mühe nicht über die Mittelmäßigkeit gebracht.

Meister und Meisterin waren sehr ordentliche und angesehene Leute. Ich hatte meine ganze Verpflegung im Hause, das Essen war auch gut, nur nicht allzu reichlich. Meine Lehre war streng. Aus der Drehbank ging es zum Essen und vom Essen in die Bank. Sobald ich morgens aufgestanden war, mußte ich der Meisterin viermal je zwei Eimer Wasser von dem fünf Minuten entfernten Brunnen holen, eine Arbeit, für die ich wöchentlich 4 Kreuzer gleich 14 Pfennige bekam. Das war das Taschengeld, das ich während der Lehrzeit besaß. Ausgehen durfte ich selten in der Woche, abends fast gar nicht ohne besondere Erlaubnis. Ebenso wurde es am Sonntag gehalten, an dem unser Hauptverkaufstag war, weil dann die Landleute zur Stadt kamen und ihre Einkäufe an Tabakpfeifen machten und Reparaturen vornehmen ließen. Ich war in dieser Beziehung wohl der am strengsten gehaltene Lehrling in ganz Wetzlar, und oftmals weinte ich vor Zorn, wenn ich an schönen Sonntagen sah, wie die Freunde und Kameraden spazieren gingen, während ich im Laden

stehen und auf Kundschaft warten und den Bauern ihre schmutzigen Pfeifen säubern mußte. Mit um so größerem Eifer warf ich mich auf das Lesen von Büchern, die ich ohne Wahl las, natürlich meistenteils Romane. Einer meiner Lieblingsschriftsteller war Walter Scott. Aus der Väter Nachlaß hatten wir einige Geschichtsbücher gerettet. So über preußische Geschichte, natürlich offiziell geeicht, deren Inhalt ich so im Kopfe hatte, daß ich alle Daten in bezug auf brandenburgisch-preußische Fürsten, berühmte Generale, Schlachttage usw. am Schnürchen hersagen konnte. Schmerzlich wartete ich auf das Ende der Lehrzeit, ich hatte Sehnsucht, die ganze Welt zu durchstürmen. Aber so schnell, wie ich wünschte, ging es nicht. An demselben Tage, an dem meine Lehrzeit beendet war, starb mein Meister. So kam ich in die seltsame Lage, an demselben Tage, an dem ich Geselle geworden war, auch Geschäftsführer zu werden. Ein anderer Geselle war nicht vorhanden, ein Sohn, der das Geschäft hätte fortführen können, fehlte; so entschloß sich die Meisterin, allmählich auszuverkaufen und das Geschäft aufzugeben. Für die Meisterin, die eine auffallend hübsche und für ihr Alter ungewöhnlich rüstige Frau war, die mich stets gut behandelte, wäre ich durchs Feuer gegangen. Ich zeigte ihr jetzt meine Hingabe dadurch, daß ich über meine Kräfte arbeitete. Von Mai bis in den August stand ich mit der Sonne auf und arbeitete bis abends 9 Uhr und später. Ende Januar 1858 war das Geschäft liquidiert; ich rüstete mich zur Wanderschaft. Als ich mich von der Meisterin verabschiedete, gab sie mir außer dem fälligen Lohn noch einen Taler Reisegeld.

2. Aus den Wanderjahren des Drechslergesellen

In Freiburg i. B. verlebte ich einen sehr angenehmen Sommer. Freiburg ist nach seiner Lage eine der schönsten Städte Deutschlands; seine Wälder sind bezaubernd, der Schloßberg ist ein herrliches Stückchen Erde. Aber was mir fehlte, war entsprechender Anschluß an gleichgesinnte junge Leute. Ein Zusammenhang mit Fachgenossen bestand zu jener Zeit nicht; in meiner Werkstatt war ich der einzige Gehilfe. Die Zunft war aufgehoben, und neue Gewerkschaftsorganisationen gab es noch nicht. Politische Vereine, denen man als Arbeiter hätte beitreten können, existierten ebenfalls nicht. Noch herrschte überall in Deutschland die Reaktion. Für einen Vergnügungsverein hatte ich aber keinen Sinn und auch kein Geld. Da hörte ich von der Existenz des katholischen Gesellenvereins, der am Karlsplatz sein eigenes Vereinshaus hatte. Nachdem ich mich vergewissert, daß auch Andersgläubige Aufnahme fänden, trat ich, obgleich ich Protestant war, demselben bei. Der Kulturkampf bestand zu jener Zeit noch nicht. In diesen Vereinen herrschte daher auch damals gegen Andersgläubige volle Toleranz. Ein eigenartiges Element im Verein waren die Kapläne, die, jung und lebenslustig, froh waren, daß sie gleichaltrigen Elementen sich anschließen konnten. Den Gründer der Vereine, Pfarrer Kolping, damals in Köln, der, irre ich nicht, selbst in seiner Jugend Schuhmachergeselle war,

lernte ich in Freiburg im Breisgau kennen, woselbst er eines Tages einen Vortrag hielt.

Auf der Wanderung von Freiburg nach München schloß sich mir ein Schneider aus Tirol an. In Dachau machte mein Reisekollege den Vorschlag, wir sollten beide bei den Schneidermeistern Umschau halten, was ich ohne Bedenken tun könnte, da ich bei der Kleinheit und Zierlichkeit meiner Figur ganz wie ein Schneider aussähe. Hier sei bemerkt, daß bei einer Umschau bei den Meistern des Gewerbes die Geschenke wesentlich reichlicher ausfielen, als beim „Fechten“; dafür hatte man aber auch die moralische Verpflichtung, wenn bei der Umschau ein Meister erklärte, er habe Arbeit, diese anzunehmen. Gedacht, getan. Vorsichtshalber ließ ich aber dem Tiroler den Vortritt. Daß dies klug gehandelt war, zeigte sich sofort. Wir stiegen in einem Hause die Treppe hinauf und läuteten. Sobald der Tiroler sagte: „Zwei zugereiste Schneider bitten um ein Geschenk“, antwortete der Meister, der uns empfing: „Sehr erfreut, ich kann Sie beide gut gebrauchen, geben Sie mir Ihre Wanderbücher.“ Während nun der Tiroler zögernd sein Wanderbuch aus der Rocktasche zog, machte ich rechtsum kehrt und sprang in großen Sätzen die Treppe hinunter und zum Städtchen hinaus. Daß ich den Tiroler als Reisegefährten verlor, bedauerte ich sehr, er war ein guter Kamerad und angenehmer Gesellschafter gewesen.

Einen zweiten interessanten Sommer verlebte ich in Salzburg. Die Schönheiten der Stadt entschädigten für die schlechten Löhne; sparen war schwer. Um mir den ersten Überzieher kaufen zu können, darbte ich sehr; abgesehen vom Mittagessen, das ich beim Meister hatte, lebte ich ausschließlich von Schwarzbrot und Milch. Der Sommer 1859 war aber auch ein Kriegssommer. Der Krieg zwischen Österreich auf der einen und Italien und Frankreich auf der anderen Seite war in Norditalien entbrannt. Dadurch wurde das Leben in Salzburg insofern besonders interessant, als Massen von Militär aller Waffengattungen und Nationalitäten singend und jubelnd nach Südtirol zogen. Einige Monate später kamen die Armeen niedergedrückt als Besiegte zurück, gefolgt von Hunderten von Wagen mit Verwundeten und Maroden. Zunächst aber herrschte siegesfreudige Zuversicht. Ich war über die politischen Ereignisse so aufgeregt, daß ich an Sonntagen, für andere Tage hatte ich weder Zeit noch Geld, nicht aus dem Café Tomaselli ging, bis ich fast alle Zeitungen gelesen hatte. Als Preuße hatte man zu jener Zeit in Österreich einen schweren Stand. Daß Preußen zögerte, Österreich zu Hilfe zu kommen, sahen die Österreicher als Verrat an. Als guter Preuße, der ich damals noch war, stichtete ich die preußische Politik zu verteidigen, kam aber übel damit an. Mehr als einmal mußte ich mich vom Wirtschaftlich entfernen, wollte ich nicht eine Tracht Prügel einheimsen. Als dann aber die freiwilligen Tiroler Jäger aus Wien, Nieder- und Oberösterreich nach Salzburg kamen und auch dort ihre Werbebüros aufschlugen, packte mich die Abenteuerlust. Mit noch einem Kollegen, einem Ulmer, meldeten wir uns als Freiwillige, erhielten

aber die Antwort: sie könnten Fremde nicht brauchen, nur Tiroler fänden Aufnahme. War es nun hier nichts mit dem Mitdabeisein, so entschloß ich mich, als jetzt verlautete, daß Preußen mobil mache, mich in der Heimat als Freiwilliger zu melden. Ich schrieb sofort an meinen Vormund, er möge mir zu diesem Zwecke einige Taler Reisegeld schicken. Ehe es ankam, war mittlerweile der Friede von Villafranca geschlossen worden. Der Krieg war zu Ende.

Im nächsten Jahr in Leipzig lernte ich in einem größeren Drechslereibetrieb den Artikel kennen, auf den ich mich später selbständig machte, Tür- und Fenstergriffe aus Büffelhorn. Nicht minder entscheidend für mein Leben war die Gründung des Gewerblichen Bildungsvereins, dem ich beitrat. Ich nahm an den Kursen für Stenographie und Buchführung teil und machte, bald in den leitenden Ausschuß gewählt, die erste genauere Bekanntschaft mit dem Sozialismus, der uns bis dahin ziemlich böhmisch geblieben war.

3. Aus den Meister- und Abgeordnetenjahren

Zur Katastrophe von 1866

Zu dieser Frage nahm ich auf einer Demonstrationsversammlung in Frankfurt am Main als Delegierter der sächsischen Arbeitervereine das Wort:

.... Wer war es denn in erster Linie, der die glorreiche Erhebung in den Jahren 1848 und 1849 blutig niedergeschlagen hat? Preußen! Wer hat in Dresden den Maiaufstand niedergeschlagen, die Kämpfer für die Reichsverfassung niedergemetzelt und der verzagten sächsischen Regierung wieder ans Ruder geholfen? Preußen! Oder war das Preußen des Herrn v. Manteuffel oder ist das Preußen des Herrn v. Bismarck mit seiner Mißachtung von Recht und Verfassung der Staat, zu dem das deutsche Volk Vertrauen haben kann? Sicher nicht! Und dieses Preußen will man jetzt an die Spitze Deutschlands stellen, den Staat, der nach seiner ganzen Geschichte mit Ausnahme jener Periode von 1807 bis 1810, wo er zerschmettert am Boden lag, nie ein liberaler Staat gewesen ist und nie ein solcher sein wird! Wer anders darüber urteilt, kennt Preußen nicht.

Was nun die gegenwärtige Krisis zwischen Österreich und Preußen anbelangt, so wird niemand leugnen, daß Preußen sie hervorgerufen hat, und nur dadurch, daß das übrige Deutschland sich wie ein Mann erhebt und zeigt, daß es nicht gewillt ist, ruhiger Zuschauer eines Bürgerkrieges zu sein, kann dieser verhütet und Preußen in seine Schranken zurückgewiesen werden. Das zeigt sich schon jetzt, wo die entschiedene Haltung des übrigen Deutschland Preußen stutzig machte und es bisher sich hütete, den Krieg zu erklären. Bricht aber dennoch derselbe aus, so möge sich das ganze Volk erheben, um gegen Preußen als Friedensbrecher zu marschieren."

Es sind seit jener Zeit Jahrzehnte verflossen, aber was ich in der Rede über das liberale Preußen sagte, ist mehr denn je zur Wahrheit geworden. Das liberale Preußen blieb bis heute eine Mythe.

Festungshaft in Hubertusburg 1872

Inzwischen zum Reichstagsabgeordneten gewählt, hatte ich mir auf Grund einer Rede in erregten Wahlversammlungen in Leipzig einen Majestätsbeleidigungsprozeß zugezogen, der mit der Verurteilung zu 31 Monaten Haft endete. Bei meiner Abreise hatten sich auf dem Leipziger Bahnhof eine große Zahl Männer und Frauen eingefunden, um sich von mir zu verabschieden. Meine Frau hatte ich gebeten, mit unserm Töchterchen zu Hause zu bleiben. Unter dem Gepäck, das ich mitnahm, befand sich auch ein großer Vogelbauer mit einem prächtigen Kanarienhahn, den mir ein Dresdener Freund als Gesellschafter für meine Zelle geschickt hatte. An der Station Dahlen, an der ich aussteigen mußte, um von dort zu Wagen nach Hubertusburg zu fahren, brachte man mir eine eigenartige Ovation. Als ich austieg, standen sämtliche Schaffner an dem langen Personenzug vor ihren Wagen und salutierten, indem sie die Hand an die Mütze legten. Der Lokomotivführer schwenkte die Mütze, ebenso schwenkte ein großer Teil der Passagiere, der in den Fenstern lag, Hüte und Mützen und rief mir Lebewohl zu. Ich war sehr gerührt über diese Zeichen der Sympathie.

In Hubertusburg stürzte ich mich mit aller Energie in die Arbeit, das beste Mittel, über eine unangenehme Situation hinwegzukommen. Zum zweitenmal studierte ich Marx' „Kapital“, dessen erster Band damals nur vorlag, Engels' „Lage der arbeitenden Klassen in England“, Lassalles „System der erworbenen Rechte“, Stuart Mills „Politische Ökonomie“, Lorenz Steins „Geschichte des französischen Sozialismus und Kommunismus“, Platos „Staat“, Aristoteles' „Politik“, Machiavellis „Der Fürst“, Thomas Morus' „Utopia“. Von den Geschichtswerken, die ich las, fesselte mich besonders Wilhelm Zimmermanns „Geschichte des deutschen Bauernkrieges“. Letztere gab mir die Anregung, eine populäre Abhandlung zu schreiben unter dem Titel „Der Deutsche Bauernkrieg mit Berücksichtigung der hauptsächlichsten sozialen Bewegungen des Mittelalters“. Das Buch erschien bei W. Bracke in Braunschweig; später, unter dem Sozialistengesetz, wurde seine Verbreitung verboten. Auch die Naturwissenschaften vernachlässigte ich nicht. Ich las Darwins „Die Entstehung der Arten“, Haeckels „Natürliche Schöpfungsgeschichte“, L. Büchners „Kraft und Stoff“, Liebigs „Chemische Briefe“ usw. Ebenso widmete ich dem Lesen der Klassiker einen Teil meiner Zeit. Hier in der Zelle entstanden auch die Vorstudien zu meinem Buche „Die Frau“, das zuerst im Jahre 1879 unter dem Titel „Die Frau der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft“ erschien und trotz des Verbreitungsverbotes unter dem Sozialistengesetz acht Auflagen erlebte.

Geschäfts- und Agitationsreisen unter den Augen der Polizei (1878—90)

Während der zwölfjährigen Dauer des Sozialistengesetzes war ich — ich darf das ohne Übertreibung sagen — der in Deutschland polizeilich

am meisten verfolgte Mensch. Herr v. Puttkammer, der vom Frühjahr 1881 ab bis in die letzten Regierungstage Kaiser Friedrichs im Jahre 1888 Preußischer Minister des Innern war, nannte mich gelegentlich einer Sozialistendebatte im Reichstag im Jahre 1886 den „Allergefährlichsten“. Daß ich mich unter dieser polizeilichen Schutzwache wohl gefühlt habe, wird man nicht annehmen. Noch heute steigt mir das Blut zu Kopfe, gedenke ich jener Zeiten. Daß ich, wenn ich in Berlin im Reichstag war, auf Schritt und Tritt überwacht wurde, das passierte auch meinen sozialdemokratischen Kollegen. Aber daß man den Telegraphen hinter mir in Bewegung setzte und von einer Stadt zur anderen telegraphierte, daß und wann ich ankommen würde, passierte nur mir. Das geschah meist in der Weise, daß der Polizist, der mich zu überwachen hatte, sobald ich auf dem Bahnhof eine Fahrkarte löste, hinter mir an den Schalter trat und sich erkundigte, wohin ich die Fahrkarte genommen. Und nicht bloß wegen sogenannter Agitationsreisen wurde ich verfolgt, sondern auch auf meinen geschäftlichen Reisen wurde derselbe Unfug verübt. Ich hatte schließlich eine solche Übung in der Entdeckung dieser „Geheimen“ unter einem Haufen anderer Menschen erlangt, daß, wenn der Zug in eine Station einfuhr und ich den Kopf zum Fenster herausstreckte, ich auch rasch das Polizeigesicht entdeckte, das meine Überwachung übernehmen werde. Bei dieser Art der Verfolgung entwickelte sich ein stiller Krieg zwischen mir und meinen Verfolgern. Da ich selbstverständlich das Bedürfnis empfand, namentlich an den Abenden in den Kreisen meiner Genossen zu verkehren und mit diesen Gedanken auszutauschen, die für Polizeiohren nicht bestimmt waren, so bot ich alles auf, den mir folgenden „Staatsretter“ zu „versetzen“, wie bei uns der Kunstausdruck lautete, das heißt, ich bot alles auf, um im Gewirr der Straßen und Häuser meinem Verfolger zu entrinnen.

Aber auch im Ausland war ich vor polizeilicher Verfolgung nicht sicher. Ich pflegte von Zittau aus geschäftliche Abstecher nach Reichenberg in Böhmen zu unternehmen. Sobald ich dorthin abfuhr, meldete der sächsische Polizeiposten auf dem Zittauer Bahnhof telegraphisch die Zeit meiner Abfahrt an die Reichenberger Polizei. Dort angekommen, stand bereits ein robuster Gendarm in voller militärischer Ausrüstung am Bahnhof, um mir das Geleite zu meinen Kunden zu geben. Das rief großes Aufsehen hervor. Als ich dann eines Tages nach getaner Arbeit mit einer Anzahl Parteigenossen in einem Restaurationsgarten zusammentraf und wir uns eben unterhielten, wurde ich vor den Stadtgewaltigen zitiert, der, nachdem er sich erkundigt, was mich nach Reichenberg geführt, mir den Rat gab, mit dem nächsten Zuge abzureisen, widrigenfalls er meine Ausweisung verfügen müsse. In Österreich herrschte um jene Zeit, genau wie bei uns, der Rotkoller; Gewaltmaßregeln schlimmster Art gegen unsere Parteigenossen waren an der Tagesordnung. Genützt haben sie nichts, so wenig wie bei uns.

August Bebel

Humoristisches Zwischenspiel

Schlosserlied

1. { An Schlos - ser hot an Gsel - len ghot, der
wenns zum Fres - se gan - ge ischt, do
hot gar lang - sam gfeilt, doch
hot er grau - sam geilt. Der ersch - te in der
Schüs - sel drin, der letsch - te wie - der draus, do ischt ka Mensch so
flei - Big gwest, als er im gan - ze Haus, do Haus.

„Gsell“, hot emal der Meister gsogt,
„hör, des begreif i nöt;
es ischt doch all mei Lentag gwest,
solang ich denk, die Red:
So wie man ißt, so schafft man a,
bei dir ischts nöt a su;
so langsam hat noch keiner gfeilt
und gfresse rasch wie du!“

„Ho“, sagt der Gsell, „des begreif i scho,
'sch hat alles seinen guten Grund;
des Fresse wäret gar nit lang
und d' Arbeit vierzeh Stund.
Wenn aner sult den ganzen Tag
in an Stück fresse fort,
's würd a gar bald so langsam gehn,
als wie beim Feile dort.“

Duett zwischen der Kammerzofe Rosa und dem Tischlergesellen Valentin

aus Ferdinand Raimunds
Wiener Original-Zaubermaerchen
„Der Verschwender“ (1834)

- Rosa: Ein Schlosser ist mein' schwache Seit',
(eine Zofe) das ist der erste Mann,
der sorgt für unsre Sicherheit
und schlägt die Schlosser an.
- Valentin: Mein Kind, da bist du schlecht bericht',
(ein Tischler-
geselle) der Tischler geht zuvor,
der Schlosser ist der erste nicht,
der Tischler macht das Tor.
- Rosa: Ein Schlosser ist zu schwarz für mich —
und seine Lieb' zu heiB.
- Valentin: Verliebt sich ein Friseur in dich,
der macht dir nur was weis.
- Rosa: Nein! Nein! Ein Drechsler! Oh, wie schön!
Der ist für mich gemacht.
- Valentin: Der kann dir eine Nase dreh'n,
da nimm du dich in acht.
- Rosa: Ein Bäcker, der ist mir zu solid,
ich fürcht', daß ich mich härm'.
- Valentin: So nimm dir einen Kupferschmied,
der schlägt ein' rechten Lärm.
- Rosa: Mit einem Schneider in der Tat,
da käm' ich prächtig aus.
- Valentin: Doch wenn er keine Kunden hat,
So geht der Zwirn ihm aus.
- Rosa: Ein Klempner ist ein sich'er Mann,
dem fehlt es nie an Blech.
- Valentin: Ich rate dir ein' Schuster an —
es ist halt weg'nem Pech.
- Rosa: Ein Hut'rer wär' wohl nicht riskiert,
der hat ein sichres Gut.
- Valentin: Ja, wenn die Welt den Kopf verliert,
da braucht' kein Mensch ein' Hut.
- Rosa: Kurzum, ich wend' im Kreis herum
vergebens meinen Blick;
drum kehr' ich zu dem Tischler um,
er ist mein einzig' Glück.
- Valentin: Verlaß dich auf den Tischlerjung',
der macht dir keinen Gram,
und kriegt das Glück einmal ein' Sprung,
der Tischler leimt's zusamm'.
- Beide: Ein schöner Stand ist doch auf Ehr'
ein wack'rer Handwerksmann.
Sei's Schneider, Schuster, sei's Friseur,
ich stoß' auf jeden an.



Theodor Hosemann

Fest der Handwerker (um 1830)

Des liederlichen Kleeblatts erstes Aufreten

in Johann Nestroy's gleichnamiger Posse
mit Gesang (1833)

Kurze freie Gegend, die Landstraße vorstellend. Rechts vorn eine Bank. Links vorn unter einem Meilenzeiger eine hölzerne Bank.

Leim: (kommt mit einem Felleisen von rechts hinten)

Da wär' ich beim Tor. Es is aber, so viel ich merk',
eine ungefällige Stadt; denn wenn s' gefällig wär', so
wär' s' mir auf halbem Weg entgegen 'kommen. Im
Grund betracht', is 's a Schand, ich bin a ausgelernter
Tischler, und es gehn mir ordentlich d' Fuß aus 'm
Leim. Jetzt will ich halt a bissel ausrasten da und
nachher um die Herberg' frag'n.

(Er setzt sich auf die Bank links vorn)

(Das Ritornell des folgenden Duettes beginnt)

Knieriem: (ein Ränzchen auf dem Rücken, kommt von rechts)

Es kommen d' Stern, es wird schon spat,
Zeit is, daß s' einmal da is, d' Stadt;
ich brauch' ein Guld'n jetzt zum Verhau'n,
da muß ich gleich zum Fechten schau'n.
Und wie ich ein Guld'n z'sammbettelt hab',
da laßt's mir drei Maß Bier hinab.
A drei Maß Bier laßt's mir hinab,
drei Maß Bier laßt's mir hinab!
Mein Rausch hab ich jahraus, jahrein,
es wird doch heut kein Ausnahm sein.

(Er setzt sich auf die Bank rechts vorn)

Zwirn (kommt von rechts; er ist in ärmlicher Kleidung, aber dennoch so viel wie möglich geputzt, trägt ebenfalls das Wanderbündel auf dem Rücken und hüpfst nach dem Takt der Musik vorher einmal hinten vorüber)

Zwirn: (äußerst lustig)

D' Stadt is in der Näh'
drum schrei' ich Juheh!
Juheh! Juheh! Juheh!
Wer d' Madeln gern hat,
dem g'fallt's in der Stadt,
Juheh! dem g'fallt's in der Stadt.
Sonntag is alle Tag,
darum laß ich net nach,
bis die Sonn' morgen scheint,
grad' so lang' tanz ich heunt;
ich tanz mir doch net gnu
und gib halt gar kein' Ruh,
spring wie a Gas in d' Höh
und schrei Juheh!
Juheh! Juheh! Juheh! Juheh!

(Er spricht) Was sitzen denn da für ein paar Maner?

(Er steht zwischen den beiden)

Leim: (auf der Bank links vorn)

Ich bin a Tischler.

Knieriem: Und ich bin a Schuster.

(auf der Bank rechts vorn)

Zwirn: Und ich bin a Schneider.

Knieriem: (steht auf)

Er ist a Schneider?

Leim: (ebenso)

Überzeug'n wir uns!

(Er bläst den Schneider an)

Zwirn (fährt leicht wie eine Flaumfeder in die Höhe nach Knieriem hin)

Knieriem (wiederholt dasselbe mit Zwirn)

Zwirn: (wie oben nach Leim hin)

Aber laßt's doch sein!

Knieriem und Zwirn (setzen sich wieder)

Zwirn: Seid's ihr schon so weit 'gangen heut, daß 's so müd seid's.

Leim: Das just net, aber mit'm Essen hat's schlecht ausg'schaut. Ich hab' net mehr als zwei Meilen g'macht.

Knieriem: Und ich hab' mir a halbe Stund von hier ein' Rausch ausg'schlafen — bei ei'm Grafen!

Zwirn: Was, bei ei'm Grafen?

Knieriem: Ja, bei ei'm Telegraphen! — und was hab' ich trunken? Neun halbe Bier; aber seit dem letzten Kometen greift mich alles so an.

Zwirn: Pfui Teufel! Schamt's euch net? Ich geh' heut' schon meine drei Stationen und kann den Augenblick net erwarten, wo ich zum Tanzen komm.

Leim: Hör auf, Brüderl, du schneid'st auf.

Zwirn: Dafür bin ich auch a Schneider.

Leim: Ich bin g'wiß net schlecht auf die Füß; aber drei Stationen gehn und noch tanzen woll'n, das is g'log'n. Jetzt schaun wir halt, daß wir g'schwind auf d' Herberg kommen.

Knieriem: Ich hab' einen enormen Durst.

Leim: Zuerst geh'n wir fechten. (Das Betteln parodierend)

Euer Gnaden, ein armer reisender Handwerksbursch bitt gar schön um a bissel was auf a Musik. — Nachher wird's ein Leben werden heut Nacht.

Zwirn: Fidel muß's zugeh'n.

Alle Drei: Wir wollen in die Stadt marschieren und drinnen unser Glück probieren; der Weg wird uns zur Herberg führen, in der Herberg nachher, da geht's an.

Was uns's Fechten g'winnt,
durch die Gurgel rinnt,
und is all's vertan,
liegt uns auch nix dran.

Zwirn (hält den hohen Ton auf „dran“ in einem längeren Triller aus)

Leim: (zum Knieriem) Hörst 'n Schneider, wie er meckert?

Alle Drei: (singen)

Darum nicht lange spekulieren,
in der Herberg zeigt sich, was man kann.

Leim: (indem er nach rechts sieht)
Da schauts her, da kommt a Fremder, den fechten wir an.
Zwirn: Ja, ja! Betteln wir 'n an. Weißt was? Wir geben den
Schuster für taubstumm aus, dann schenkt er uns
g'wiß was!
Leim: Ja, ja!
Alle Drei (wenden sich, indem sie den Schuster in die Mitte nehmen und dieser
den Hut zieht, gegen den mittlerweile von rechts herzugekommenen Spaziergänger,
der einen Zylinder trägt und in einem Buch liest)
Leim und Zwirn: (indem sie auf Knieriem weisen, zu dem Spaziergänger)
A armer reisender taubstummer Handwerksbursch tät
gar schön bitten —
Spaziergänger: (in dem Buche lesend, bleibt stehen und fragt Knieriem)
So? Ihr seid stumm?
Leim und Zwirn: Ja, Euer Gnaden, so a Unglück.
Spaziergänger: (zu Knieriem, welcher mit dem Hute in der Hand vor ihm steht)
Wie lange seid Ihr schon stumm?
Knieriem: Seit meiner Geburt!
Spaziergänger: (zu den Drei) Oh, ihr Gauner!
(Er geht nach links ab)
Die Drei: (schreien ihm nach) Schmutzkragen, Geizkragen!
Knieriem (schlägt ihm mit seinem Stocke den Hut ein)
Die Drei (umarmen sich dann und gehen, indem sie das Lied wiederholen, nach links
ab, wo man sie weitergehend singen hört):
Wir wollen in die Stadt marschieren,
und drinnen unser Glück probieren;
der Weg wird uns zur Herberg führen,
in der Herberg nachher, da geht's an.

Heiteres aus dem Reich der „Schwarzen Kunst“

1. Gautschtag

Richard, der jüngste Buchdrucker im Maschinensaal, beobachtete gespannt den Gang seiner Schnellpresse. Eben war er mit dem Einrichten der neuen Form, sechzehn Druckseiten eines neuen Buches mit eingefügten feingerasterten Bildern, fertig geworden. Die Farbe „stand“, wie der Drucker sagt, wenn der elastische „Heber“ von dem stählernen Farbwerk genau soviel Farbe abhebt, wie jeder bedruckte Bogen verbraucht. Richard war nicht wenig stolz darauf; denn die Farbgebung braucht ein gutes Auge und sicheres Fingerspitzengefühl. Es ist keine geringe Kunst. Jetzt galt es nur noch, den mechanischen Bogenanlegeapparat störungsfrei einzustellen.

Deshalb horchte er vornübergebeugt auf den Rhythmus des zierlichen Triebwerks, das wie eine helle Melodie über dem tieferen Grundakkord der schweren Fundamenträder lag. Klang die auszischende Luft der Saugpumpe nicht einen Ton zu scharf? Wollten die Sauger das Doppelte ziehen? Richard musterte den obersten Rand des unbedruckten Papierstapels, der meterhoch über ihm auf dem Vorschlagetisch lastete. Nein, die lange Reihe der Saugnäpfe setzte behutsam auf, kippte leicht und führte elegant immer nur einen Bogen, wie es sein soll, auf die Transportbänder. Weitergetragen, geheimnisvoll gebremst, klickte er gegen die metallenen Marken. Härter schnappten die stählernen Greifer, den Bogen haltend, und das grollende Rollen des Zylinders, der den Bogen an die bleierne Druckform preßt, schloß den rhythmischen Kreis. Es war alles in Ordnung. Tiefatmend richtete sich Richard auf; denn er sah den Obermaschinenmeister kontrollierend an seine Maschine kommen. Dessen Blick flog über den letzten Druckbogen, kurz lauschte er in die Maschine hinein und setzte dann seinen Rundgang fort, ohne ein Wort zu sagen. Das war ein Lob. Richard wußte es. Dennoch war er nicht so froh darüber, wie er es hätte sein können. Ihm fehlte die Anerkennung seiner Berufskollegen. Obwohl er schon Wochen mit ihnen zusammen im gleichen Raum arbeitete, spürte er die Kluft, die sie von ihm trennte. Für sie war er immer noch „der Neue“.

Als er sich eines Tages bei einem älteren Kollegen darüber beklagte, sagte dieser bedächtig: „Solange sie dir den Gautschbrief nicht abverlangt haben, wirst du wohl ‚der Neue‘ bleiben müssen“.

Richard hatte von der alten Buchdruckersitte gehört, die ehemals Studenten, die gleichzeitig Buchdrucker waren, zur Zunftübung erhoben, aber er hatte einen Gautschtag bisher nicht erlebt.

Es währte nicht mehr lange bis zu dem Tage, an dem drei Lehrlinge des Maschinensaals losgesprochen werden sollten. Am Schwarzen Brett hing eine gerahmte Einladung, die Herren Drucker wären gebeten, am Sonnabend nach der Frühstückspause einer kleinen Feier den Rahmen zu geben, um die Freigesprochenen in den Kreis der Zünftigen aufzunehmen.

Einige Tage vorher erschienen an Richards Maschine — er wußte die Ehre wohl zu schätzen — drei Druckerkollegen. Sie trugen den sonst freien Hals mit einer papiernen Krause würdig verziert und stellten sich mit etwas übertrieben ernster Miene in Positur. Einer hub nach kräftigem Räuspeln zu sprechen an:

„Werter Herr Kollega! Ihr seid uns manchen Tag bekannt. Wir kennen Euch als würdigen Betreuer Eurer Schmitzleisten und als Bekämpfer der neunmal verdammten Spießerei. Auch dem Verband

habt Ihr Euren wöchentlichen Obolus getreulich entrichtet. Es ist uns nicht bekannt geworden, daß Ihr von Euren zünftigen Pflichten auch nur eine Cicero breit abgewichen wäret. Das alles loben wir an Euch. Wir tadeln aber Euer Versäumnis, bislang Euren Gautschbrief nicht vorgezeigt zu haben, und bitten Euer Gnaden, dies jetzo in diesem Augenblick zu tun."

Richard hatte ernsthaft der kuriosen Ansprache gelauscht. Er wunderte sich, daß ihm nicht einfiel, den Spaß lächerlich zu finden. Vielmehr drückte er sein Bedauern aus, sein Versäumnis damit begründen zu müssen, daß er einen Gautschbrief bisher nicht besitze. „So werdet Ihr von uns hören.“

Damit zogen die drei mit erhabenen Mienen über dem gekrausten Seidenpapier wieder ab, wie sie gekommen.

Richard erzählte einem befreundeten Maschinenmeister, der in anderen Sälen zu arbeiten hatte, von dem spaßigen Besuch. Der schmunzelte nur und meinte, es sei zu raten, am Sonnabend außer einem zweiten Maschinenanzug auch noch frische Wäsche mitzubringen. Der große Tag der Lehrlingsfreisprechung kam heran. Der Chef des Hauses hatte es sich nicht nehmen lassen, in kurzen, würdigen Worten die Lehrlinge von ihren Pflichten zu entbinden und sie gleichzeitig als selbstverantwortliche Mitarbeiter seines Betriebes auch fernerhin zu verpflichten, falls es ihr Wunsch wäre. Nachdem auch der Obermeister dem wohlgeratenen Nachwuchs seine Glückwünsche gesagt hatte, drängten sich von allen Seiten Lehrlinge, Hilfsarbeiter und Bogenfängerinnen herzu, um den jungen Leuten die Hand zu drücken und die Schultern zu klopfen. Nur die Drucker standen noch schweigend im Kreise und warteten. Nach einiger Zeit traten die Gratulanten wieder zurück, und im freien Raum standen verlegen lächelnd nur noch die eben Freigesprochenen. Sie schienen nicht zu wissen, wie sie sich weiterhin zu verhalten hätten. Die Sorge hierum wurde ihnen schnell abgenommen. Zwölf blaubejackte Drucker traten heran und stellten sich, je zwei, an ihrer Seite auf. Drei weitere Drucker brachten sitzhohe Hocker herbei, auf die sie große nasse Schwämme legten. Ein Drucker, mit einer wagenradgroßen weißen Halskrause geziert, in der Hand Papierrollen tragend, von denen rote Siegel am goldenen Bande lang herniederhingen, trat vor und sprach:

„Gott grüß die Kunst!
(Sie ist beschiet und verhunzt.)
So wie der Satz nach Wasser schreit,
so werde Euch der A.... geweiht.
Ihr werd't in alter zünft' ger Weis'
neu eingereiht dem Druckerkreis.“

Nach diesem Zuspruch packten je vier Drucker einen Lehrling und setzten sie, so sehr sie sich auch mühten, der hinterlistigen Nässe zu entstrampeln, auf die nassen Schwämme.

Der Sprecher aber entrollte die künstlerisch schriftgemalten, mit bunten Initialen geschmückten Diplome und trat zum ersten festgesetzten Lehrling, dem die Feuchtigkeit seiner Kehrseite sichtlich unbehaglich war.

„Eh' sich der Schwamm dir löst vom Kiel,
sage laut wieviel, wieviel?“

„Fünf!“ sagte der sparsame Unglückselige und wurde wegen Verächtlichmachens des berühmten Druckerdurstes fünfmal von kräftigen Fäusten auf den Schwamm gestaucht, daß das Wasser spritzte.

„Wievie? Wieviel?“, echote jetzt der Kreis der Drucker. „Zehn“, sagte der Lehrling und sah im Geiste ein Viertel seines ersten Druckerlohnes in die durstigen Kehlen seiner künftigen Kollegen laufen.

„So mag's gehn! Ich geb' dich frei“, sprach der Bekrauste und gab dem Feucht-Glücklichen die große Rolle in die Hand. Die nasse Zeremonie wiederholte sich unter dem fröhlichen Gelächter der Nichtbetroffenen auch bei dem zweiten und dritten Lehrling. Nur verstanden sie es kluglich, sich die Stauchkur durch Nennen einer größeren Zahl auf das chorale „Wievie? Wieviel?“ zu ersparen. Richard hatte mit den übrigen Erheitertern unbeschwert über den alten Spaß gelacht und dabei übersehen, daß auch neben ihm vier handfeste Gesellen bereit standen.

Der Sprecher drehte sich im Kreise, hob eine letzte Rolle in der Hand empor und rief:

„Noch einen haben wir vergessen,
der niemals auf dem Schwamm gesessen.
Man bringe ihn herbei geschwind;
auch er jetzt seine Taufe find'.“

Kräftige Fäuste packten Richard an Händen und Füßen und schleppten ihn in des Kreises Mitte.

„Wievie? Wieviel?“, jubelte es mit Gelächter im Chor.

Richard, von übermütiger Laune getrieben, überschritt sein Maß und schrie: „Einen ganzen Wochenlohn.“

Das war unerhört. Das war Bruch der Form und gegen die Regel. Niemals soll der Drucker mehr als ein Viertel seines Lohnes dem fröhlichen Umtrunk opfern.

Der Sprecher sprach für alle, als er sagte:

„Er hat die Regel itzt verletzt.

Er werde in das Faß gesetzt.“

Das Gelächter toste von neuem auf, als Richard von acht Fäusten in eine Zinkwanne voll Wasser getaucht wurde und die Umstehenden dabei strampelnd bespritzte.

Nachdem auch Richard seine Rolle empfangen, wurde er beglückwünscht. Die Kollegen drückten ihm die Hand, schlügen ihm auf die Schulter und stießen ihm freundschaftlich die Faust in die Rippen. Der festliche Akt war zu Ende.

2. Der Zwiebelfisch

In meiner Jugend hörte ich, ein jeder Beruf habe seine eigene Sprache, die neben der allgemein verständlichen nur dem beruflich Kundigen geläufig sei. Ich glaubte es, weil mir als Lateinschüler der Begriff des „terminus technicus“ nicht unbekannt war. Ich erlebte es aber erst, als ich die Lateinschule verließ, um Schriftsetzerlehrling zu werden. Als ich in meinem braunen, noch neu-steifen Setzerkittel die Setzerei betrat, mußte ich mich bei einem Herrn, der Faktor genannt wurde, melden. Das war ein rundlicher Mann mit einem roten, freundlichen Gesicht über einem schneeweissen steifen Kragen, aber er hatte wenig Zeit für mich. „Na, da bist du ja, mein Sohn“, sagte er zu mir, „laß dir mal von Emil Arbeit geben“.

Emil kannte ich gut. Er war aus unserer Straße und ein Jahr älter als ich. Wir hatten uns immer verstanden, wenn wir miteinander sprachen, obwohl ich eine ganze Klasse jünger war als er. Heute aber verstand ich nichts, als er mir die gewünschte Arbeitsanweisung gab. Er führte mich an einen Fensterplatz. Auf einem Blech mit niedrigem Rand lag ein großer Berg von Bleistücken. Auf diese zeigend, sagte er:

„Der Druckerfranz hat beim Ausbinden den Satz gequirlt und beim Raufschieben aufs Schiff Eierkuchen gemacht. Jetzt nimmst du dir 'nen Winkelhaken und setzt die Petit und Korpus auf fünf Konkordanz mit Viertelpetit Durchschuß, Signatur immer nach vorne. Die Nonpareille- und Ciceroregletten stellst du beiseite. Die werden gleich gebraucht. Und paß auf, daß du die Tertia halbfette nicht lädierst. Die ist empfindlich. Die Spatien und Viertel kannst du im Haufen erst mal liegenlassen.“

Der gute Emil hätte wohl sein Kauderwelsch, so schien es mir damals, noch länger gesprochen, wäre ihm mein ratloses Gesicht nicht aufgefallen. Er hat es dann geschickter begonnen, mich

Unwissenden in die Geheimnisse der Setzersprache einzuführen, und allmählich verlor sie auch für mich ihre Fremdheit, obwohl ich noch an mancher Klippe festlag. Lange Zeit konnte ich nicht verstehen, weshalb die Setzer sich einer so kriegerischen Sprache bedienten. Sie sagten, sie wollten den Satz ausschießen, oder sie müßten etwas durchschießen. Aber sie waren ganz friedlich dabei und trugen keinerlei Gewehr. Wenn ich sie dann fragte, lachten sie meist und glaubten, ich trieb kindliche Scherze. Mir war es aber sehr ernst.

Als mir aber die Sache mit dem Zwiebelfisch geschah, wurde ich mißtrauisch und lernte endlich, nach dem Sinn eines Wortes zu fragen, das mir nicht bekannt genug schien.

Es war am zweiten oder dritten Tag meiner Lehrzeit, als ich Emil nach neuer Arbeit ansprach. Der hatte eine Akzidenz auf dem Schiff und war darum sehr eilig. Deshalb sagte er nur kurz:

„Der Faktor sagte, wenn du nichts zu tun hast, sollst du ihm zu Mittag drei Zwiebelfische auf den Tisch legen.“

Damit wollte er weg. Aber ich hielt ihn noch am Kittel fest.

„Wo soll ich denn die Zwiebelfische hernehmen?“

Er hatte es wirklich eilig und riß mir den Kittel aus der Hand. Weg war er in die andere Gasse. „Mir egal. Meinetwegen aus der Kantine.“

Was sollte ich tun? Ich lief in die Kantine. Der große Speisesaal war jetzt mitten in der Arbeitszeit menschenleer. Nur Tische und Stühle warteten auf die kommenden Hungrigen. Am Ausschank bediente der Kantinenwirt einen Einholer. Dann wandte er sich zu mir.

„Na, Kleiner, was soll's denn sein?“

„Ich soll für den Faktor drei Zwiebelfische zu Mittag runterbringen.“

„Zwiebelfische? Zu Mittag?“

„Ja, der Emil hat mir so gesagt.“

„Aha, der Emil. Na, dann wird's wohl recht sein.“

Er schien zu schmunzeln, als er sich umdrehte. Aber mit ernster Miene gabelte er dann drei Bratheringe auf einen Teller, legte viele Zwiebelscheiben darauf und deckte das Ganze mit einem Pergamentblatt sorglich zu.

Ich kam in die Setzerei zurück und stellte die Zwiebelfische vor den Faktor hin, der jetzt wieder an seinem Platz war.

„Was is'n das?“, fragte er.

„Das sind die bestellten Zwiebelfische. Ich hab' sie aus der Kantine geholt.“

Ich war stolz, den Auftrag noch vor der Mittagsklingel schnell und prompt ausgeführt zu haben. Des Faktors rotes Gesicht aber wurde noch roter. Dann aber platzte er ein dröhnedes Lachen heraus. „Hoho! Haha!“ Und die Gesellen lachten mit, obwohl sie gar nicht wissen konnten, warum. „Wer hat dir denn den Auftrag gegeben?“ lachte der Faktor.

„Der Emil“, sagte ich.

Als die Mittagglocke schrillte, hatte Emil beinahe ebenso rote Backen wie der Faktor. Zu mir aber brummte er: „Dämlicher Affe!“ Er hätte mir aber auch sagen können, daß Zwiebelfische verlegte Buchstaben im Setzkasten sind, die ich heraussammeln sollte. Heute weiß ich es.

Fritz Blümel

Valentins Hobellied

Da streiten sich die Leut' herum
oft um den Wert des Glücks,
der eine heißt den andern dumm,
am End' weiß keiner nix.

Da ist der allerärmste Mann
dem andren viel zu reich,
das Schicksal setzt den Hobel an
und hobelts' beide gleich.

Die Jugend will halt stets mit G'walt
in allem glücklich sein,
doch wird man nur ein bissel alt,
da find't man sich schon d'rein.
Oft zankt mein Weib mit mir, o Graus!
Das bringt mich nicht in Wut,
da klopf' ich meinen Hobel aus
und denk', du brummst mir gut.

Zeigt sich der Tod einst mit Verlaub
und zupft mich: Brüderl kumm,
dastell' ich mich im Anfang taub
und schau' mich gar nicht um.
Doch sagt er: Lieber Valentin,
mach' keine Umständ', geh'!
Da leg ich meinen Hobel hin
und sag der Welt Adje!

Ferdinand Raimund

V I E R T E R T E I L

Der Kaufmann

Wir vielgeschmähten Handelsleut'
aus Eigennutz für Redlichkeit.
Ob Sonnenschein, ob Hagelschlag,
uns bindet bindend der Vertrag.
Vom Mitteln ziehen wir Gebühr,
euch zu genügen, leben wir.
Das Links und Rechts im Kassenbuch
macht unsren Segen, unsren Fluch,
und zwischen Debet und Kredit
nimmt Zoll dies Dasein, bis wir quitt.

Von fernem Land in fernes Land
geht jeglich Ding durch unsre Hand,
die Ware treibt uns um die Welt,
und unsre Heimat ist das Geld;
doch viele Sprachen, vieler Brauch
hat uns den Blick geweitet auch,
und unser Manko und Profit
schuf eure höhern Dinge mit.
Wer trägt zuletzt das Risiko,
macht Völker reich und Fürsten froh?

Josef Weinheber

Wie Jung-Werner seinen Freund Wilhelm „am Scheidewege“ für den Kaufmannsberuf zu begeistern versucht

„Wilhelm mag sich in der Welt umsehen“, sagte der angesehene Kaufmann Meister zu seinem Geschäftsfreund, dem alten Werner, der ihm in seinem Büro gegenüber saß. „Man kann einem jungen Menschen keine größere Wohltat erweisen, als wenn man ihn zeitig in die Bestimmung seines Lebens einweicht. Ihr Sohn ist von seiner Expedition so glücklich zurückgekommen, hat seine Geschäfte so gut zu machen gewußt, daß ich recht neugierig bin, wie sich der meinige beträgt; ich fürchte, er wird mehr Lehrgeld geben als der Ihrige.“ Sein Gegenüber versetzte gelassen: „Man muß es versuchen; wir geben ihm eine Vorschrift, wonach er sich richtet; es sind verschiedene Schulden einzukassieren, alte Bekanntschaften zu erneuern, neue zu machen. Er kann auch die Spekulation, die ich Ihnen neulich vorschlug,

befördern helfen; denn ohne genaue Nachrichten an Ort und Stelle zu sammeln, läßt sich nichts Entscheidendes tun.“ „Er mag sich zur Reise fertig machen“, versetzte der alte Meister, „und so bald wie möglich aufbrechen.“

Bald danach saß Wilhelm in seinem Zimmer und kramte unter seinen Büchern und Papieren. Was nach seinen bisherigen literarischen Liebhabereien schmeckte, wollte er beiseite legen, um bei seiner Wanderung in die Welt von jeder unangenehmen Erinnerung frei zu sein. Der ungefähr gleichaltrige Werner trat herein, und als er seinen Freund mit den bekannten Heften beschäftigt sah, rief er aus: „Bist du schon wieder über diesen Papieren? Ich wette, du hast nicht die Absicht, eins oder das andere zu vollenden! Du siehst sie durch und wieder durch und beginnst allenfalls etwas Neues.“

„Zu vollenden ist nicht die Sache des Schülers, es ist genug, wenn er sich übt.“ — „Aber doch fertig macht, so gut er kann.“ —

„Und doch ließe sich wohl die Frage aufwerfen: ob man nicht von einem jungen Menschen eine gute Meinung fassen könne, der bald gewahr wird, wenn er etwas Ungeschicktes unternommen hat, in der Arbeit deshalb nicht fortfährt und an etwas, das für niemand einen Wert haben kann, weder Mühe noch Zeit verschwenden mag.“ — „Ich weiß wohl, es war nie deine Sache, etwas zustande zu bringen, du warst immer müde, eh' es zur Hälfte kam. Da du als Knabe noch Direktor unseres Puppenspiels warst, wie oft wurden neue Kleider für die kleine Gesellschaft gemacht, neue Dekorationen geschnitten? Bald sollte dieses, bald jenes Trauerspiel aufgeführt werden, und höchstens gabst du einmal den fünften Akt, wo alles recht bunt durcheinanderging und die Leute sich erstachen.“

„Wenn du von jenen Zeiten sprechen willst, wer war denn schuld, daß wir die Kleider, die unsren Puppen angepaßt und auf dem Leib festgenäht waren, herunter trennen ließen und den Aufwand einer weitläufigen und unnützen Garderobe machten? Warst du's nicht, der meine Liebhaberei anzufeuern und zu nutzen wußte?“

Werner lachte und rief aus: „Ich erinnere mich immer noch mit Freuden, daß ich von euern theatralischen Feldzügen Vorteil zog, wie die Lieferanten vom Kriege. Als ihr euch zur Befreiung Jerusalems rüstetet, machte ich auch einen schönen Profit, wie ehemals die Venezianer Kaufherren im ähnlichen Falle. Ich finde nichts vernünftiger in der Welt, als von den Torheiten anderer Vorteil zu ziehen.“ —

„Ich weiß nicht, ob es nicht ein edleres Vergnügen wäre, die Menschen von ihren Torheiten zu heilen.“ —

„Es fällt mir eben recht der Jüngling am Scheidewege in die Hände“, versetzte Wilhelm, indem er ein Heft aus den übrigen Papieren

herauszog; „das ist doch fertig geworden, es mag übrigens sein, wie es will.“

„Leg' es beiseite, wirf es ins Feuer!“ versetzte Werner. „Die Erfindung ist nicht im geringsten lobenswürdig; schon vormals ärgerte mich dieses Stück genug und zog dir den Unwillen des Vaters zu. Es mögen ganz artige Verse sein; aber die Vorstellungsart ist grundfalsch. Ich erinnere mich noch, wie du unser Gewerbe darin in der Gestalt eines zusammengeschrumpften Weibleins personifiziert hast. Von den Geschäften hattest du damals keinen Begriff. Ich wüßte nicht, wessen Geist ausgebreiteter wäre, ausgebreiteter sein müßte als der Geist eines echten Handelsmannes. Welchen Überblick verschafft uns nicht die Ordnung, in der wir unsere Geschäfte führen! Sie läßt uns jederzeit das Ganze überschauen, ohne daß wir nötig hätten, uns durch das Einzelne verwirren zu lassen. Welche Vorteile gewährt die doppelte Buchhaltung dem Kaufmanne! Es ist eine der schönsten Erfindungen des menschlichen Geistes, und ein jeder gute Haushalter sollte sie in seiner Wirtschaft einführen.“

„Verzeih mir“, sagte Wilhelm lächelnd, „du fängst von der Form an, als wenn das die Sache wäre; gewöhnlich vergeßt ihr aber auch über eurem Addieren und Bilanzieren das eigentliche Fazit des Lebens.“ — „Leider siehst du nicht, mein Freund, wie Form und Sache hier nur eins sind, daß das eine ohne das andere nicht bestehen könnte. Ordnung und Klarheit vermehrt die Lust, zu sparen und zu erwerben. Ein Mensch, der übel haushält, befindet sich in der Dunkelheit sehr wohl: er mag die Posten nicht gerne zusammenrechnen, die er schuldig ist. Dagegen kann einem guten Wirte nichts angenehmer sein, als alle Tage die Summe seines wachsenden Glückes zu ziehen. Selbst ein Unfall, wenn er ihn verdrießlich überrascht, erschreckt ihn nicht; denn er weiß sogleich, was für erworbene Vorteile er auf die andere Waagschale zu legen hat. Ich bin überzeugt, mein lieber Freund, wenn du nur einmal einen rechten Geschmack an unsren Geschäften finden könntest, so würdest du dich überzeugen, daß manche Fähigkeiten des Geistes auch dabei ihr freies Spiel haben können.“ — „Es ist möglich, daß mich die Reise, die ich vor habe, auf andere Gedanken bringt.“ —

„O gewiß! Glaube mir, es fehlt dir nur der Anblick einer großen Tätigkeit, um dich auf immer zu den Unsern zu machen; und wenn du zurückkommst, wirst du dich gerne zu denen gesellen, die durch alle Arten von Spedition und Spekulation einen Teil des Geldes und Wohlbefindens, das in der Welt seinen notwendigen Kreislauf führt, an sich zu reißen wissen. Wurf einen Blick auf die natürlichen und künstlichen Produkte aller Weltteile, betrachte, wie sie wechselweise zur Notdurft geworden sind! Welch eine angenehme geistreiche Sorgfalt ist es,

alles, was in dem Augenblicke am meisten gesucht wird und doch bald fehlt, bald schwer zu haben ist, zu kennen, jedem, was er verlangt, leicht und schnell zu verschaffen, sich vorsichtig in Vorrat zu setzen und den Vorteil jedes Augenblickes dieser großen Zirkulation zu genießen! Dies ist, dünkt mich, was jedem, der Kopf hat, eine große Freude machen wird."

Wilhelm schien nicht abgeneigt, und Werner fuhr fort: „Besuche nur erst ein paar große Handelsstädte, ein paar Häfen, und du wirst gewiß mit fortgerissen werden. Wenn du siehst, wie viele Menschen beschäftigt sind, wo so manches herkommt, wo es hingehet, so wirst du es gewiß auch mit Vergnügen durch deine Hände gehen sehen. Die geringste Ware siehst du im Zusammenhange mit dem ganzen Handel, und eben darum hältst du nichts für gering, weil alles die Zirkulation vermehrt, von welcher dein Leben seine Nahrung zieht.“ Werner, der umgekehrt von Wilhelm viel angenommen hatte, hatte sich gewöhnt, auch an sein Gewerbe, an seine Geschäfte mit Erhebung der Seele zu denken. So fuhr er fort: „Wo gibt es einen rechtmäßigeren Erwerb, eine billigere Eroberung als den Handel? Haben die Fürsten dieser Welt die Flüsse, die Wege, die Häfen in ihrer Gewalt und nehmen von dem, was durch- und vorbeigeht, einen starken Gewinn — sollen wir nicht mit Freuden die Gelegenheit ergreifen und durch unsere Tätigkeit auch Zoll von jenen Artikeln nehmen, die teils das Bedürfnis, teils der Übermut den Menschen unentbehrliech gemacht hat? Wenn du nur deine dichterische Einbildungskraft anwenden wolltest, so könntest du meine Göttin als eine unüberwindliche Siegerin der deinigen kühn entgegenstellen. Sie führt freilich lieber den Ölweig als das Schwert; Dolch und Ketten kennt sie gar nicht: aber Kronen teilet auch sie ihren Lieblingen aus, die sie aus der Tiefe des Meeres durch ihre immer geschäftigen Diener geholt hat.“

Wilhelm verdroß dieser Ausfall ein wenig, doch verbarg er seine Empfindlichkeit; denn er erinnerte sich, daß Werner auch seine Einfälle mit Gelassenheit anzuhören pflegte. Übrigens sah er es nicht ungern, wenn jeder von seinem Handwerk aufs beste dachte.

„Und dir“, rief Werner aus, „der du an menschlichen Dingen so herzlichen Anteil nimmst, was wird es dir für ein Schauspiel sein, wenn du das Glück, das mutige Unternehmungen begleitet, vor deinen Augen den Menschen wirst gewährt sehen! Was ist reizender als der Anblick eines Schiffes, das von einer glücklichen Fahrt wieder anlangt, das von einem reichen Fange frühzeitig zurückkehrt! Nicht in Zahlen allein, mein Freund, erscheint uns der Gewinn; das Glück ist die Göttin der lebendigen Menschen, und um ihre Gunst wahrhaft zu empfinden, muß man leben und Menschen sehen, die sich recht lebendig bemühen und recht von Herzen genießen.“

Johann Wolfgang Goethe

Das erste Jahr im Kontor

Mutter Baas hatte die Gewohnheit, an jedem Sonntagmorgen und bei sonstigen besonderen Gelegenheiten auch ihre größeren Kinder noch eigenhändig abzuseifen. Das geschah denn mit solcher Macht und Gründlichkeit, daß sie zusammengepreßt, abgerundet und völlig blank aus ihren Händen hervorgingen. Aber niemals hat sie eins ihrer Kinder so fest angefaßt, geknetet und geschrubbt wie diesmal ihren Drittgeborenen, der heute seine Lehre bei P. C. Trimborn, Handelsgesellschaft, beginnen sollte.

Eine Viertelstunde später trat er dort durch die Glastür. Einige der jungen Herren saßen und standen schon da, bereit zur Tagesarbeit, und sahen ihn mit Neugier an. Aus dem Nebenzimmer kam ein kleiner Mann in mittleren Jahren in kurzer Lüsterjacke.

Der Neuling hatte einige Male gesehen und gehört, wie Fremde sich einander vorstellen und sich begrüßen, machte also eine kleine unbeholfene Verbeugung und sagte langsam und deutlich: „Klaus Hinrich Baas.“ Ein langer, dünner, rotblonder Mensch, der bequem am Türpfosten lehnte, sagte: „Gleich 'ne vollständige Firma!“ Ein vornehmer, blonder Junge sah ihn fremd und hochmütig an. Die andern lächelten.

Er wurde noch röter, als ihn die Seiferei schon gemacht hatte, und sah sich ratlos nach einem Platz um. Da kam der kleine Herr in der Lüsterjacke und zeigte ihm Platz und Stuhl.

Nun saß er in einer angstvollen, feierlichen Glückseligkeit, den Kopf zwischen den Schultern, über dem Rechenwerk, das der kleine Herr schräg gegenüber vom erhöhten Pult ihm herübergereicht hatte. Er mußte während des ganzen Tages Aktien, die durcheinander geworfen waren, nach der Reihe der Nummern ordnen und aufzeichnen. So kam er gleich in die großen Zahlen hinein.

Am zweiten Tag, morgens, als der Chef noch nicht da war, ging es lebendiger her, und sie fingen an, „ihn anzustellen“, wie sie sagten. Sein Gegenüber, der lange Dünne mit rötlichem Haar und großen abstehenden Ohren, sagte, sie wollten nun alle mal sehen, wie und wo er sich am besten blamiere. Bald schob ihm der eine einen Brief hin und wies ihn an, wie er ihn kopieren und registrieren sollte; bald kam einer mit einem Stoß Ordres, daß er sie ins Buch eintrage; bald verlangte einer, daß er ihm aus einem Heft von Referenzmustern ein bestimmtes heraussuche. Nach einigen Tagen bekam er die Portokasse. Mit stummem Entsetzen übernahm er den Bestand an Bargeld und Marken, Marken zu zwei, drei und fünf Mark, von deren Existenz er nie gewußt! Und am Ende der Woche sagte ihm der kleine Herr, den er allmählich als den Prokuristen erkannte, daß

es seine Aufgabe wäre, jeden Fremden, der das Kontor betrete, nach seinem Anliegen zu fragen.

Er wußte nicht, wo ihm der Kopf stand, und geriet bei seiner bäurischen Schwerfälligkeit und Unkenntnis dieser neuen Welt und daraus kommendem Mißtrauen gegen sich und alle Menschen in allerlei Versehen und sonderbare Fehlgriffe. Es passierte ihm, daß er zu Briefen verkehrte Anlagen legte und daß er dem Boten einer Bank oder eines Geschäftes Verkehrtes oder Unfertiges mitgab, oder daß er Namen und Firmen verwechselte, wodurch dann eine große Verwirrung und ein eiliges Nachrennen und Suchen entstand. Er führte wohl einen Besucher, der ihm durchaus nicht verraten wollte, was er begehrte, und ihm durch seine Gewandtheit und Sicherheit imponierte, in das Zimmer des Chefs und mußte dann erfahren, daß es ein elender Schnorrer war; er wies ein junges Mädchen, das geradeswegs durch die Schranke in die schöne Stube gehen wollte, zurück und war seiner Sache so sicher, daß er energisch forderte, sie müsse ihm sagen, was sie wolle; aber da kam die Stimme des Chefs von seinem Schreibtisch her: „Bist du da, mein Kind?...“ und sie ging lächelnd an Klaus Baas vorüber. Dann kam wohl gar noch ein Tadel vom Prokuristen herüber. Nach solchen Mißgriffen hielt er sich ganz unfähig für den Beruf, ja, er hielt sich überhaupt für ein wunderliches Gewächs und saß oft mutlos da.

Allmählich, wie er zu seiner Verwunderung merkte, daß man ihn trotz seiner Torheiten nicht hinauswarf, ja, daß man sie von dem jüngsten Lehrling eigentlich verlangte, kam sein Kopf ein wenig zwischen den Schultern hervor, wie beim Igel, wenn's still wird; er sah sich vorsichtig ein wenig um und besah den sonderlichen Betrieb und Staat, in den er hineingeraten war.

Im Hinterzimmer, in das man durch die immer offene Doppeltür hineinsah, saßen an einem langen Tisch, unter einem Prokuristen als ihrem Häuptling, vier oder fünf Mann beim Warenwesen. Wenn die Agenten der Inlandfabriken erschienen und ihre Erzeugnisse anboten und der Abgang eines Dampfers bevorstand, der die gekauften Waren nach den fernen Inseln brachte, saßen sie oft tagelang ernst und stumm bei heißer Arbeit. Wenn es aber ans gemächlichere Schreiben und Eintragen der Rechnungen ging, dann kamen sie zeitweilig in große Bewegung und zuweilen, wenn der Chef nicht da war, sogar in eine Art von gelindem Aufstand und Aufruhr.

In dem Mittelzimmer, in dem er saß, den Kopf noch immer etwas zwischen den Schultern, arbeiteten vier Mann am Geld- und Rechnungswesen. Der Prokurist saß unermüdlich mit immer gleicher Sorgfalt und Genauigkeit, wie eine gute Henne über Küchlein,

über Zahlen, Rechnungen, Wechseln, Assekuranz-Aufstellungen und dergleichen; und Klaus Baas war sein Handlanger, der vorläufig ohne Verständnis, so gut und so schlecht er konnte, alles machte, was ihm vorgelegt wurde, und dann an die folgende Arbeit ging. Links neben ihm arbeitete ein langer, schlanker Mensch mit feinem, hellblondem Kopf, Karl Eschen, wohl ein oder zwei Jahre älter als er. Er war immer fleißig und wortkarg und immer ernst. Zuweilen stand er stundenlang aufrecht in vornehmer Haltung, ein mächtiges Buch vor sich, in das er mit unendlicher Ruhe und Bestimmtheit bald auf diese, bald auf jene Seite eine Zahl hinsetzte, als wenn er sie in Stahl eingrub; kam einer oder der andere mit einem Anliegen zu ihm, so antwortete er so eigen deutlich und so gut gefaßt, als wenn er etwa mit einem Ausländer sprach, und beugte dann wieder den edlen Kopf auf sein sauberes Zahlenwerk.

Der ihm gegenüber saß, der lange Rötliche, war nichts gegen Karl Eschen. Er hatte entschieden eine Neigung, abzuschweifen und auf Gebiete zu kommen, die mit seiner Arbeit nichts zu schaffen hatten. Bald zeigte er das Bild eines schönen Mädchens, das er in der Brusttasche seines langen schwarzen Rockes trug, und erzählte, daß er nächsten Sonntag auf dem Süllberg mit ihm tanzen werde. Oder er zog aus derselben Tasche, die für diese Zwecke besonders geeignet war, ein Bändchen Gedichte, Goethe oder Heine, das er einem andern jungen Mädchen verehren wollte, um sie, wie er sagte, in Liebe und Poesie einzuführen. Oder er kramte eine lange vornehme Schachtel aus und zeigte eine Sammlung von Schlippen, die er von Clarkson & Son in London bezog, Schlippe von den neuesten und wunderbarsten Farben und Formen, die er zum Selbstkostenpreis, nur um die Schönheit des Kontors zu erhöhen, wie er sagte, anbot.

Der vierte am Tisch, zwei Jahre älter als er und im letzten Jahr Lehrling, war in seiner Figur ebenso kurz und bündig wie in seiner Rede. Er wohnte draußen vor Hamburg auf einem Gut bei seinem Onkel und sprach, wenn er einmal seinen Mund auftat, vom Jungslieben im freien Feld, von Wallanzünden und Heidebrennen, von gefährlichen Schwimmfahrten, von Pferdesturz und dergleichen und sagte, das Leben in Hamburg sei gar kein Leben und dies Kontor hätte gar kein Recht auf Existenz: die armen kindlichen Indianer mit allerhand Plünnkram betrügen und dafür ihre schönen Naturprodukte wegnehmen, wäre unehrenhaft. Bloß der Landmann hätte ein Recht auf Existenz... Und dann lachte er halb grimmig und halb gemütlich vor sich hin.

In dem Vorderzimmer saß an seinem Schreibtisch neben der meist offenen Tür der Chef ganz allein. Ein zweiter Schreibtisch, der außerdem noch in der schönen Stube stand, war verlassen; der daran gesessen hatte, war zu einer Besichtigungsreise nach den fernen

Inseln gefahren. Meist saß der Chef schweigend in fleißiger Arbeit versunken. Es kamen aber auch Tage, wo von seinem Schreibtisch her von morgens bis abends kurze Befehle kamen, bald dies, bald das zur Stelle sein mußte, bald ältere Kontrakte zum Vergleichen, bald der frühere oder letzte Bericht des Geschäftsleiters auf den Inseln, bald Angebote aus dem Inlande. Dann sah das ganze Kontor sich an, und bald sprang dieser, bald jener auf und trug das Gewünschte hinüber.

Obgleich es für den jüngsten Lehrling langwierige, öde Arbeit gab, und obgleich das Tagewerk viele Stunden dauerte, war es ihm doch nie langweilig. Es brachte auch fast jeder Tag irgendwelche Bewegung in die fleißige Stille der zwölf Menschen. Und blieb der eine Tag still, so war der folgende oft um so bewegter. Bald kam der Quartiersmann, ein großer stattlicher Mensch, vom Hafen herauf, um dem Buchhalter der Hinterstube über die Lagerung irgendwelcher Waren Bericht zu geben. Oder es kamen seine Gehilfen, frische Jungen, die Proben der eben angekommenen fremden Landesprodukte in Tüten oder Säcken über der Schulter. Sie setzten sie auf den Tisch, zogen ihre großen Messer aus der Lederscheide und dämpften künstlich ihre Stimmen, daß man merkte, sie sprachen sonst im Lärm der Krane und Pfeifen und warfen mit ihren scharfen, frischen Augen einen kalten, fremden Blick auf das Schreibwerk und die Schreiberlein. Oder es kam ein Agent und brachte die Muster seiner Fabrik, zuweilen gute Waren, oft aber bunten Tand, für jene Inselvölker besonders gemacht, und bot sie mit großer Beweglichkeit an: Bälle, Glaskugeln, große grellbunte Haarpfeile, sogenannte Negerwürden — das waren lange, messingbeschlagene Stäbe —, schlechte, blitzende Taschenuhren, kleine Musikinstrumente. Oder es kam, von fremder, heißerer Sonne verbrannt, von Brasilien oder von Ostasien ein früherer Angestellter, das alte Kontor einmal wieder zu begrüßen und zu sehen, ob noch einer von den alten Genossen da war. Er trat frisch und frei herein und stellte Fragen und wunderte sich, daß sie so viele wären, und sagte, zu seiner Zeit hätten sie wohl fleißiger gearbeitet; und die Warenleute im Hinterzimmer, die immer die ersten am Wort und die lautesten waren, spotteten gegen an und sagten: „Zu Ihrer Zeit ging der Laden noch nicht recht, was? Wir haben ihn nun endlich in Schwung gebracht.“ Oder es kam ein Warenmakler, mit dem in den überseischen Produkten über Beträge von vielen Tausenden hin und her gehandelt wurde.

Zuweilen, wenn sie vor Abgang eines Dampfers, mit dem viele Waren gingen, auch noch die ausgehende Post zu erledigen hatten und tagelang stumm und still mit angestrengtestem Fleiß bei ihren

Arbeiten gesessen hatten, kam ein Tag, wo schon am Morgen ein spieleriger Übermut — wie bei lustigen Fischen unter Wasser — wühlte und wogte. Wenn dann der Chef zu Mittag oder zur Börse fortging, sprang er hervor. Den Warenleuten juckte am meisten das Fell: sie zogen ihre Röcke aus und staffierten sich mit Arm- und Beinringen, Kronen, Haarpfeilen und Prunkstäben aus und gerieten über ihrem Tisch in ein Handgemenge, daß ihre Leiber oben zusammen ein Knäuel bildeten und ihre langen, dünnen Beine umhergriffen; dann sahen sie wie eine einzige große Spinne aus, die für ihre acht oder zehn Beine keinen Halt finden konnte. Zuletzt wagten sie sich bis an die Mitteltür und redeten den langen Dünnen an und behaupteten, er verschenke Gedichte, Blumen und Handküsse und bekäme nichts dafür, und behaupteten, die Mittelstube triebe unnützes Schreibwerk, und rollten, wenn sie nicht anbiß, eine Konservenbüchse hinüber, bis Karl Eschen in seiner bestimmten ruhigen Art sagte: es solle nun genug sein, er hätte eine schwierige Arbeit vor und wolle nicht ihretwegen Fehler machen. Dann kamen sie allmählich wieder zu Verstand. Klaus Baas stand heimlich auf der Seite Karl Eschens, der der Sache ein Ende machte.

Um die Mittagszeit, während die andern zum Essen gingen, war er immer eine halbe, oft eine ganze Stunde als Wache allein in den Räumen. Dann ging er umher oder stand am Fenster und sah auf die Straße hinab. Und bald, nach der Art solcher verschüchterter Menschen, wurde seine Seele lebendig und dehnte sich und stand auf und fing an, mit Phantasien zu spielen. ... Noch ein Jahr... dann stand er da, an Eschens Platz, über dem großen Buch und schrieb die wichtigen Zahlen hinein, jede an ihren Platz. Es kam kein Unbekannter und legte plötzlich Geld und Glück auf den braunen Tisch neben den Herd! Es war auch nicht nötig. Es war schöner, selbst hinauszugehen in ein fernes Land, nach den Inseln oder nach Ostasien. Er ging in die schöne Stube und ging in der Weise des Chefs langsam und nachdenklich auf dem Teppich auf und ab und stand am Schreibtisch, wie der Chef zu tun pflegte, und erwog in unklaren Gedanken die Sorgen, die der Chef hatte... Und spielte so, bis die anderen wiederkamen... Der scheue und bedrückte Junge beugte wieder seinen maulwurffarbenen Kopf auf die Zahlen. Und wenn sie ihm auch noch oft wie leere Töpfe und Scherben erschienen, er war der Malerin in ihrem Mietshaus sehr dankbar, daß sie ihn zur Firma Trimborn gebracht hatte. Was hatte die kluge Gönnerin doch gesagt, als er sie vor einem Jahr um ihren Rat gebeten hatte? „Mein Vater hatte durchaus gewollt, daß ich Lehrerin werden sollte; ich glaube, ich hätte den Kindern die Gesichter bemalt. Meine Mutter war vernünftiger; die fragte: was kann sie, und was mag sie, das soll sie werden. Also, lieber Klaus, was kannst du, und was magst du?“

Gustav Frenssen

Zweierlei soll er lernen: praktisch und ehrlich sein!

Im vorigen Jahrhundert hatten sich die Auflader der Breslauer Kaufmannschaft zu einer besonderen Korporation entwickelt. Auf dem Packhof vor dem Tor war ihr Hauptquartier; von dort brachten sie die Ladungen nach den großen Kaufhäusern oder holten sie von hier ab. Traditionsgemäß war der Chef der Firma T. O. Schröter ihr Schutzpatron. Als erster empfing er die Neujahrswünsche dieser Enakssöhne und war Pate sämtlicher Riesenkinder, die bei ihrer Taufe meist die Arme der diensttuenden Hebamme auf das Becken hinunterdrückten.

Unter den „Lederschürzen“ war Sturm, ihr Oberster, der größte und stärkste. Wenn seine Kameraden eine Last nicht bewältigen konnten, wurde er gerufen, stemmte seine Schulter an und schob die gewaltigsten Fässer weg wie Holzklötzen. An seinem einzigen Kind, Karl mit Namen, hing er mit besonderer Zärtlichkeit; die Mutter war ihm früh gestorben; dazu kam, daß er bei aller Frische und Anstelligkeit nach dem Gutachten aller Riesen nur eine mäßige Mittelgröße versprach. So behandelte der Vater ihn wie eine Art Zwerg nicht ohne Wehmut. Wenn er seine mächtige Hand auf den Kopf des Knaben legte, tat er es mit besonderer Vorsicht, als ob er nur die Dicke einer Eierschale hätte.

„Es ist einerlei, was das Ding lernt“, sagte er zu Herrn Schröter, als er den Fünfzehnjährigen ins Geschäft einführte, „wenn er nur zweierlei lernt: praktisch sein und ehrlich sein!“ Und der Vater fing seine Lehre auf der Stelle damit an, daß er den Sohn in das große Gewölbe unter die offenen Vorräte führte und zu ihm sagte: „Hier sind die Mandeln, und hier sind die Rosinen; diese in dem kleinen Faß schmecken am besten, koste einmal.“ „Sie schmecken gut, Vater“, rief Karl vergnügt. „Ich denk's, Liliputaner“, nickte der Vater. „Sieh, aus allen diesen Fässern kannst du essen, so viel du willst, kein Mensch wird dir's wehren; Herr Schröter erlaubt dir's, ich erlaube dir's. Jetzt merke auf, mein Kleiner. Jetzt sollst du probieren, wie lange du vor diesen Tonnen stehen kannst, ohne hineinzugreifen. Je länger du's aushältst, desto besser für dich; wenn du's nicht mehr aushalten kannst, kommst du zu mir und sagst: es ist genug. Das ist gar kein Befehl für dich, es ist nur wegen dir selber und wegen der Ehre!“ So ließ der Alte den Knaben allein, nachdem er seine große dreischalige Uhr herausgezogen und auf eine Kiste neben ihn gelegt hatte. „Versuch's zuerst mit einer Stunde“, sagte er im Weggehen, „geht's nicht, so schadet's auch nicht. Es wird schon werden.“ Der Junge steckte trotzig die Hände in die Hosentaschen und ging zwischen den Fässern auf und ab. Nach Verlauf von mehr als zwei Stunden kam er, die Uhr in der Hand, zum Vater heraus und rief: „Es ist genug!“

„Zwei und eine halbe Stunde“, sagte der alte Sturm und winkte vergnügt dem Lagervorsteher zu. „Jetzt ist's gut, Kleiner, komm her, du sollst diese Kiste zusammenschlagen; hier ist ein kleiner Hammer für dich.“

Gustav Freytag

Heinrich Schliemann erzählt aus seiner Lehrlingszeit und von seinen kaufmännischen Erfolgen

Obgleich mein Vater weder Philologe noch Archäologe war, hatte er ein leidenschaftliches Interesse für die Geschichte des Altertums; oft erzählte er mit Begeisterung von dem tragischen Untergange Herkulans und Pompejis und schien denjenigen für den glücklichsten Menschen zu halten, der Mittel und Zeit hätte, die dortigen Ausgrabungen zu besuchen. Oft auch erzählte er mir die Taten der homerischen Helden und die Ereignisse des Trojanischen Krieges, und stets fand er dann in mir einen eifrigen Verfechter der Sache Trojas. Mit Betrübnis vernahm ich von ihm, daß Troja so gänzlich zerstört worden, daß es, ohne eine Spur zu hinterlassen, vom Erdboden verschwunden sei. Aber als er mir, dem damals beinahe achtjährigen Knaben, zum Weihnachtsfeste 1829 Dr. Georg Ludwig Jerrers „Weltgeschichte für Kinder“ schenkte, und ich in dem Buche eine Abbildung des brennenden Troja fand, mit seinen ungeheuren Mauern und dem Skäischen Tore, dem fliehenden Aeneas, der den Vater Anchises auf dem Rücken trägt und den kleinen Askanios an der Hand führt, da rief ich voller Freude: „Vater, du hast dich geirrt! Jerrer muß Troja gesehen haben, er hätte es ja sonst hier nicht abbilden können.“ „Mein Sohn“, antwortete er, „das ist nur ein erfundenes Bild.“ Aber meine Frage, ob denn das alte Troja wirklich so starke Mauern gehabt habe, wie sie auf jenem Bilde dargestellt waren, bejahte er. „Vater“, sagte ich darauf, „wenn solche Mauern einmal dagewesen sind, so können sie nicht ganz vernichtet sein, sondern sind gewiß nur unter dem Staub und Schutt der Jahrhunderte verborgen.“ Das bestritt er wohl, aber ich blieb bei meiner Ansicht, und endlich kamen wir überein, daß ich dereinst Troja ausgraben solle.

Im Alter von elf Jahren kam ich auf das Gymnasium von Neustrelitz, und zwar in die Tertia. Aber gerade zu jener Zeit traf unsere Familie ein sehr schweres Unglück, und da ich fürchtete, daß meines Vaters Mittel nicht ausreichen würden, um mich noch eine Reihe von Jahren auf dem Gymnasium und dann auf der Universität zu unterhalten verließ ich ersteres nach drei Monaten schon wieder, um in die Realschule der Stadt überzugehen. Im Frühjahr 1836, im Alter von vierzehn Jahren, schied ich aus der Anstalt, um in dem Städtchen Fürstenberg in Mecklenburg-Strelitz als **Lehrling** in den kleinen Krämerladen von Ernst Ludwig Holtz einzutreten. Fünf und ein halbes Jahr bestand hier meine Tätigkeit im Einzelverkauf von Heringen, Butter, Kartoffelbranntwein, Milch, Salz, Kaffee, Zucker, Öl, Talglichtern und dergleichen Dingen, im Mahlen der Kartoffeln für die Brennerei, im Ausfegen des Ladens und ähnlichem. Unser Geschäft war so unbedeutend, daß unser ganzer Absatz jährlich kaum 3000 Taler betrug; hielten wir es doch für ein ganz besonderes Glück, wenn wir einmal im Laufe eines Tages für zehn bis fünfzehn

Taler Materialwaren verkauften. Von 5 Uhr morgens bis 11 Uhr abends war ich in dieser Weise beschäftigt, aber die Liebe zur Wissenschaft verlor ich trotzdem nicht, und so lange ich lebe, wird mir jener Abend unvergeßlich bleiben, an dem ein betrunkener Müller die Sonne Homers in unsren Laden brachte. Er war der Sohn eines protestantischen Predigers in Röbel (Mecklenburg) und hatte seine Studien auf dem Gymnasium von Neu-Ruppин beinahe vollendet, als er wegen schlechten Betragens aus der Anstalt verwiesen wurde. Sein Vater übergab ihn dem Müller in Güstrow als Lehrling; hier blieb er zwei Jahre und wanderte danach als Müllergesell. Mit seinem Schicksal unzufrieden, hatte der junge Mann sich dem Trunke ergeben, dabei jedoch seinen Homer nicht vergessen; denn an jenem Abend rezitierte er uns nicht weniger als hundert Verse dieses Dichters und skandierte sie mit vollem Pathos. Obgleich ich kein Wort verstand, machte doch die melodische Sprache den tiefsten Eindruck auf mich. Dreimal mußte er mir die göttlichen Verse wiederholen, und ich bezahlte ihn dafür mit drei Gläsern Branntwein, für die ich die wenigen Pfennige, die gerade mein ganzes Vermögen ausmachten, gern hingab. Von jenem Augenblick an hörte ich nicht auf, Gott zu bitten, daß seine Gnade mir das Glück gewähren möge, Griechisch lernen zu dürfen.

Durch Aufheben eines zu schweren Fasses zog ich mir eine innere Verletzung zu — ich warf Blut aus und war nicht mehr imstande, meine Arbeit zu verrichten. In meiner Verzweiflung ging ich zu Fuß nach Hamburg, wo es mir auch gelang, eine Anstellung mit einem jährlichen Gehalt von 180 Mark zu erhalten. Da ich aber wegen meines Blutspeisens und der heftigen Brustschmerzen keine schwere Arbeit tun konnte, fanden mich meine Prinzipale bald nutzlos, und so verlor ich jede Stellung wieder, wenn ich sie kaum acht Tage innegehabt hatte. Ich sah wohl ein, daß ich einen derartigen Dienst nicht mehr versehen konnte, und von der Not gezwungen, mir durch irgendwelche, wenn auch die niedrigste Arbeit, mein tägliches Brot zu verdienen, versuchte ich eine Stelle an Bord eines Schiffes zu erhalten; auf die Empfehlung des gutherzigen Schiffsmaklers J. F. Wendt hin, der mit meiner verstorbenen Mutter aufgewachsen war, glückte es mir, als Kajütentunge an Bord der kleinen Brigg „Dorothea“ angenommen zu werden; das Schiff war nach La Guyra in Venezuela bestimmt.

Ich war immer schon arm gewesen, aber doch noch nie so gänzlich mittellos wie gerade zu jener Zeit; mußte ich doch meinen einzigen Rock verkaufen, um mir eine wollene Decke anschaffen zu können! Am 28. November 1841 verließen wir Hamburg mit gutem Winde, erlitten aber in der Nacht von 11. bis zum 12. Dezember bei einem furchtbaren Sturme auf der Höhe der Insel Texel Schiffbruch. Nach zahllosen Gefahren und nachdem wir neun Stunden lang in einem sehr kleinen offenen Boote von der Wut des Windes und der Wellen umhergetrieben waren, wurde unsere ganze aus neun Personen

bestehende Mannschaft schließlich doch gerettet. Welche Küste es war, an die wir geworfen wurden, wußte ich nicht — wohl aber, daß wir uns in einem „fremden Lande“ befanden. Mir war, als flüsterte mir eine Stimme dort auf der Sandbank zu, daß jetzt die Flut in meinen irdischen Angelegenheiten eingetreten sei und daß ich ihren Strom benutzen müsse. Als meine geringen Mittel gänzlich erschöpft waren, fingierte ich Krankheit und wurde in das Hospital zu Amsterdam aufgenommen. Aus dieser schrecklichen Lage aber befreite mich wieder der schon oben erwähnte freundliche Schiffsmakler aus Hamburg, dem ich von Texel aus geschrieben hatte. Ein günstiger Zufall hatte es gewollt, daß mein Brief ihm gerade überbracht wurde, als er mit einer Anzahl seiner Freunde bei einem festlichen Mahl saß. Der Bericht über mein neues Mißgeschick hatte die allgemeine Teilnahme erregt und eine sogleich veranstaltete Sammlung die Summe von 240 Gulden ergeben, die er mir nun übersandte. Zugleich empfahl er mich auch dem trefflichen preußischen Generalkonsul in Amsterdam, der mir bald in dem Kontor von F. C. Quien eine Anstellung verschaffte.

In meiner neuen Stellung war meine Beschäftigung, Wechsel stempeln zu lassen und sie in der Stadt einzukassieren, Briefe nach der Post zu tragen und von dort zu holen. Diese mechanische Tätigkeit war mir sehr angenehm, da sie mir Zeit ließ, an meine vernachlässigte Bildung zu denken.

Zunächst bemühte ich mich, mir eine leserliche Handschrift anzueignen, und in 20 Stunden, die ich bei dem berühmten Kalligraphen Magnée aus Brüssel nahm, glückte mir dies auch vollständig; darauf ging ich, um meine Stellung zu verbessern, eifrig an das Studium der modernen Sprachen. Mein Jahresgehalt betrug nur 800 Franken, wovon ich die Hälfte für meine Studien ausgab; mit der anderen Hälfte bestritt ich meinen Lebensunterhalt, und zwar kümmerlich genug. Meine Wohnung war eine elende unheizbare Dachstube, in der ich im Winter vor Kälte zitterte, im Sommer aber unter einer fürchterlichen Hitze zu leiden hatte. Mein Frühstück bestand aus Roggenmehlbrei, das Mittagessen kostete mich nie mehr als 16 Pfennige. Aber nichts spart mehr zum Studieren an als das Elend und die gewisse Aussicht, sich durch angestrengte Arbeit daraus befreien zu können. So warf ich mich denn mit besonderem Fleiß auf das Studium des Englischen, und hierbei ließ mich die Not eine Methode ausfindig machen, welche die Erlernung jeder Sprache bedeutend erleichtert. Diese einfache Methode besteht darin, daß man sehr viel laut liest, keine Übersetzungen macht, täglich eine Stunde nimmt, immer Ausarbeitungen über interessante Dinge niederschreibt und sie unter Aufsicht des Lehrers verbessert, auswendig lernt und in der nächsten Stunde aufsagt, was man am Tage vorher korrigiert hat. Mein Gedächtnis war, da ich es seit der Kindheit gar nicht geübt hatte, schwach, doch benutzte ich jeden Augenblick und stahl sogar

Zeit zum Lernen. Um mir sobald wie möglich eine gute Aussprache anzueignen, besuchte ich sonntags regelmäßig zweimal den englischen Gottesdienst und sprach beim Anhören der Predigt jedes Wort leise für mich nach. Bei allen meinen Botengängen trug ich, selbst wenn es regnete, ein Buch in der Hand, aus dem ich irgend etwas auswendig lernte; auf dem Postamte wartete ich nie, ohne zu lesen. So stärkte ich allmählich mein Gedächtnis und konnte schon nach drei Monaten meinen Lehrern, Mr. Taylor und Mr. Thompson, mit Leichtigkeit alle Tage in jeder Unterrichtsstunde zwanzig gedruckte Seiten englischer Prosa wörtlich hersagen, wenn ich sie vorher dreimal aufmerksam durchgelesen hatte. Auf diese Weise lernte ich den ganzen „Vicar of Wakefield“ von Goldsmith und Walter Scotts „Ivanhoe“ auswendig. Vor übergroßer Aufregung schließt sich nur wenig, und alle wachen Nachtstunden brachte ich damit zu, das am Abend Gelesene in Gedanken noch einmal zu wiederholen. Da das Gedächtnis bei Nacht viel konzentrierter ist, als bei Tage, fand ich auch diese nächtlichen Wiederholungen von größtem Nutzen. So gelang es, mir in einem halben Jahre eine gründliche Kenntnis der englischen Sprache anzueignen.

Dieselbe Methode wendete ich nachher beim Studium der französischen Sprache an, die ich in den folgenden sechs Monaten beisteerte. Durch diese anhaltenden übermäßigen Studien stärkte sich mein Gedächtnis im Laufe eines Jahres dermaßen, daß mir die Erlernung des Holländischen, Spanischen, Italienischen und Portugiesischen außerordentlich leicht wurde.

Hatte ich es nun dem vielen Lesen mit lauter Stimme zu danken oder dem wohltätigen Einfluß der feuchten Luft Hollands, ich weiß es nicht; genug, mein Brustleiden verlor sich schon im ersten Jahre meines Aufenthaltes in Amsterdam und ist auch später nicht wieder gekommen.

Endlich, am 1. März 1844, glückte es mir, eine Stellung als Korrespondent und Buchhalter in dem Kontor der Herren B. H. Schröder & Co. in Amsterdam zu erhalten; hier wurde ich zuerst mit einem Gehalte von 1200 Franken engagiert, aber als meine Prinzipale meinen Eifer sahen, gewährten sie mir noch eine jährliche Zulage von 800 Franken als weitere Aufmunterung. Diese Freigebigkeit, für welche ich ihnen stets dankbar bleiben werde, sollte dann in der Tat auch mein Glück begründen; denn da ich glaubte, durch die Kenntnis des Russischen mich noch nützlicher zu machen, fing ich an, auch diese Sprache zu studieren. Die einzigen russischen Bücher, die ich mir verschaffen konnte, waren eine alte Grammatik, ein Lexikon und eine schlechte Übersetzung eines französischen Romans. Trotz aller Bemühungen aber wollte es mir nicht gelingen, einen Lehrer des Russischen zu ermitteln; denn außer dem russischen Vizekonsul, der mir keinen Unterricht geben wollte, fand ich in Amsterdam niemand, der ein Wort von dieser Sprache verstanden hätte.

So fing ich denn mein neues Studium ohne Lehrer an und hatte auch in wenigen Tagen, mit Hilfe der Grammatik, mir schon die russischen Buchstaben und ihre Aussprache eingeprägt. Dann nahm ich meine alte Methode wieder auf, verfaßte kurze Aufsätze und Geschichten und lernte sie auswendig. Da ich niemand hatte, der meine Arbeiten verbesserte, waren sie ohne Zweifel herzlich schlecht; doch bemühte ich mich, meine Fehler durch praktische Übungen vermeiden zu lernen, indem ich die russische Roman-Ubersetzung laut auswendig lernte.

Da die Zimmerdecken in den gewöhnlichen holländischen Häusern meist nur aus einfachen Brettern bestehen, so kann man oft im Erdgeschoß hören, was im dritten Stock gesprochen wird. Mein lautes Rezitieren wurde deshalb den andern Mietherrn bald lästig, sie beklagten sich beim Hauswirt, und so kam es, daß ich in der Zeit meiner russischen Studien zweimal die Wohnung wechseln mußte. Aber alle diese Unbequemlichkeiten vermochten nicht, meinen Eifer zu mindern, und nach sechs Wochen schon konnte ich meinen ersten russischen Brief an Wassili Plotnikow schreiben, den Londoner Agenten der großen Indighändler Gebrüder M. P. N. Malutin in Moskau.

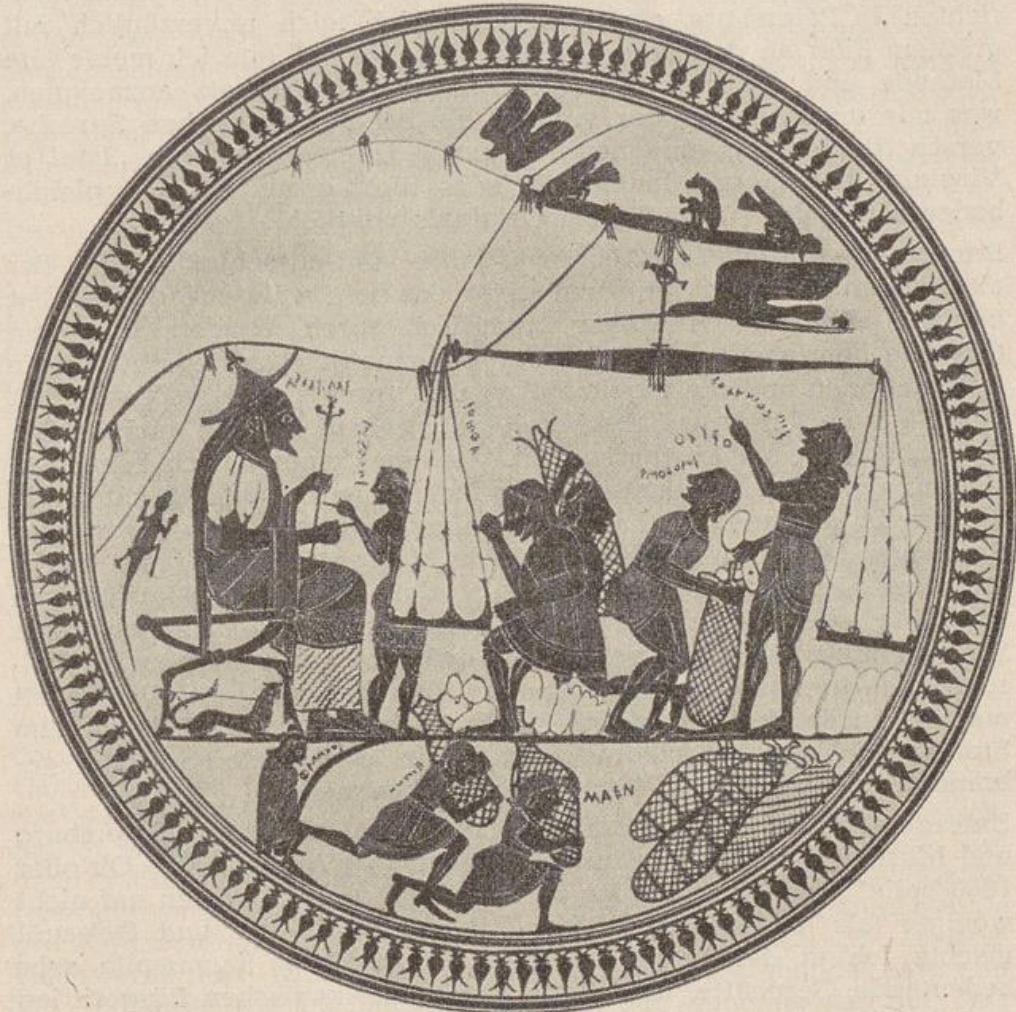
Im Januar 1846 schickten mich meine vortrefflichen Prinzipale als ihren Agenten nach St. Petersburg, und hier sowohl als auch in Moskau wurden schon in den ersten Monaten meine Bemühungen von einem Erfolg gekrönt, der die größten Hoffnungen meiner Chefs und meine eigenen noch weit übertraf. Schon im ersten Jahre meines Aufenthalts in Petersburg konnte ich mich in die Gilde der Großhändler einschreiben lassen. Neben dieser meiner neuen Tätigkeit blieb ich in unveränderter Beziehung zu den Herren B. H. Schröder & Co. in Amsterdam, deren Agentur ich fast elf Jahre lang behielt. Da ich in Amsterdam eine gründliche Kenntnis vom Indigo erlangt hatte, beschränkte ich meinen Handel fast ausschließlich auf diesen Artikel. Da in der Zeit des Krimkrieges die russischen Häfen blockiert waren, mußten alle für Petersburg bestimmten Waren nach den preußischen Häfen von Königsberg und Memel verschifft und von dort zu Lande weiterbefördert werden. So waren denn auch mehrere hundert Kisten Indigo und eine große Partie anderer Waren von Amsterdam für meine Rechnung auf zwei Dampfern an meine Agenten, die Herren Meyer & Co., in Memel abgesandt worden, um von dort zu Lande nach Petersburg transportiert zu werden. Ich hatte den Indigoauktionen in Amsterdam beigewohnt und befand mich nun auf dem Wege nach Memel, um dort nach der Expedition meiner Waren zu sehen. Spät am Abend des 3. Oktober im Hôtel de Prusse in Königsberg angekommen, sah ich am Morgen bei einem zufälligen Blick aus dem Fenster meines Schlafzimmers auf dem Turm des nahen „Grünen Tores“ folgende ominöse Inschrift in großen vergoldeten Lettern mir entgegenleuchten:

Wie der Mond die Gestalt, so wechselt das Glück seine Formen,
schwillt und schwindet und kennt Dauer und Stetigkeit nicht.

Ich war nicht abergläubisch, aber doch machte diese Inschrift einen tiefen Eindruck auf mich, und eine zitternde Furcht, wie vor einem nahen, unbekannten Mißgeschick, bemächtigte sich meiner. Als ich meine Reise mit der Post fortsetzte, vernahm ich auf der ersten Station hinter Tilsit zu meinem Entsetzen, daß die Stadt Memel am vorhergegangenen Tage von einer furchtbaren Feuersbrunst eingeschert worden sei, und vor der Stadt angekommen, sah ich die Nachricht in der traurigsten Weise bestätigt. Wie ein ungeheuerer Kirchhof, auf dem die rauchgeschwärzten Mauern und Schornsteine wie große Grabsteine, wie finstere Wahrzeichen der Vergänglichkeit alles Irdischen sich erhoben, lag die Stadt vor unsren Blicken. Halb verzweifelt suchte ich zwischen den rauchenden Trümmerhaufen nach Herrn Meyer. Endlich gelang es mir, ihn aufzufinden — aber auf meine Frage, ob meine Güter gerettet wären, wies er statt aller Antwort auf seine noch glimmenden Speicher und sagte: „Dort liegen sie begraben.“ Der Schlag war sehr hart: durch die angestrengte Arbeit von acht und einem halben Jahre hatte ich mir in Petersburg ein Vermögen von 150 000 Talern erworben — und nun sollte dies ganz verloren sein. Es währte indessen nicht lange, so hatte ich mich auch mit diesem Gedanken vertraut gemacht, und gerade die Gewißheit meines Ruins gab mir meine Geistesgegenwart wieder.

Das Bewußtsein, niemandem etwas schuldig zu sein, war mir eine große Beruhigung; der Krimkrieg hatte nämlich erst vor kurzem begonnen, die Handelsverhältnisse waren noch sehr unsicher, und ich hatte infolgedessen nur gegen bar gekauft. Ich durfte wohl erwarten, daß die Herren Schröder in London und Amsterdam mir Kredit gewähren würden, und so hatte ich die beste Zuversicht, daß es mir mit der Zeit gelingen werde, das Verlorene wieder zu ersetzen. Es war noch am Abend des nämlichen Tages: ich stand im Begriffe, meine Weiterreise nach Petersburg mit der Post anzutreten, und erzählte den übrigen Passagieren von meinem Mißgeschick, da fragte plötzlich einer der Umstehenden nach meinem Namen, und als er ihn vernommen hatte, rief er: „Schliemann ist ja der einzige, der nichts verloren hat! Ich bin der erste Kommis bei Meyer & Co. Unser Speicher war schon übervoll, als die Dampfer mit Schliemanns Waren anlangten, und so mußten wir rasch einen hölzernen Schuppen bauen, in dem sein ganzes Eigentum unversehrt geblieben ist.“ Ich stand einige Minuten sprachlos; schien es mir doch wie ein Traum und wie ganz unglaublich, daß ich allein aus dem allgemeinen Ruin unbeschädigt hervorgegangen sein sollte! Und doch war dem so. Meine so glücklich verschonten Waren verkaufte ich nun äußerst vorteilhaft, ließ den Ertrag wieder und immer wieder arbeiten, machte große Geschäfte in Indigo, Farbhölzern und Kriegsmaterialien (Salpeter, Schwefel, Blei) und konnte so, indessen die Kapitalisten

Scheu trugen, sich während des Krimkrieges auf größere Unternehmungen einzulassen, beträchtliche Gewinne erzielen und im Laufe eines Jahres mein Vermögen mehr als verdoppeln.



Kaufmännisches Leben in Altgriechenland

König Arkesilas II. von Kyrene, unter Sonnensegel auf einem Schiffe sitzend,
beaufsichtigt das Wiegen und Verladen des Silphion-Gewürzes
(Innenbild einer spartanischen Schale um 560 v. Chr.)

Ich hatte immer sehnlichst gewünscht, Griechisch lernen zu können; vor dem Krimkrieg war es mir aber nicht ratsam erschienen, mich auf dieses Studium einzulassen, denn ich mußte fürchten, daß der Zauber der herrlichen Sprache mich gefangennehmen und meinen

kaufmännischen Interessen entfremden möchte. Während des Krieges aber war ich mit Geschäften dermaßen überbürdet, daß ich nicht einmal dazu kommen konnte, eine Zeitung, geschweige denn ein Buch zu lesen. Als aber im Januar 1856 die ersten Friedensnachrichten in Petersburg eintrafen, begab ich mich unverzüglich mit größtem Eifer an das neue Studium. Wieder befolgte ich meine alte Methode, und um mir in kurzer Zeit den Wortschatz anzueignen, was mir noch schwieriger vorkam als bei der russischen Sprache, verschaffte ich mir eine neugriechische Übersetzung von „Paul et Virginie“ und las sie, indem ich jedes Wort genau mit dem gleichbedeutenden des französischen Originals verglich.

Danach beschäftigte ich mich zwei Jahre lang ausschließlich mit der altgriechischen Literatur, und zwar las ich während dieser Zeit beinahe alle alten Klassiker kursorisch durch, Homers Ilias und Odyssee aber mehrmals. Von der Grammatik erlernte ich nur die Deklinationen und die regelmäßigen und unregelmäßigen Verba; mit dem Studium der grammatischen Regeln aber verlor ich auch keinen Augenblick meiner kostbaren Zeit. Meiner Meinung nach kann man sich eine gründliche Kenntnis der griechischen Grammatik nur durch die Praxis aneignen, d. h. durch aufmerksames Lesen klassischer Prosa und durch Auswendiglernen von Musterstücken daraus. Indem ich diese höchst einfache Methode befolgte, lernte ich Altgriechisch wie eine lebende Sprache. So schreibe ich es denn auch ohne Schwierigkeit. Und kommt es vor, daß jemand in meinen griechischen Schriften Fehler entdecken will, so kann ich die Richtigkeit meiner Ausdrucksweise jedesmal dadurch beweisen, daß ich ihm Stellen aus den Klassikern rezitiere, in denen die von mir gebrauchten Formen oder Wendungen vorkommen.

Unterdessen nahmen meine kaufmännischen Geschäfte in Petersburg und Moskau einen stets günstigen Fortgang. Vom Mai bis Oktober 1860 belief sich der Wert der von mir importierten Waren auf nicht weniger als 10 Millionen Mark. Außer in Indigo und Olivenöl machte ich in den Jahren 1860 und 1861 auch in Baumwolle sehr bedeutende Geschäfte, die durch den amerikanischen Bürgerkrieg und die Blockade der südstaatlichen Häfen begünstigt wurden und großen Gewinn gaben. Als die Baumwolle aber zu teuer wurde, gab ich sie auf und machte große Geschäfte in Tee, dessen Einfuhr auf dem Seeweg vom Mai 1862 an gestattet wurde. So sah ich mich gegen Ende des Jahres 1863 in den Stand gesetzt, den Idealen, die ich seit meiner Kindheit hegte, mich völlig hinzugeben. Mitten im Gewühl des geschäftlichen Lebens hatte ich nie aufgehört, an Troja zu denken und an die 1830 mit meinem Vater getroffene Übereinkunft, es dereinst auszugraben. Wohl hing mein Herz jetzt am Gelde, aber nur, weil ich solches als Mittel zur Erreichung dieses meines großen Lebenszweckes betrachtete.

Von Warenauslagen und -ankündigungen

Es ist eine ganz einfache Tatsache des Verstandes, daß derjenige, der etwas kaufen, tauschen, erhandeln will, wissen muß, wo er zu kaufen, zu tauschen, zu erhandeln habe, und daß hingegen der andere, der zu verkaufen, zu vertauschen, zu verhandeln hat, sagen müsse, daß und was er zu verschleißen wünsche, oder daß er die Sachen selber zur Ansicht auslege; jedoch nicht so ganz einfach scheint es, daß diese Auslagen und Ankündigungen nicht nur den Zweck haben, daß der kaufe, der will, sondern vielmehr und eigentlich den, daß der kaufe, der nicht will. — Die Sache scheint sonderbar — aber ich will vom Anfang an beginnen.

Der erste Geschäftsmann, der einen Artikel durch Ankündigung und erlaubte Herausstreichung geschickt an den Mann brachte, war die Schlange im Paradiese, und Eva ist das Vorbild und die Patronin aller folgenden nichtkaufenwollenden Käuferinnen geworden, deren Reihe seit den etlichen Jahrtausenden ziemlich lang geworden ist und sich in unsren Tagen rasch verlängert. Da damals das Waren gewölbe und Obstlager eigentlich der Baum selber war, so kann man nicht sagen, daß die Schlange eine Warenauslage gehabt habe; also ist wohl die Ankündigung die erste Form des Geschäftsbetriebes gewesen; aber das ist gewiß, daß schon in den allerältesten Zeiten Waren angepriesen sein mußten, wie ja der Name Marktschreier hinlänglich dartut — wahrscheinlich war er damals ein Ehrenmann und rief nur amtsmäßig aus, was alles auf diesem oder jenem Platze zu haben sei. Kauflust ist außerdem ein altes Erbübel des menschlichen Geschlechtes; daher ist es kein Wunder, daß man bald auch darauf verfiel, diese Kauflust noch mehr dadurch zu locken, daß man die Waren, die unsere Leidenschaft und Begierde reizen, in natura herumbreitete und mitten darunter saß. Und wenn Witterung und Umstände den Verkäufer nötigten, in ein Gemach oder Gewölbe mit seinem Trödel zurückzukriechen, so half er sich doch dadurch, daß er wenigstens ein großes Schild vor seine Bude heraushing, auf dem er die verkäuflichen Gegenstände auf das lockendste konterfeien und symbolisieren ließ. So entstanden die Wappen und Herolde des Krämerstandes: die Aushängeschilder und Firmen. Ja, gewisse Handwerke und Krämereien bekamen ganz feststehende Embleme und Symbole, wie ich mich denn recht gut entsinne, daß auf dem großen Bäckerhause meines Geburtsortes zwei grimmige rote Löwen eine riesenhafte Bretzel in den Klauen hielten, und daß dasselbe Bild größer oder kleiner bei den Bäckern unzähliger Orte zu sehen war (vergleiche Abbildung auf Seite 122); auch Kerzen und Seife hält gerne der König der vierfüßigen Tiere in den Tatzen. Und jeder Reisende weiß, welche Kette von goldenen, silbernen, schwarzen, weißen Adlern er auf den Schildmauern der Wirtshäuser angetroffen. Auch schöne Kästchen ließen die Kaufherren endlich machen, wo sie unter Glas und Rahmen einige preziöse Sachen aufhängen, um den Vorübergehenden nur einen schwachen Begriff von den Herrlichkeiten zu geben, die erst

drinnen zu haben seien. Dieses Aufmalen und Auslegen der Waren war den Kaufleuten vor Erfindung der Buchdruckerkunst um so weniger zu verargen, da sie ja damals nicht durch die Presse der halben Welt sagen konnten, welche soliden, vortrefflichen und unentbehrlichen Sachen bei ihnen bereitliegen. Als aber die Buchdruckerei endlich erfunden war, da konnten sie es freilich sagen, aber sie behielten die Auslagen und Aushängeschilder dennoch bei und benutzten nebenher die Buchdruckerpresse zur Anpreisung ihrer Waren, was freilich anfangs sehr schwer war, als man nur erst Bibeln und Folianten druckte, aber gegen unsere Zeit her unendlich leicht wurde, da die schreienden Marktschreier und Anzeiger nach und nach abkamen, dafür aber die stummen in Schwung gerieten, nämlich die Zeitungen. Man sollte fast glauben, daß nun Löwen, Adler, Kamele, fliegende Rössel, goldene Ochsen usw. überflüssig wären und die Auslagekästchen ganz verschwinden würden, da ja die Zeitung alles sagt und bis in die innersten und geheimsten Kabinette bringt; aber die Erfahrung lehrt, daß namentlich der Warenauslagkästen immer mehr und mehr werden. Die Sache scheint mir daher zu kommen: der redliche Verkäufer weiß recht gut, daß, wenn er seine außerordentlichen und erlesenen Artikel in den Zeitungen bescheiden anzeige, das hartnäckige Publikum doch noch immer glauben könne, er schneide auf; deshalb geht er hin und läßt die Sache gelassen selber reden: er tut sie nämlich in einen unerhört schönen Glasschrank, stellt selbigen vor seine Bude heraus und denkt: „Jetzt seht!“

Freilich muß ich als ein aufrichtiger Schriftsteller eingestehen, daß auch hier allerdings eine Art Aufschneiderei möglich ist, die aber ebensogut im Schönheits- und Harmoniesinne ihren Grund haben mag als in etwas anderem und jedenfalls dem Verkäufer nicht zur Last fallen kann, da der Käufer die Sache ja sieht und es sich selber zuschreiben muß, wenn er so unvernünftig ist, von außerwesentlichen Nebendingen, die die Pracht der Erscheinung darstellen helfen, nicht abstrahieren zu können. Jede einsichtsvolle und erfahrene Jungfrau von siebzehn Jahren soll ja doch um des Himmels willen wissen, wenn sie ein Stück Mousselin de laine kauft, daß sie nicht den schimmernden Glaskasten und die hundert Ellen andern Zeuges, die ringsherum lagen, mit nach Hause nehmen kann; aber leider ist die Erziehung in diesem Stücke so sehr vernachlässigt, daß sie es nicht weiß, und wenn sie nun den Stoff zu Hause auf ihrem Nähtische liegen sieht, daß sie betrübt meint, sie habe einen wahren Lappen erstanden, der kaum wert ist, daß man ihn zu einem Kleide zerschneide. Freilich, umgeben von den gehörigen hebenden Farben, in dem vornehmen Kasten, unter spiegelndem Glase hatte das Ding ganz anders ausgesehen — aber das sollte sie ja wissen; denn von dem Verkäufer kann sie doch nicht erwarten, daß er seine Dinge in greulicher Unordnung und Widerspenstigkeit in den Auslageschrein sperre und ihr dadurch die Meinung beibringe, sie seien noch viel schlechter und ganz und gar elend, namentlich, da sie

bedenken sollte, daß ein Mensch, der täglich Dinge unter Glas zu ordnen hat, die dann tausend Augen sehen, doch auch sein Ehrgefühl hat und die Dinge so legen und stellen muß, daß sie seinem Geschmack Ehre machen, und daß er doch um Gottes willen nicht hinter seinem Nachbarn zurückbleiben kann, der durch alle möglichen Auslage- und Toilettenkünste lockt.

Wenn man durch die Hauptgeschäftsstraßen etwa in unserem alten Wien über den Stephansplatz, den Graben, den Kohlmarkt, die



P. Gavarni

Die Mode 1832

Kärntner Straße geht, so dürfte wohl der verwöhnteste Reisende noch gefesselt, der Eingeborene angezogen, der ferne und einsame Landbewohner verwirrt werden; denn da reihet sich ohne Zwischenraum Gewölb an Gewölb, und vor jedem in eleganten Kästen ausgelegt, was darin als Prächtigstes zu haben ist. Da ist die Schnittwarenhandlung und vor ihr, wie ein wahres Farbengetümmel, hinter glänzendem Spiegelglas, die Stoffe aus Seide, aus Wolle, aus Baumwolle, alle die hundertnamigen Zeugen, von dem echten Kaschmir an bis zum leichtesten und schalsten Fähnchen Baumwollenstoffes; dann ist da der Spitzenhändler mit seinem spinnenfadigen, luftweichen Zeugs; dann die Blechwarenhandlung mit allen erdenklichen

bekannten und unbekannten Gefäßen und Leuchtern und Klammern und Lampen, in gelben, weißen, grünen und andern Farben; dann die Tuchauslage mit den feinsten und geschmackvollsten Mustern, die Buchhandlung mit den Kunstwerken der Typographie und des Grabstichels, der Juwelier mit seinen edlen funkelnden Warenstücken. Dann folgt das Pfeifengewölbe: Meerschaumköpfe aller Art, sämtlich von dem tadellosesten, schwammweichsten Weiß, das sich sanft abhebt von dem feurigen Blitzen der Silberbeschläge. Dazwischen hängen die reinen, goldgelben Bernsteinstücke, von dem winzig kleinen Zigarrenmundstück an durch alle Sorten und Längen derselben hindurch bis zu der riesengroßen türkischen Dute, die am Ende eines ebenfalls riesigen, gewundenen, seidenen türkischen Rohres prangt; dann der Zuckerbäcker, die Bänderhändler, die Pelzwaren, dann eine blitzende Armee von Messern — und so geht es weiter, wenn du die Häuser entlang schreitest, Gasse aus, Gasse ein, nur daß es nicht in allen Gassen gleich ist, sondern in einer mehr, in der andern weniger.

Diese Auslagen sind die lockendsten Mittel des Luxus und der Eitelkeit, darum stehen auch von Stunde zu Stunde die kompetentesten Richter davor und urteilen oder suchen sich aus oder wünschen sich wenigstens. Mit welch traurigem Gesichte steht oft die arme Magd vor einem ganzen Berge von den farbenflammendsten Stoffen und verzweifelt fast, dies oder jenes Stück Seidenzeug endlich mit nach Haus nehmen zu können.

Was die Ankündigungen betrifft, so ist die Hauptniederlage derselben hierorts die Wiener Zeitung, wo hinter dem politischen und Amtsblatte die bunte Schar der Anzeigen folgt, und oft in der droligsten Nachbarschaft.

Außer den Zeitungen bringen die Straßenecken in riesigen Buchstaben aller Farben, vorzüglich aber rot, auf torgroßen Anklebezetteln die dem Publikum nötigen Kenntnisse zur Ansicht, und an manchen Stellen sind große Mauerstücke von oben bis unten beklebt. In neuester Zeit hat sich gar eine eigene Ankündeanstalt zusammengetan und schlägt ihre Zettel auf dunklen Holztafeln auf, was recht elegant und nett aussieht. Auch in den Auslagekästen liegen nun bereits geschriebene oder gedruckte Zettel, die vor der Hand aber noch nichts als den Namen und manchmal den Preis der Sache enthalten. Wer aber weiß, was auch noch aus diesem Industriezweige werden kann, und ob wir nicht einmal auf derlei fliegenden Blättern die ganze Biographie der Warenartikel werden lesen können! Bis dahin wird ausgelegt, angekündigt, gekauft und verkauft nach Herzenslust; der Verkäufer gewinne, der Käufer sei entzückt, so ist beiden geholfen, und niemand kann dies freundlicher wünschen als der Verfasser dieser Zeilen, der nie etwas kauft, als was ihm unendlich gefällt und es dann immer spottwohlfeil findet. Die Seinigen zu Hause mögen dann lachen, so viel sie wollen, er ist zufrieden und wünscht dem ganzen kaufenden Publikum von Herzen dasselbe.

Adalbert Stifter

Zwei Szenen aus Friedrich Lists Leben

Ganz aus Kleinem beginnt das Gewaltige. Ein kleiner Weißgerberlehrling vermochte am Schluß seines Lebens in Kontinenten zu denken, aber es sind ihm nur wenige darin nachgefolgt.

1. In Reutlingen 1805

Im Hause des Stadtrats und Gerbermeisters List zu Reutlingen in Württemberg herrscht Familienkummer. In dem ernährenden Geschäft, das in dem fruchtbaren Land Württemberg guten Ruf besaß, war bereits der älteste Sohn Johannes. Der Friedrich sollte auch hinein; hätte er sich dem väterlichen Wunsch gefügt, wäre alles in schönster Ordnung gewesen. Aber für uns war es besser, daß er keine Lust dazu hatte.

„Seht, liebe Freunde“, sprach der stattliche Vater List recht übel-launig zu seinen Verwandten und Freunden, die er um sich versammelt hatte, „jetzt könnt' mein Fritz bald sein Gesellenstück machen und auf Wanderschaft gehen wie seine Vorfahren und wie es sich für einen ehrlichen Reutlinger gebührt, der weiß, daß er der Ehre seiner Vaterstadt zu leben hat. Statt dessen kann er aber noch immer nicht mehr, als ein schlechter Lehrling bei mir gemeinhin in einer Woche lernt.“

„Ich hab's gleich gesagt“, erklärte die Mutter, „es war dein Fehler, daß du zu schnell den Glauben an ihn verloren hast.“ Sie wandte sich an die Vettern: „Er hat ihn aus der Werkstatt gewiesen.“

„Sollte ich mir mein Handwerk stören lassen?“ fragte der Vater erbost, der nicht gern Unrecht auf sich sitzen ließ. „Hat der Fritz nicht letzthin nächtlich der Frau Bürgermeister die Tafel vor der Haustür aufgerichtet ‚Hier ist ein böses Weib wohlfeil zu verkaufen?‘ Diese Tat war der Tropfen gewesen, der, wie man sagt, ein Faß zum Überlaufen bringt.

„Der Fritz, verehrte Freunde und Vettern, ist von mir erst gebüßt worden, als er meine Gehilfen und Lehrbuben zur Revolution hat treiben wollen!“ „Du hättest deinem Fritzle öfters die Hosen spannen müssen“, erwiderte die in ihrer Art schlagfertige Frau List. Da mußte nun aber der belebte Eheherr doch, ungeachtet seiner Betrübnis, sie pfiffig ansehen. „Warum hast denn du das nicht getan, wenn du es für richtig gehalten hast?“ fragte er.

„Soviel aus eurer betrüblichen Uneinigkeit zu entnehmen ist“, begann einer der Gevattern würdig, „hat der dicke Bub seit drei Jahren nichts Rechtschaffenes getan. Ich frage: was treibt der Fritz den ganzen Tag?“

„Herr Gevatter Vizebürgermeister“, antwortete der Vater und füllte von neuem die Gläser, „der Fritz liegt unter Bäumen und liest Geschichten von Fahrten in die Welt und dergleichen, oder er stellt mit einer Mulde erforderische Versuche im Teich an, um sich, wie er sagt, in der Ruder Kunst und Schiffahrt auszubilden.“

„Im Winter gibt es keinen Baumschatten, kann er nicht unter den Bäumen liegen, auch ist der Teich zugefroren, Herr Gevatter Stadtrat“, antwortete streng der ehemalige Vizebürgermeister, der noch immer darüber beleidigt war, daß ihn das niedere Volk von Reutlingen vor ein paar Jahren gezwungen hatte, von seinem Amt zurückzutreten; er war jetzt nur mehr Stadtrechner. „Ich frage also, was treibt der Fritz im Winter?“

Die Eltern sahen sich an und schwiegen; aber es geschah, daß sich der Herr Stadtpfarrer vernehmen ließ: „Da läuft er auf die Tanzböden.“

„Warum gleich so häßlich sprechen“, verwies vorwurfsvoll der Vater, „er geht doch brav in die Kirch?“

„Und ist dort auch hinter den Mädle her“, fuhr der Pfarrer fort.

„Es ist klar, euer Fritz muß studieren!“ entschied der Gevatter Vizebürgermeister. „Er hat das Zeug zu einem Studenten in sich. Genau so wie er benehmen sich die Herren Studenten in Tübingen.“ Das ehemalige stellvertretende Stadtoberhaupt fragte den Lehrer: „Wie ist denn das Köpfle vom Fritz beschaffen?“

„Ergebnest bemerkt, Herr Vizebürgermeister, für die lateinische Grammatik noch schlechter als übel begabt, jedoch die deutschen Aufsätze hat er frisch und lebendig geschrieben.“

„Wo ist er denn?“ fragte der Pfarrer.

„Heute versucht er es noch einmal in der Werkstatt“, gestand die Mutter. „Ruhe!“ befahl der ehemalige Vizebürgermeister, als der Hausherr auffahren wollte. „Frau Gevatterin, ich bitte um meinen Dreispitz. Es ist am besten“, klärte er auf, „das Gericht nimmt unerwarteten Augenschein.“

„Ja“, rief die Mutter, „sprecht mit ihm. Zu jedem Warum gibt's ein Darum. Ich glaub' an meinen Fritz.“

Würdevoll erhoben sie sich, verließen das Haus und schritten durch die Kramergasse dem oberen Stadttor zu.

Da der Wochenmarkt gerade zu Ende war, standen in langer Reihe die Karren und Wagen vor dem neuen kurfürstlichen Schlagbaum. Die Fuhrleute, die Korn und Früchte von den umliegenden Dörfern gebracht hatten, wurden von den württembergischen Soldaten geärgert. Es ging laut und böswillig zu, denn die Heimkehrenden hatten in den Gasthäusern kräftig getrunken.

Man hörte die Echaz bereits rauschen. Die Papiermühle stampfte, der Eisenhammer und die Pulvermühle machten Lärm. An der Weißgerber-Walke vorbei schritt die „Kommission“ Lists Werkstatt zu. Am Wasser war niemand zu sehen, niemand schwenkte darin Felle; aber mächtiges Gelächter scholl dafür aus dem offenen hözernen Bau mit dem Pultdach, und davor stand Johannes, der Erstgeborene, mit verschränkten bloßen Armen und zusammengekniffenem Mund. Er grüßte kaum den Vater und die anderen Herren, sondern machte mit dem Kopfe einen zornigen Ruck nach rückwärts, der hieß: Hört euch das einmal an!

Sie lauschten und vernahmen des Fritz helle, kräftige Stimme: „Nur so ein Hirschfell hat der Robinson gehabt auf seiner einsamen Insel. In das hat er mit einem spitzen Knochen vom Hirsch Löcher gebohrt und mit einem anderen Knochen, den er an Steinen geschärft gehabt hat, hat er sich dann sein Gewand zusammengenährt.“

„Er hat doch keinen Zwirn gehabt und keinen Faden?“ hörte man einen der Gehilfen einwenden.

„Den hat er aus den dünnen Sehnen vom Hirsch gemacht. Und jetzt, paßt auf, ich bin der Indianer, der ihn nächtlich überfällt: Huuuuiiiii!“ Schallendes Gelächter folgte dem grauenvollen Brüllen des Reutlinger Indianers, der Lärm riß jäh ab, es war Stille: vorwurfsvoll stand in der aufgerissenen Tür Vater List und befahl: „Zu mir, Fritz! Und wenn ihr anderen noch einmal Schabernack während der Arbeitszeit treibt und feiert, dann zeig' ich's dem Zunfthaus an. Himmel! Herrgott! Kreuzsakrament! Nichts für ungut, Herr Pfarrer.“

Mächtig und emsig begann das Schaben auf den Fellen und gleich darauf lebhaftes Plätschern der ins Wasser geschlagenen und darin hin- und hergeschwungenen Häute.

„Weißt du, was man dir tun sollt?“ fragte der Vater.

„Nein“, antwortete gemacht harmlos sein kurzgewachsener zweitgeborener Sohn.

„Rechts und links sollt' man dir eine herunterhauen.“

„Das wäre vortrefflich“, stimmte mit tiefer Stimme der Gevatter Vizebürgermeister zu.

„Was wollen die Herren?“ erkundigte sich Fritz und zwinkerte unsicher mit den Augen.

„Sag mal“, fragte der Pfarrer, „hast du dafür gar kein Verständnis, wie sehr du mit deinen Kindereien deinen Herrn Vater kränkst und ihm im Ansehen und Handwerk Abbruch tust?“

Erschrocken und sorgsam betrachtete List seines Vaters Gesicht.

Was war los? Warum besuchten sie ihn hier so feierlich? Sein trotziger Knabenmund zuckte. Hastig, zu jedem Streit bereit, strich

er sich die braunen Haare zurück, die ihm unordentlich in die Stirn hingen, aber seine großen blauen Augen verrieten etwas Besorgnis.
„Ich hab' doch bloß Geschichten erzählt.“

„Und dazu gibst du dich her, in dieser Zeit, als Sohn eines zünftigen Meisters?“

„Vater, du mußt deine Werkstatt von Maschinen treiben lassen. Wie die Mühlen, weißt du, die werden auch von Rädern getrieben. Im letzten Volkskalender steht, daß in England eine Maschine erfunden worden ist, mit der man alles machen kann. Da braucht man dann gar nichts mehr zu arbeiten.“

Sie sahen den kleinen, dicken Kerl an, als wäre er von Sinnen.

„Wenn in Reutlingen lauter solche Maschinen aufgestellt werden, dann braucht man nicht mehr den ganzen Tag im kalten Wasser herumzuplantschen.“

„Halt gefälligst dein Maulwerk!“

Dieser Hinweis paßte Fritz durchaus nicht, er war außerdem bereits durch das auffällige Benehmen der Gevattern beleidigt und begann zu ahnen, um was es ging.

„Hat man zuerst nicht alles mit der Hand schreiben müssen“, fragte er gänzlich uneingeschüchtert, „wird jetzt nicht das meiste gedruckt? Zuerst hat man das Leder über Land getragen, dann auf Saumtiere geladen; jetzt haben wir Straßen, und seit das Rad erfunden wurde, fahren die Wagen . . .“

„Wirst du endlich deinem Herrn Vater gehorchen, du Lümmel?“

Fritz kehrte mit seiner Nasenspitze die Wolken, am liebsten hätte er aus Wut geheult; aber da er „erwachsen“ war, senkte er den Kopf und trottete gehorsam mit.

Stumm ging's an den hohen Stadtmauern vorbei; kein weiteres Wort wurde verschwendet, bis man wieder in der Gasse war, in die die Marienkirche jetzt gewaltige Schatten warf. .

„Wenn ich als Ältester wie früher in unserem städtischen Parlament das Wort nehmen darf“, hob der ehemalige Vizebürgermeister an, „dann gehtet meine Meinung dahin, lieber Gevatter Senator, daß dein zweiter Sohn, verzeih' die Härte meiner Rede, für den ehr samen Handwerkerstand verdorben ist.“

Eine schwere Pause.

„Aber ich kann dir und deiner Ehefrau das Lob mit allem Recht beimessen, daß ihr vortreffliche Haushälter seid und am Mißgeschick mit eurem Fritz keine persönliche Schuld tragt.“

Vater List wußte, daß die Art der Zunftstuben, die die ehemaligen Reichsstädter von ihrer Selbstverwaltung her im Blute trugen, stets vor ernstlichem Eingreifen die Spende tröstlichen Lobes vorschrieb. Er nahm die Anklage, die ihm verhüllt dargeboten wurde, ergeben entgegen.

„Aber es ist nicht von der Hand zu weisen: der Fritz muß aus unserem ehrenhaften Reutlingen entfernt werden.“

Der Mutter, die sich von dieser Sitzung ausgeschlossen hatte und lieber an der Türe horchte, geriet das Herz in den Hals: Also doch? Wenn schon, dachte wegwerfend der Beschuldigte, der von der anderen Seite an einer Türe lauschte, Weißgerber werd' ich auf keinen Fall! Doch er mußte schlucken.

„Es gibt Überlegungen des Herzens und der Ökonomie, die uns zu leiten haben“, stelzte in der Ehrenstube die Stimme des Gevatters weiter, „die erste verlangt Glück und die zweite zureichendes Auskommen.“ Diesen Gedanken fand Fritz gut.

„Ordnung und Ruhe muß der Bursch' vor allem haben. Erfahrungs-gemäß geschieht das auswärts besser als im Elternhaus. Darum geht mein Vorschlag dahin, ihr Herren, daß sich alle günstigen Berater mir anschließen müssen, wenn ich kraft des Vorsitzes entscheide: der Fritz wird Schreiber.“

Große Stille im Zimmer und hinter den Türen.

Sonst verachteten sie doch die kurfürstlichen Schreiber? dachte verwirrt die Mutter. Mein Fritz soll, weil er zu lebhaft ist, den ganzen Tag in einer Stube sitzen? Ach, die Männer haben doch alle kein Hirn. Sie stellte ihre Mitarbeit ein, aber ließ reichlich die Tränen fließen.

Hm, überschlug List an der Türe gegenüber, Schreiber verdienen heutzutage viel Geld, da kann ich mir alle Bücher kaufen, die ich will. Als Schreiber habe ich überall Zutritt. — Nicht übel der Gedanke.

„Ungeachtet, daß die Schreiber unseres uns aufgezwungenen Landesherrn des gebildeten Tons eben so oft ermängeln wie der genauen Kenntnis unserer überlieferten ehrwürdigen, altdeutschen Verhältnisse, so sage ich: es kann nur besser werden, wenn wir diesen Stand veredeln durch Hineinsendung unseres vornehmen deutschen, reichsstädtischen Blutes. — Im Namen Gottes, Amen.“

Wieder war tiefes und langes Schweigen.

„Das Wichtigste ist“, meinte der Pfarrer, „daß der Fritz in die Lehre eines gottesfürchtigen Mannes gerät. Die heutige Jugend hat beträchtliche Neigung zur Oberflächlichkeit.“

Fritz sah durch das Schlüsselloch, daß der Subrektor, natürlich zustimmend, nickte.

„Kennst du jemanden, Gevatter, der dieser Forderung entspricht?“ Mit Genugtuung empfand Fritz, daß sein Vater sehr traurig sprach. „Der richtige Mann ist der Stadt- und Amtsschreiber zu Blaubeuren. Er ist mir durch den Verkauf reichlicher Holzlieferungen verbunden, den ich ihm des öfteren bewirkt habe. Ich bin überzeugt, er wird den Fritz, bei näher auszubedigendem Lehr- und Kostgeld, in seine Schreibstube aufnehmen, wenn du ihn durch ein gutes Geschenk und durch das Versprechen, solches zu wiederholen, lecker machst.“

„Ich will alles Nötige gern opfern“, sprach der Vater dumpf.

„Und wenn er sich bewährt“, tröstete der Pfarrer, „dann kann der Fritz auch so Karriere machen. Es sind schon aus dem Schreiberstand Geheimräte und sogar Minister hervorgegangen.“

Geräuschlos lachte der Horcher vor sich hin; das ist ein guter Weg. Wenn ich Minister bin, laß ich alle, die mich verhauen haben, auf dem Hohen Asperg einsperren! —

Die Nachricht, daß der dicke König von Württemberg Krieg führen würde, diesmal aber an Kaiser Napoleons Seite, wurde vom Polizeidiener ordnungsgemäß ausgeschellt und ausgerufen. Am Rathaus wurde der Befehl ausgehängt, der die neuerliche Aushebung von Rekruten aus Reutlingen anordnete.

Vater List ließ seinen alten Schimmel satteln und ritt, von großer Sorge gedrängt, nach Blaubeuren. Ein Schreiber konnte, wenn er tüchtig war oder sein Prinzipal es von ihm behauptete, vom Heeresdienst befreit werden. Auf allen Straßen zogen französische Truppen. Überall wurde mächtig geschimpft und viel Wein getrunken; die an den Schlagbäumen waren noch größer als sonst, die Handwerksburschen marschierten wie auf einen geheimen Befehl hin alle der Schweiz zu, um sich den Musterungen zu entziehen.

„Es wird mächtig zu tun geben“, ließ sich der Herr Stadt- und Amtsschreiber unter seiner gepuderten Perücke hervor seinem Gast aus Reutlingen gegenüber vernehmen. „Die Anweisung aus Stuttgart ist bereits da, Kriegsabgaben einzuhaben. Den Bauern habe ich schon befohlen, unseren Verbündeten Vorspanndienste zu leisten und Heu oder Stroh zu liefern. Also, wenn der Herr Senator noch drei Goldstücke darauf legt, da kann Er mir seinen Sohn schicken, ich werde aus ihm ein tüchtiges Geschöpf machen.“

„Hier sind vier Goldstücke, Herr Amtsschreiber, aber mein Fritz neigt etwas zur Unordnung . . .“

„Das macht nichts. Ich lasse den Vertrag sogleich in meiner Amtsstube ausfertigen. Die Gebühren bezahlen Sie mir. Sie betragen zehn Gulden; die Frau Stadt- und Amtsschreiberin dankt Ihnen durch mich für das Fäßlein Butter, das allerdings bei meinem großen Hausstand nicht lange zureichen wird.“

„Ich will die Aufmerksamkeit gern und oft wiederholen, Herr Oberamtsschreiber, wenn Sie mir meinen Sohn gut ausbilden.“

„Die Abmachungen über das Kost- und Lehrlingsgeld sind getroffen“, entgegnete der Stadtschreiber, „die Gebühren für diesen Vertrag berechne ich mit drei Gulden, die Sie am besten gleich mit auszahndigen.“ „Gern; hier, Herr Amtsschreiber.“

Fritzens nunmehriger Prinzipal zeichnete den Weißgerbermeister mit einem Händedruck aus. Verschlafen schlug die Uhr vom Kloster an. Erleichtert ritt Vater List wieder an den Schlössern, Ruinen und Klöstern vorbei heimwärts. Er war zufrieden, er hatte seinem Fritz gedient und war nicht von der Wahrheit abgewichen; denn die Wahrheit war ihm das Wichtigste.

So etwas vererbt sich!

In Reutlingen nahm die Mutter ihren Fritz ganz dicht in ihre Arme und flehte:

„Mein lieber Bub, vergiß nie, daß du eine Mutter hast, die eine deutsche Reichsstadt ein ist. Laß dir das Richtschnur sein!“

Er hat sich immer daran gehalten.

2. Im Blockhaus am Schuykillkanal 1830

Von allen Seiten knallten Sprengschüsse, lärmten Spitzhaken. Siebzehnmal war schon die neue Schienenstrecke dem reißenden Waldstrom abgewonnen. Krachend und rauschend sanken rundum die hohen, jahrhundertalten Bäume nieder. Ein Heer aufgescheuchter Vögel, die ihren Schutz verloren, kreiste aufgeregt schreiend in der Luft.

Wie gut dem Einwanderer aus Reutlingen dieser Lärm tat; er paßte zu seinem Innern. Er saß vor seiner Holzhütte und überlegte:

In Russland ist Aufstand; die Polen wollen sich selbständig machen; die Griechen haben es bereits getan. In Holland ist Revolution, die Belgier machen sich frei, in Kassel waren Tumulte, in Braunschweig haben sie das Residenzschloß angezündet, den alten Herzog verjagt. In Paris ist die Kammer aufgelöst... Mit fahrgen Fingern schob er die Korrespondenz des Handels-Vereins, die ihn über das Meer begleitet hatte, zur Seite. Noch immer „verhandelten“ daheim die Bürokraten. Er legte die Landkarte Europas vor sich hin, in dem noch keine Eisenbahn fuhr, und zeichnete die Eisenbahnkarte Deutschlands: Je eine Linie von Hamburg nach Bremen und Lübeck und Berlin, von dort nach Stettin, nach Breslau und Thorn, von dort nach Danzig, ferner über Wittenberg nach Leipzig, von dort nach Dresden und Prag. Über Weimar, Gotha nach Frankfurt, von dort über Darmstadt und Mannheim nach Karlsruhe. Von hier nach Basel, zum Anschluß an die

Schweiz. Eine andere über Stuttgart, Ulm und Augsburg (von dort fuhr ein Strich zur Grenze nach Lindau ab) nach München. Von da über Nürnberg und Bamberg nach Gotha zurück. Von Leipzig über Halle nach Magdeburg, über Braunschweig, Hannover nach Köln.

Die Poststraßen und Zollgrenzen kümmerten ihn nicht, auch über Flüsse und Gebirge hinweg zeichnete er, ohne zu zögern, mit der Sicherheit eines Traumwandlers, die Hauptlinien, die nach seinem Plan unverändert, als er tot war, gebaut wurden, auf denen heute wir und unsere Güter rollen.

„Da werden sie fahren“, murkte er und hielt das Blatt weit ab vor sich in die Luft und betrachtete es. „Ich werd' euch antreiben, ich werd' euch schon einigen. — Freu' dich, Metternich!“

Er sah in der Nähe des reichen so wagemutig erschlossenen Anthrazitbergwerkes die Heerschar der hölzernen Unterkunftsbaracken rundum, in denen die Arbeiter wohnten, die wie kribbelnde Ameisen die Berge und Täler bedeckten. Kreischen: einer schärftet tief unter ihm sein Stahlwerkzeug auf einem Schleifstein, der dreitausend Meilen über das Meer bis hierher gereist war.

So bleibt es nirgends.

Glatt wie der Ozean sind die Eisenbahnschienen, aber sie hebt kein Sturm und keine Welle. Er zog eine Orange aus der Hosentasche, die dadurch wieder Möglichkeit zu einer rechtmäßigen Form gewann, und begann gierig die Frucht auszusaugen. Von neuem schloß sich der Kontakt: In Reutlingen ist diese italienische Frucht teurer als hier — wenn das kein Unsinn ist! In Paris sind dauernd Demonstrationen der Arbeiter mit den Schreien „Arbeit und Brot!“ Ihn blendete und warf schier hintenüber der Ansturm seines Blutes durch das seherische Traumgesicht, das vor ihm stand:

Durch Deutschland rollten Züge, verwirrt hockten die Perücken an ihren Konferenztischen, hilflos standen die Zollbüttel, die Züge brausten über die Grenzen hinweg! Menschen aller Länder saßen darinnen und winkten und riefen sich zu, besuchten sich, lernten sich kennen. Wo blieb die Absperrung...?

Er schrie auf, es war zuviel.

„Die Menschheit ist unterwegs!“

Mit schmerzlicher Dankbarkeit, zärtlich Abschied nehmend, blickte er die Täler und Hänge entlang. Ihr gabt mir Wissen und Klarheit, ich schulde euch Dank, aber ihr seid nicht meine Heimat!

Er erhob sich, als zögen ihn unsichtbare Stricke hoch. Langsam, ohne es zu wissen, begann er die Arme zu bewegen, er schwang sie hoch und höher und dirigierte wie ein Konzertmeister, der ein unterirdisches Orchester leitet, das, gewaltig anschwellend, einstweilen nur ihm vernehmbar, musiziert.

Walter von Molo

F Ü N F T E R T E I L

Haushalt-Uhr

Der Mond, der scheint,
das Kindlein weint;
die Glock' schlägt zwölf,
daß Gott doch allen Kranken helf!

Gott alles weiß,
das Mäuslein beißt;
die Glock' schlägt eins,
der Traum spielt auf dem Kissen dein.

Das Nönnchen läut'
zur Mettezeit;
die Glock' schlägt zwei,
sie gehn im Chor in einer Reih'.

Der Wind, der weht,
der Hahn, der kräht;
die Glock' schlägt drei,
der Fuhrmann hebt sich von der Streu.

Der Gaul, der scharrt,
die Stalltür knarrt;
die Glock' schlägt vier,
der Kutscher siebt den Haber schier.

Die Schwalbe lacht,
die Sonn' erwacht;
die Glock' schlägt fünf,
der Wandrer macht sich auf die Strümpf'.

Das Huhn gagackt,
die Ente quackt;
die Glock' schlägt sechs,
steh auf, steh auf, du faule Hex!

Zum Bäcker lauf,
ein Wecklein kauf;
die Glock' schlägt sieben,
die Milch tu an das Feuer schieben!

Tu Butter nein
und Zucker fein;
die Glock' schlägt acht,
geschwind dem Kind die Supp' gebracht!

Volksgut

Häusliche Epistel

Die Mädchen sind gut und machen sich gerne

— Ihr könnt' es mir glauben —

was zu schaffen. Da gib nur dem einen die Schlüssel zum Keller,
daß es die Weine des Vaters besorge, sobald sie, vom Winzer
oder vom Kaufmann geliefert, die weiten Gewölbe bereichern.
Manches zu schaffen hat ein Mädchen, die vielen Gefäße,
leere Fässer und Flaschen in reinlicher Ordnung zu halten.
Dann betrachtet sie oft des schäumenden Mostes Bewegung.
Unermüdet ist sie alsdann, zu füllen, zu schöpfen,
daß stets geistig der Trank und rein die Tafel belebe.
Laß der andern die K ü c h e zum Reich! Da gibt es, wahrhaftig,
Arbeit genug, das tägliche Mahl durch Sommer und Winter
schmackhaft zu bereiten und ohne Beschwerde des Beutels.
Denn im Frühjahr sorget sie schon, im Hofe die Küchlein
bald zu erziehen und bald die schnatternden Enten zu füttern.
Alles, was ihr die Jahreszeit gibt, das bringt sie bei Zeiten
dir auf den Tisch und weiß mit jeglichem Tage die Speisen
klug zu wechseln, und reift nur eben der Sommer die Früchte,
denkt sie an Vorrat schon für den Winter. Im kühlen Gewölbe
gärt ihr kräftiger Kohl und reifen im Essig die Gurken;
gerne nimmt sie das Lob von Vater und allen Geschwistern,
und mißlingt ihr etwas, da ist's ein größeres Unglück,
als wenn dir ein Schuldner entläuft und den Wechsel zurückläßt.
Eine Schwester besorget den G a r t e n, der schwerlich zur Wildnis,
deine Wohnung romantisch und feucht zu umgeben, verdammt ist,
sondern in zierliche Beete geteilt, als Vorhof der Küche,
nützliche Kräuter ernährt und jugendbeglückende Früchte.
Hast du der Töchter noch mehr, die lieber sitzen und stille
weibliche Arbeit verrichten, da ist's noch besser; die N a d e l
ruht im Jahre nicht leicht: denn, noch so häuslich im Hause,
mögen sie öffentlich gern als modische Damen erscheinen.
Wie sich das Nähen und Flicken vermehrt, das W a s c h e n und
hundertfältig, seitdem in weißer arkadischer Hülle [B ü g e l n,
sich das Mädchen gefällt, mit langen Röcken und Schleppen
Gassen kehret und Gärten und Staub erreget im Tanzsaal.
Wahrlich, wären mir nur der Mädchen ein Dutzend im Hause,
niemals wär' ich verlegen um Arbeit!

Johann Wolfgang Goethe

Eurykleia, die treue Schaffnerin im Hause des Odysseus

1. Die Sorge um den Sohn des Hauses

Und Telemachos ging in die weite
Vorratskammer des Vaters, wo Gold in Haufen und Erz lag,
Zeug und Gewand in Truhen verwahrt und die duftende Fülle
lauteren Öls. Auch standen daselbst die Krüge des alten,
auserlesenen Weins und bargen die göttliche Labung,
längs der Wand in Reihen gestellt, wenn wirklich Odysseus
wiederkäm' und hätte der Leiden viel überstanden.

Breit, mit doppelten Flügeln, verschloß die sichere Pforte
immer den Raum, bei Tag und Nacht von der Alten behütet,

E u r y k l e i a ,
die dies alles mit klugen, erfahrenen Sinnen versorgte.

Aber Telemachos rief sie herein und redete also:

„Mütterchen, schöpfe mir Wein, den süßesten außer dem einen,
den du bewachst und denkst in dir, es käme vielleicht doch
der Unseligste wieder nach Haus, der Göttergezeigte,
fülle mir gleich zwölf Krüge davon und schließe die Deckel!
Schütte mir Gerste sodann in die guten gedichteten Schläuche,
zwanzig Maße gemahlenen Schrots. Doch werde dies alles
ganz in der Stille besorgt und bleib ein strenges Geheimnis.
Dann, am Abend, nehm ich es mir, wenn oben die Mutter
schon zur Nacht ihr Lager gesucht und legte sich schlafen;
denn übers Wasser reis' ich nun, zur sandigen Pylos
und bis Sparta hinaus, ein Wort vom Vater zu hören.“

Sprach's, und es weinete laut die Wärterin Eurykleia,
weil sie solches vernahm, und rief mit Schluchzen und Seufzen:
„Sag', liebes Kind, wie kam dir nur solch Wagnis zu Sinne,
daß du uns hier verlässt und fährst durch alle die Länder
ganz alleine, mein Herz? Und ging doch also dein Vater
bei den fremden Gesellen zugrund, der große Odysseus.

Gehst du hier fort, so sinnen sie dir im Rücken ein Leides:
Wie sie dich töten mit List und teilen einander dein Erbe.
Bleib und sitz auf deinem Gehöft; was sollen da draußen
Wellen und Sturm dir Leid antun und treiben dich irre?“

Aber Telemachos sagte darauf verständigen Sinnes:

„Mütterchen, fasse nur Mut; mir kam nicht ohne die Götter
dieser mein Plan. Doch schwöre mir jetzt, du wirst es der Mutter
nimmer erzählen, bevor vielleicht zwölf Tage verflossen,
oder sie möchte mich sprechen und hört es, daß ich davonging;
daß sie doch nicht ihr schönes Gesicht durch Tränen herab bringt.“
Da er gesprochen, so schwur sie's ihm beim Namen der Götter.
Aber nachdem sie geschworen und alle Gebräuche vollzogen,
ging sie sogleich, den Wein in die Henkelkrüge zu schöpfen;
dann aber tat sie das Mehl in die guten gedichteten Schläuche.

2. Das Erkennen

Endlich — nach 20 Jahren — ist Odysseus in Bettlergestalt in seinen Palast heimgekehrt. Gastfreudlich will die Gattin Penelopeia den Fremdling baden, salben und neu kleiden lassen.

Da erwiderte ihr der bewanderte, kluge Odysseus:
„Königin, ehrbar Weib des Laertes-Sohnes Odysseus,
wahrlich, es sind mir Kissen verhaft und schimmernde Decken,
seit ich zuletzt den Schnee auf Kretas zackichten Gipfeln
sah und wandte mich ab und ruderte fort übers Wasser.
Laß mich liegen dahier wie sonst die schlummerberaubten
Nächte hindurch; ich lag gar oft auf schmählichem Lager
über die Nacht hin wach, die göttliche Frühe erwartend.
Auch ein Fußbad möchte mir nicht im Herzen gefallen;
und mir berührt nicht eine den Fuß von allen den Weibern,
welche dahier im Saal und Haus euch Dienende heißen,
außer, ihr habt ein Mütterchen hier, ein altes, vertrautes,
die, mir gleich an Jahren und Leid, schon vieles ertragen;
der vergönn ich vielleicht, den Fuß mir waschend zu halten.“

Da erwiderte ihm die sorgende Penelopeia:

„Lieber Gast —
wisse, mir lebt im Haus ein Mütterchen, wackeren Sinnes,
den Unseligen nährte sie und wartete seiner,
nahm in die Hand ihn auf, des Tags, an dem er zur Welt kam;
und so wasche sie dich, wiewohl sie schwach und betagt ist.
Auf! Erhebe dich nun, vielsorgende Eurykleia,
wasche den Altersgenossen des Herrn: denn freilich, Odysseus
ist vielleicht ein solcher bereits an Händen und Füßen:
jählings altert der Mann, den Not und Übel bedrängen.“
Sprach's. Und der Schaffnerin kamen die blanken Tränen geschossen;
und sie schlug die Hände vors Aug und jammerte kläglich:
„Weh, wie leid ich um dich, mein Sohn! Ja wahrlich, es hat dich
Zeus vor sämtlichen Menschen gehaßt, und warest so fromm doch!
Hat doch keiner dem Zeus, dem blitzaußsendenden Vater,
so viel Lenden verbrannt und gefällige Hundertopfer,
als du gabst und betestet stets, er möge dir später
ein verkläretes Alter und Lust am Sohne verleihen.
Nun aber schwand dir Einzigem ganz die Stunde der Heimkehr!“ —
Sprach's. Und die Schaffnerin holte sogleich den blinkenden Kessel,
goß fürs Fußbad Wasser hinein, die reichliche Menge,
kaltes zuerst und warmes hernach. Hingegen Odysseus
setzte sich rasch zu seiten des Herds, ins Dunkel gewendet;
denn er befürchtete gleich, das Mütterchen möchte die Narbe,
wenn sie ihn wünsch', erkennen, und flugs käme alles zutage.
Und sie kam und wusch ihren Herrn und kannte die Narbe
gleich auf der Stelle, die einst am Parnaß mit blinkendem Hauer

ihm ein Eber geschlitzt, auf Jagd mit Autolykos' Söhnen.
Da die Schaffnerin nun sein Knie beim Waschen betastet,
ward sie der Narbe gewahr, ließ los: so fiel des Odysseus
Fuß ins Wasser zurück. Das eherne Becken erdröhnte,
seitwärts übergeneigt. Es floß das Wasser zur Erde.
Lust und Leid ergriff sie zumal; und beide die Augen
füllten sich an mit Tränen, ihr stockte die glühende Stimme.
Und sie ergriff des Odysseus Kinn und sagte die Worte:
„Kindlein, liebes, du bist's, Odysseus, und ich erkannt dich
doch nicht eher, bevor ich nicht rings den Herren betastet!“
Sprach's und sandte den Blick zur Penelopeia hinüber;
denn sie wollt ihr zeigen den lieben Gemahl, der heimkam.
Der aber wandte Athene den Sinn auf andre Gedanken;
und sie sah und ahnete nichts. Hingegen Odysseus
griff mit der Rechten sogleich den Schlund der Alten und zog sie
mit der Linken nahe herzu und sagte die Worte:
„Mütterchen, willst du mich töten, nachdem du mich selber gesäugt
hier, an der eigenen Brust, und nun nach vieler Betrübnis [hast,
kehr ich im zwanzigsten Jahr nach Haus, ins Land meiner Väter?
Wenn dir jedoch ein Gott ins Herz gab, daß du mich kanntest,
schweig, daß keiner dahier im Haus dergleichen erfahre.
Denn, so sprech ich es aus; und also, wahrlich, geschieht es:
Gab erst Gott mir unter die Hand die trutzigen Freier,
schon ich auch dein, o Wärterin, nicht, wann immer hernach ich
hier in Saal und Gehöft die dienenden Weiber erwürge.“
Da erwiderete ihm die sorgende Eurykleia:
„Kindlein, lieb's, welch Wort entfloß dem Zaun deiner Zähne!
Weißt du doch selbst, mir ward ein unerschütterlich Herze:
Stumm, wie Eisen und Stein verwahr ich innen die Kunde.
Nun aber hör ein ander Wort und wahr's in der Seele.
Zwang erst Gott in deine Gewalt die trutzigen Freier,
nenn ich im Haus dir jegliche dann der dienenden Weiber,
welche dir Schande gemacht, und welche sich wacker gehalten.“
Da entgegnete ihr der bewanderte, kluge Odysseus:
„Mutter, es wäre vergebliche Müh, mir alle zu nennen,
denn ich schau und merke mir wohl, was jegliche tauge. —
Du aber wahre den Mund und laß das andre den Göttern!“
Sprachs', und die Schaffnerin ging vom Saal und holte fürs Fußbad
ihm frisch Wasser herein; das alte war alles vergossen.
Da sie ihn aber gewaschen und wohl mit Ole gesalbet,
rückte Odysseus gleich den Stuhl zum wärmenden Feuer
gegen den Herd. Das Lumpengewand verhüllt die Narbe.

Aus Homers „Odyssee“
in der Übersetzung von Rudolf Alexander Schröder

*Ein edles Beispiel
macht die schweren Taten leicht.
(Goethe)*

Jane Addams — ein großes Vorbild für die Jüngerinnen und Jünger der sozialen Berufe

1. Die Wohnungsfrage

Ein sechsjähriges kleines Mädchen, wohl behütet am Rande der Stadt aufgewachsen, kommt auf einem Gang mit dem über alles geliebten Vater zum erstenmal in das Armenquartier der Stadt. Bestürzt überhäuft es den Vater mit Fragen, warum die Leute in so entsetzlichen Häusern und so dicht beieinander leben. Auf seine Antwort erklärt es mit Bestimmtheit, wenn es groß wäre, so würde es in einem großen Hause wohnen, wie das jetzige väterliche, aber es würde es nicht zwischen andere große schöne Häuser setzen, sondern mitten zwischen elende Häuser wie diese hier.

2. Das Wagenrad

Dasselbe Kind, früh mutterlos, lebenswach und verträumt zugleich, träumt Nacht um Nacht denselben seltenen Traum. Die ganze Welt ist tot außer ihr selbst, und auf ihr ruht die Verantwortung, ein Wagenrad zu machen. „Ich stand immer auf demselben Fleck in der verlassenen Schmiede, dunkel sinnend, wie ich beginnen solle, und nie wußte ich, wie, obgleich mir klar war, daß die Geschäfte der Welt nicht wieder in Gang gebracht werden konnten, bis wenigstens ein Rad gemacht wäre und jemand den Anstoß gäbe...“ Am Tage drauf stiehlt sie sich in das Tor der Schmiede und beobachtet heimlich, was vorgeht, sich den Hergang einprägend, so gut sie kann.

3. Der Müllerdaumen

Die zehnjährige Tochter des Mühlenbesitzers Addams im Staat Illinois kannte keinen größeren Ehrgeiz als — einen „Müllerdaumen“ zu erlangen wie er durch lebenslängliches Durchfühlen des Mehls auf seine Qualität in der Reibung zwischen Daumen und Zeigefinger entsteht. Dies Stückchen Wirklichkeit wird dem, der ihr späteres Wirken kennt, zum Symbol für ihr Wurzeln in der Arbeit des Alltags, an der sie sich ihr Teil nie nehmen ließ, und für ihre geistige Sauberkeit bis ins letzte, die sie kein Wort hinausgehen, keine Angabe weitergeben ließ, die sie nicht aufs genaueste auf Gehalt und Richtigkeit durchgeprüft hätte.

4. Das wahre Weltbürgertum

Unvergeßlich bleibt Jane der Anblick des Vaters, als sie, noch nicht zwölfjährig, ihn eines Tages in feierlich ernster Haltung mit einer Zeitung in der Hand in seinem Zimmer findet. Auf ihre wißbegierige Frage erfährt sie, Mazzini sei gestorben. Wer ist das? Und als sie mehr erfährt, will es ihr unlogisch erscheinen, da der Vater ihn doch nicht gekannt habe; sei er ja auch kein Amerikaner gewesen, wie könnte man da um ihn trauern. Bis als Ergebnis des Gesprächs, später wie ein Vermächtnis bewahrt, sich ihr Eines heraus schält: ein Gefühl für die echte Verwandtschaft zwischen Menschen gleicher Sinnesart und gleichen hohen Strebens, über alle Unterschiede der Sprache, Nationalität und Konfession hinweg! Ein ahnendes Wissen darum, daß diese Dinge für nichts zählen zwischen Menschengruppen, die für Freiheit kämpfen, sei es, wie Mr. Addams, für die Aufhebung der Negersklaverei in Amerika oder, wie Mazzini, für sein italienisches Vaterland. Wie plastisch mag ihr später auf diesem Goldgrund der Kindheitserinnerung in ihren historischen Studien das Bild des „Jungen Europa“ geworden sein, das Jünger Mazzinis von der Schweiz aus unter das Symbol der Brüderlichkeit unter den Völkern über alle Existenzkämpfe der einzelnen Staaten stellen wollten!

5. Jennie und George

Die Spielkameradschaft mit dem Stiefbruder George gräbt Jennie einen anderen Zug in ihr Kindheitsgedächtnis, dem später ungezählte Kinder von Chicago und darüber hinaus es danken dürfen, wenn ihnen Raum für ihre eigene Welt geschaffen wird.

Vom 12. bis zum 17. Jahre sind Jennie und George unzertrennlich, teilen miteinander Abenteuer in der Natur und frühen Forscherdrang, auch das erste Aufdämmern der jugendlichen inneren Schwierigkeiten und mehr noch die freien Spiele der Phantasie. Von einer Woche zur andern, von einem Sommer in den nächsten ziehen sich diese Spiele in und um die Mühlen des Vaters, durch die Gärten und Waldungen — Ritterdramen, Kreuzzüge und heimliche Altarbauten.

Die Erinnerung daran bricht auf in einem herzzerreißenden Mit gefühl, als sie später in Chicago beobachtet, wie die Großstadt kinder kein Fleckchen Raum für ungestörtes Spiel haben, und wird so brennend, daß sie nicht ruht, bis die Kinder von Chicago die ersten und mit der Zeit die schönsten öffentlichen Spielplätze Amerikas, vielleicht der Welt, ihr eigen nennen. Es war in ihr das tiefste Wissen Schillers, „daß der Mensch nur spielt, wo er in voller Bedeutung Mensch ist, und daß er nur da ganz Mensch ist, wo er spielt.“ Freilich — der Spielplatz genügt nicht; es muß die Zeit und die innere Freiheit zum Spielen vorhanden sein. In ihren

Anstrengungen, Einfluß auf die Gesetzgebung von Chicago und Illinois und später der amerikanischen Bundesregierung zu gewinnen, steht die Einschränkung der gewerbsmäßigen Kinderarbeit und die Einrichtung der ersten Jugendgerichte obenan. Die Nöte der Jugend sind Jane Addams zeitlebens besonders nahe gegangen. Unter ihren eigenen Schriften war ihr ein Buch von 1910 „Der Geist der Jugend in den Großstadtstraßen“ fast das liebste. Sie macht sich darin zum warmen Anwalt der viel gescholtenen Jugend, die, um Traum und Spiel betrogen, in oberflächliche Freuden gedrängt wird, weil die Fürsorge der vorangehenden Generation es nicht verstanden hat, ihren tieferen Bedürfnissen zu bieten, was not tut. In jeder Frau erhoffte sie für die Zukunft eine Sozialarbeiterin, sei es in Organisationen, sei es unmittelbar in der Nächstenhilfe...

6. Der Stierkampf in Madrid

Herangewachsen, voll heißen Dranges, in der Welt zu helfen, aber noch ohne sichtbaren Weg, vom Willen zur Tat zu gelangen, macht die 27jährige, die um ihrer Kränklichkeit willen das Medizinstudium hatte aufgeben müssen, eine Reise nach Europa. Am Ostersonntag 1888 besucht die kleine Reisegesellschaft zu fünf einen Stierkampf in Madrid. Die anderen verlassen angewidert das Schauspiel — Jane Addams, die Feinnervige, bleibt bis zuletzt und erträgt den Vorwurf, den man ihr macht. Sie kann in der Nacht darauf schwer einschlafen, die Eindrücke lassen sie nicht los, sie sucht sich klarzumachen, was die Menschen solche Lust an so grausamem Tun empfinden läßt; kommt es nicht darauf an, statt der Gewalt ganz andere Kräfte zu wecken? Muß man nicht damit anfangen, wo sie im Menschen durch wirtschaftliche Gedrücktheit am tiefsten gehemmt oder verschüttet sind? Und da steht plötzlich in ihren grübelnden Gedanken das Einwandererviertel von Chicago in ihrer Heimat vor ihr mit all dem Elend und der hilflosen Verlassenheit seiner entwurzelten Bewohner. Da ist eine Aufgabe; da kann ein Anfang gemacht werden, die edleren Regungen des Menschenherzens bloßzulegen und zu pflegen, so allmählich das Barbarentum zu zersetzen, das beim Stiergefecht unter der Tünche der Zivilisation zum Vorschein gekommen war.

Am Morgen beichtet sie ihrer Freundin Ellen Starr, die sofort versteht und einschlägt. Hier ist in dieser Stunde Hull House entstanden, das weltberühmte, weltenaufnehmende, weltenversöhnende „Settlement“ in Chicago.

7. Hull House

Dreierlei war der Gründerin klar: sie wußte, was für eine Art Haus, und sie wußte, was für eine Nachbarschaft sie wollte: ein geräumiges Haus in einem Immigrantenviertel mitten unter diesen Verlassenen; ihnen wollte sie der „gute Nachbar“

sein, der in der Erklärung Luthers zum nötigen „täglichen“ Brot gehört, weil sie landfremd, unterdrückt, von den Reichen ausgenützt waren. Eine Zufluchtsstätte für äußere und innere Not, eine Stätte des Austausches und wechselseitigen Lernens sollte es werden, wobei sie das, was sie lernte von den Männern mit der schwieligen Hand, von den Müttern mit ihrer steten Bereitschaft zum Darben für die Ihren, ihr Leben lang höher einschätzte, als was sie und ihre Mitarbeiter den andern aus dem Schatze ihres geistigen Reichtums zu bieten hatten.

Mitbegründerin wurde, wie sie in Madrid gelobt, die Malerin Ellen Starr. Gut, daß sie warteten, unermüdlich warteten, die Stadt immer neu durchquerten, um persönliche Fühlung mit den Menschen und Einrichtungen der Stadtverwaltung, der Industrie, der Wohlfahrt, soweit es solche damals schon gab, zu nehmen. Sie brauchten das Haus nicht zu bauen. Eines Tages standen sie davor. 800 Halsted Street stand es, groß, anspruchslos im Äußeren, zurückgezogen von der Straße, mit Platz zum Ausbau rundum, innen weiträumig und hell. Ein Bürger Chicagos, bekannt durch seine Güte zu Kindern und seine lebhaften Interessen für soziale Fragen und Strafreform, hatte es sich 1850 erbaut und war 1889 gestorben, eben als Jane Addams am Suchen war. Es wurde ihr zuerst vorübergehend, dann dauernd von den Erben anvertraut. Und es stand tatsächlich im Einwandererviertel, in einem der Elendsviertel, auf dessen Arbeitskräften zum Teil damals die blühende Industrie der Stadt aufgebaut war.

Ein Zentrum für soziales Leben bieten, erzieherische und philanthropische Unternehmungen einrichten und aufrechterhalten sowie die Lebensbedingungen der Arbeiterviertel untersuchen und heben, so bezeichneten die beiden Gründerinnen ihre Absichten bei der rechtlichen Eintragung ihres Heims in das amtliche Register. Und sie hielten, was sie versprachen. Schnell verschwand der Argwohn bei den ersten Besuchen in der Nachbarschaft; man fühlte die Aufrichtigkeit und Wärme, auch wo man den Willen noch nicht verstand. Bald fanden sich Gäste zu Mahlzeiten, zu Aussprachen ein, in kurzem war ein Kindergarten im Hause; soziale Forschung ergab sich aus dem, was den Mitarbeitern anvertraut wurde, wobei sich die Gesprächspartner nie als die Ausgefragten fühlten. Das Settlement stellt so einen Versuch dar, zur Lösung der sozialen und industriellen Probleme beizutragen, die durch die Lebensbedingungen einer modernen Großstadt geschaffen werden.

8. Der Kehrichtinspektor

Eine Kette wohlgeprüfter Beschwerden seitens Hull House über Mangel an Hygiene bei der Müllabfuhr endete damit, daß Jane Addams 1894 zum Städtischen Kehrichtinspektor ernannt wurde, das erstmal, daß eine Frau, ein damals noch nicht stimmfähiger Bürger,

eine solche Stellung innehatte. Sie war stolzer darauf, als auf die meisten Ehrungen, die ihr neben dem Friedens-Nobelpreis mit der Zeit zuteil geworden sind. Obwohl sie das Amt nur drei Jahre ausübte, hat sie es stets im „Who is Who“ in der Liste ihrer Tätigkeiten angeführt, ein kleiner Zug, der zeigt, wie vollauf und in jedem Sinne diese Idealistin in der Wirklichkeit wohnte.

9. Das sanfte Gesetz

Dem Übel nicht widerstehen hieß für sie, den physischen Widerstand verschmähen, um an das Tiefere, das Menschliche heranzukommen und es somit anrühren und erschließen zu können. Es war am Tage der Eröffnung der ersten Kunstausstellung in Hull House; sie wußte, daß ihre Nachbarn in die vornehmen Museumsviertel sich schwer verirrten, deshalb ließ sie die Kunst in rechter Auswahl zu ihnen kommen. Der Tag war reich besetzt, viele Pflichten riefen Jane Addams, die, wie gewohnt, auch an diesem Tage einige Stunden *Hausarbeit* selbst verrichtete. Ein paar Lausbuben läuteten plötzlich einmal ums andere an der Vordertür, um zu verschwinden, wenn die Besitzerin hinunterkommt. Trotzdem geht sie jedesmal aufs neue, ein krankes Kind in ihrem Arm, und jedesmal, so denkt eine Besucherin, ist die Gütige die Genarrte. In guter Absicht geht diese beim nächsten Klingelzug den Buben nach und fertigt sie handgreiflich ab, um Jane endlich zu schützen. Sie aber, als sie es erfährt, ist traurig darüber: „Sie haben meine Arbeit zurückgeschraubt“, sagte sie, „vielleicht um Jahre. Die Buben waren dabei zu lernen, was es heißt, dem Übel nicht mit Gewalt zu steuern.“

10. Die Schinkenärmel

Unsere Freundin hatte jung Tolstojs Schriften gelesen, sie fühlte dunkel eine innere Verwandtschaft mit ihm, bewunderte seinen für seine Lebensumstände unerhörten Versuch, in die richtige Beziehung mit der untersten Menschenschicht zu gelangen, aber die getreue innere Stimme, die sie fast nie im Stich ließ, warnte sie vor einseitiger Gefolgschaft. Auch hier muß sie, wie beim Stiergefecht in Madrid, zu Ende denken, selber sehen und urteilen. Das ist ihr eine Reise nach Rußland wert. Die Unterredung auf Jasnaja Poljana, dem Gut des Grafen, wo er seine Schule für die umliegenden Dörfer unterhielt, führte sicherlich in die Tiefe und hat beide bereichert. Charakteristisch für sie beide war dabei eine Bemerkung am Außenrande ihres Gespräches. Es war zur Zeit, als die Schinkenärmel „Mode“ waren. Tolstoj zupft an der Stoffüberfülle an Jane Addams' Arm. „Davon könnte man ein Kinderkleid machen“, sagte er und fragt, ob sie sich damit nicht dem „Volk“ entfremde. Nein, muß er erfahren, im Gegenteil, die Mädchen in ihrer Nachbarschaft in Chicago tragen weitere Ärmel als sie — unterstrichene Ablehnung der Mode würde eine Schranke zwischen ihr und ihnen aufrichten.

11. Quäkertum

1681 hat William Penn, der zum Quäker gewordene englische Admiralssohn, einem Robert Addams aus Oxfordshire in England ein Stück Land in der von ihm vorbereiteten Siedlung in Pennsylvania verliehen. Die Addams haben bis zu Janes Vater John Addams die Quäkertradition weitergeführt. Dieser selbst hatte sich von den kultischen Formen der Vorfahren gelöst und seinen Kindern die Wahl ihres Bekenntnisses nach erlangter Reife überlassen, aber er stand in der gleichen Gesinnung, und seine Tochter zählte sie zu den bestimmenden Mächten in ihrem Leben, mehr als die übrige Familie es haben wollte.

1918 schloß sie sich mit Freuden einer Quäkerdelegation an, die sich als Botschafter guten Willens nach Berlin begab. Es war eine Fahrt ins Ungewisse: die Berliner Bevölkerung in tiefster Niedergeschlagenheit, zerspalten in leidenschaftlichen Kämpfen für und gegen die Annahme des Versailler Friedens, für und gegen die neue republikanische Staatsform, noch vor wenigen Tagen zwischen den Gefahren des Einmarsches der Alliierten und des Ausbruchs erbitterten Bürgerkriegs hin- und hergerissen, das war die Situation in jenen Sommertagen. Am 6. Juli 1919 trafen über Köln die ersten englischen Quäker, am 7. Juli die amerikanische Delegation mit Jane Addams ein, die ersten Privatpersonen aus den Ländern der Alliierten mit offiziellen Pässen für Deutschland. Die Schreiberin dieser Zeilen, die im Kriege das Berliner Hilfswerk für die „Internierten Feinde“ geleitet hatte, konnte ihrer Botschaft des guten Willens die Wege ebnen helfen. Noch ohne bestimmte andere Absicht kamen sie, um durch ihr Dasein als „Nachbarn“ sich dahin zu stellen, wohin ihr Herz und ihr Rechtsgefühl sie wies, so wie einst die junge Jane Addams nach Halsted Street gekommen war — und sie wurden, nach erstem Befremden, verstanden erwarben Vertrauen, bauten Brücken und fügten Hände zusammen, wie es einst in Chicago geschehen war. Die unvergeßliche mehrjährige Hilfsaktion der Quäkerspeisung für 1½ Millionen unterernährter deutscher Kinder ist aus dieser ersten Erkundungsfahrt hervorgegangen!

12. Kindergarten und Negerviertel

Als dann 1928 die Verfasserin in Hull House ihren Gegenbesuch machen durfte, galt der erste Gang im Hause dem Kindergarten, der zweite den kunstgewerblichen Werkstätten der Kinder, den beiden Lieblingsschöpfungen der Gründerin. Nie vergesse ich, wie sie bei jedem Stück, das ich in der keramischen Werkstatt in die Hand nahm, etwas Charakteristisches vom Wesen des Jungen oder Mädchens zu erzählen wußte, das es hergestellt, das sich darin ausgedrückt hatte; wie sie sich der kleinen Unregelmäßigkeiten freute, die den individuellen Ursprung und Wert verrieten, und wie liebevoll ihre Hand noch einmal über die gebrannte Schale strich, die sie

mir schenkte, und die Gabe dadurch unbewußt zur Kostbarkeit machte, daß ich fühlte, sie trennte sich schwer davon, besser gesagt: sie trennte das Werkchen ungern von Hull House, dem sozialen Mutterboden, dem es entsprossen.

Und auf der Ausfahrt, für die sie sich einen ganzen Nachmittag freimachte, waren es zwei Komplexe von Chicago, die dem Gaste außerhalb der geliebten Nachbarstadt im Ausländerviertel von innen und außen zu zeigen ihr am Herzen lag: die Universität und das Negerviertel. Die Stätte der Forschung und des Wahrheitsdienstes, mit der Hull House immer mehr sich zu sozialpädagogischen Aufgaben verbunden hatte, und die Straßenzüge, in denen das Negervolk Chicagos, wenn auch nicht mehr zwangsmäßig dorthin verbannt, in der Gemeinschaft untereinander den Ausgleich für das suchte, was die Mehrheit der weißen Mitbürger ihm noch immer an menschlicher Brüderlichkeit versagte; beide dünkteten sie gleich geeignet, der Besucherin für die Mitschwestern auf dem europäischen Kontinent die Botschaft mitzugeben, wieviel noch zu tun bleibe — für Frieden und Freiheit.

13. Abschied

Vor ihrer Bestattung — 1935 — legten Arbeiter, die zu Tausenden ihr auf dem Wege zur Fabrik den letzten Gruß entboten, die Essenträger beiseite und standen andächtig dankbar vor ihrem Sarge. Einer von ihnen, ein Griech, als er hörte, daß sie nicht, wie er gemeint hatte, „von Staats wegen“ noch nach den Riten einer bestimmten Kirche begraben wurde, nickte beifällig. „Sie nicht ein Volk allein, sie nicht nur eine Religion“, sagte er in seinem gebrochenen Englisch. „Sie alle Völker, sie alle Religionen.“

Elisabeth Rotten

Wenn die Zeit erfüllt ist . . .

Wenn die Zeit erfüllt ist, in der dem Kind die gebührende Achtung geschenkt und seine unendlichen Möglichkeiten entwickelt werden, dann mag ein Menschentyp erstehen, für den es keiner Ermutigung zur Abrüstung und zum Widerstand gegen den Krieg bedarf, weil dann seine Natur so beschaffen sein wird, daß der Mensch den Zustand der Entwürdigung und der moralischen Verderbtheit nicht ertragen könnte, der die Teilnahme am Kriege möglich macht.

So müssen die Pflegerinnen und Erzieherinnen des Kindes der Stoßtrupp im Kampf für den Frieden werden!

Maria Montessori

Friede

Jeder hat's gehabt,
keiner hat's geschätzt,
jeden hat der süße Quell gelabt,
o wie klingt der Name Friede jetzt!

Klingt so fern und zag,
klingt so tränenschwer,
keiner weiß und kennt den Tag,
jeder sehnt ihn voll Verlangen her.

Sei willkommen einst,
erste Friedensnacht,
milder Stern, wenn endlich du erscheinst
überm Feuerdampf der letzten Schlacht.

Dir entgegen blickt
jede Nacht mein Traum,
ungeduldig rege Hoffnung pflückt
ahnend schon die goldne Frucht vom Baum.

Sei willkommen einst,
wenn aus Blut und Not
du am Erdenhimmel uns erscheinst,
einer andern Zukunft Morgenrot!

Hermann Hesse (Oktober 1914)

Die Magd

Ein grünes Kleid, ein rotes Blut —
wie eigen das im Herbste tut.

Es fegt im Mittagssonnenchein
die junge Magd die Stiege rein.

Die gelben Blätter haschen sehr
um ihren schnellen Besen her.

Sie lächelt leise vor sich hin,
als ging ihr etwas durch den Sinn.

So wie die Blätter, rasch und kraus ...
und lächelnd geht sie in das Haus.

Hermann Claudius

Unglückstag im Haushalt

Will ich in mein Gärtlein gehn,
will mein Zwiebeln gießen,
steht ein bucklicht Männlein da,
fängt als an zu niesen.

Will ich in mein Küchel gehn,
Will mein Süpplein kochen,
steht ein bucklicht Männlein da,
hat mein Töpflein brochen.

Will ich in mein Stüblein gehn,
will mein Müslein essen,
steht ein bucklicht Männlein da,
hat's schon halb gegessen.

Will ich auf mein Boden gehn,
will mein Hölzlein holen,
steht ein bucklicht Männlein da,
hat's schon halb gestohlen.

Will ich in mein Keller gehn,
will mein Weinlein zapfen,
steht ein bucklicht Männlein da,
tut mir'n Krug wegschnappen.

Setz ich mich ans Rädlein hin,
will mein Fädelin drehen,
steht ein bucklicht Männlein da,
läßt mir's Rad nicht gehen.

Geh ich in mein Kämmerlein,
will mein Bettlein machen,
steht ein bucklicht Männlein da,
fängt als an zu lachen.

Wenn ich an mein Bänklein knie,
will ein bißlein beten,
steht ein bucklicht Männlein da,
fängt als an zu reden:

Liebes Kindlein, ach ich bitt,
bet fürs bucklicht Männlein mit!

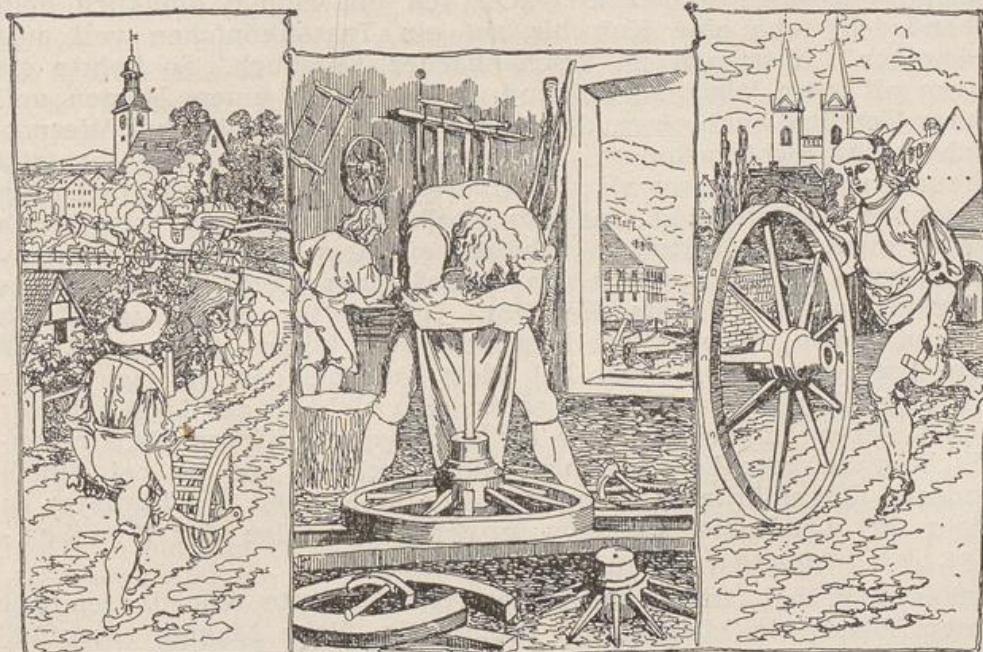
Volkslied

*Daß der Mensch die Hände viel
gebrauchen kann,
Sieht ein Kind auch bald mit Lust
und Freuden an.*

Der Wagner

Kind, wir woll'n zum Wagner gehn,
was er macht, genau besehn.
Sieh nur, sieh nur, sieh!
Viel gibt er sich Müh',
daß der Bohrer grade geh'
und ein schönes Loch entsteh'. —
Was er wollt', ist fertig nun;
kann das Rad zur Berre tun:
Die gehet nun immer: rund um,
rund um, rund um, rund um!

Friedrich Fröbel



Aus Fr. Fröbel, Mutter- und Koselieder

Der Wagner (1886)

Bausteine zum Berliner Pestalozzi-Fröbel-Haus in dem Entwicklungsgang seiner Gründerin

Die älteste Tochter des Pfarrers Breymann in Mahlum, einem braunschweigischen Dorfe, schien sich hier nach Beendigung ihrer Schulzeit zu ganz etwas anderem zu entwickeln, als die Mutter ihr vorlebte. Der Vater zumal suchte bei Henriette die Tugenden vergebens, die er an seiner Frau so hoch schätzte: den Gleichmut des Temperaments, die Sorgfalt und Treue im Kleinen, die Tüchtigkeit in allen häuslichen Dingen. Gerade an ihnen vermochte die Tochter kein Interesse zu finden; die täglich wiederkehrenden Pflichten des Haushalts vernachlässigte sie; und da die Mutter sie lieber selbst erledigte als die von Kindheit an leicht kränkelnde Tochter zu zwingen, brachte sie der Vater nach zwei Jahren in die Familie des Onkels Fritz nach Sachsen, in dessen großer ländlicher Wirtschaft sie kräftig im Hause zugreifen lernen sollte.

Hier nahm man bewußt weniger Rücksicht auf ihre Gesundheit, es wartete ihr niemand auf, sie mußte andere bedienen, wobei ihr nach eigenem Bekenntnis mancher Seufzer entchlüpft ist, denn sie ließ sich nicht gern etwas sagen. Sie bemühte sich zwar, der Hausordnung und den Arbeitsansprüchen zu genügen; aber es blieb im besten Fall doch spielerisch. „Oh, ich bin einmal glücklich heut abend, ich habe eine Kuh bis auf ein Tassenköpfchen voll ausgemolken“, liest man im Reichenbacher Tagebuch. So kehrte sie zwar mit roten Wangen, blühend und auch mit einem Herzen voll guter Vorsätze nach einem Jahr ins Vaterhaus zurück, aber Wesentliches war nicht geändert. Zwar das Kochen machte ihr jetzt Freude, weil sie besser als die anderen dem Essen Wohlgeschmack zu geben verstand und dies ihre Eitelkeit nährte; sollte sie jedoch Feuer anzünden, Kartoffeln schälen, einen rußigen Topf reinigen, dann hatte ihre Umgebung den Genuß einer Komödie, wobei das Mienenspiel die Hauptsache war. Die Mutter fühlte allmählich heraus, worin diese Unlust begründet sein könnte. Sie wußte, daß ihre Tochter mißmutig war bei allem Tun, bei dem sie sich nichts denken konnte; und da sie selbst sich nicht in der Lage sah, ihr den tieferen Hintergrund der ihr selbstverständlichen Hausfrauenpflichten zu erschließen, schlug sie Henriette vor, es bei einem anderen Onkel Fritz zu versuchen, der in Keilhau in Thüringen in einer Art Landerziehungsheim seiner neuen Idee der Kindererziehung und Frauenbildung lebte.

Friedrich Fröbel, der Gründer der Anstalt, hatte vor Jahren bei einem Besuch in Mahlum die Mutter als „liebe Muhme“ begrüßt; Klein-Henriette hatte sich damals unter dem ihr bis dahin unbekannt gebliebenen Worte unbestimmte, verummigte Gestalten in faltenreichen, fließenden Gewändern vorgestellt, und diese Vorstellung geheimnisvollen Waltens war seitdem mit allem verbunden, was sie

von dem Oheim und seinen vielfach angefeindeten Unternehmungen daheim gehört oder gelesen hatte. Jetzt, im wildbewegten Sommer 1848, standen sie sich im stillen Keilhau gegenüber.

„Ich kenne dich schon, mein Kind, aus euren Briefen“, und sein Blick ruhte lächelnd auf ihr, „habe Vertrauen zu mir!“ Und sie sagte dem greisen Oheim alles, konnte ihm alles sagen, was bisher zum Teil unbewußt ihr Herz in dem unruhigen Wechsel „zwischen schönem Schwärmen und jämmerlichem Tun“ bedrückt und ihr Wesen oft so unleidlich gemacht hatte. Als sie innerlich tief bewegt schwieg, schloß er sie in seine Arme. „Mein Kind, dein Geist ringt nach Klarheit, sucht seine Arbeit.“ Und er zeigte ihr, daß jedem seine Stelle auf Erden angewiesen ist, wenn er sie nur erkennen will. Sie stand an einem Wendepunkt ihres Lebens. Denn plötzlich sah sie ein bestimmtes Ziel: sich ganz den Lehren des Oheims zu widmen, die Pflege der Kinderseele zu ihrem Beruf zu machen, einem Beruf, der ihr das Recht gibt, zu denken und sich vielseitig auszubilden, ihr auch ermöglicht, den Unterhalt selbst zu erwerben. Umgekehrt war auch Fröbel von diesem ersten Eindruck recht angetan. „Sie ist bestimmt eine von den Unsrigen“, äußerte er unmittelbar nach der Aussprache einer Mitarbeiterin gegenüber, „schon ihre Art, sich zu kleiden, drückt mir ihr Inneres aus.“ Sie trug zufällig an dem Tage ein blau und weiß gestreiftes Kleid, und blau war des Onkels Lieblingsfarbe. Die Taille, blusenartig gemacht, schloß um den Hals mit einer Spitzenkrause und einer blauen Atlasschleife ab, so wie eine solche auch am Gürtel und in der Mitte der Taille angebracht war. In jeder dieser Schleifen steckte eine silberne Nadel mit einem Knopf in Würfelform, und diese hatte Fröbel besonders erfreut, denn der Würfel war ein Teil von Fröbels Symbolen für den Grundgedanken seiner Erziehung: die Vermittlung der Gegensätze. „Er stellt diese Idee bildlich dar in der zweiten Spielgabe für das Kind: Kugel, Walze und Würfel“, so setzte jene Mitarbeiterin erläuternd hinzu; der neuen Schülerin blieb dabei noch manches dunkel und geheimnisvoll, sie mußte an das Mühmenhafte ihrer kindlichen Vorstellung vom Oheim zurückdenken.

Einiges wurde ihr dann schon klarer auf der großen Erzieherversammlung, die im gleichen Sommer auf Einladung Fröbels im nahen Rudolstadt zusammenströmte. Dort wurden die neuen Spiele vorgeführt, und Henriette schrieb in ihrem Notizbuch nieder, was der Oheim dabei den Zuschauern erklärte. Am Beginn führte er ein kleines Mädchen mit seiner Mutter an einen Tisch, auf dem verschiedene der von ihm erfundenen Beschäftigungsmittel standen, mit denen alsbald das Kind ganz unbefangen baute. Und Henriette notierte: „Das Kind bildet sich nicht allein durch Lehren, sondern mehr durch Schaffen; der Tätigkeitstrieb ist der Trieb zu aller Entwicklung.“ Darauf führte Fröbel die Versammlung aus dem Familien- ins Gemeindeleben, indem er die größeren Kinder mit Gesang in den Saal ziehen und unter Leitung der von ihm

ausgebildeten **Kindergärtnerinnen** spielen ließ. Dabei hielt unsere aufmerksame Hörerin folgende Gedanken fest: Die Bewegungsspiele sind ihm sehr wichtig als Symbol von Gedanken, die freilich die Kinder als solche noch nicht ganz bewußt fassen können. Zum Beispiel deutet er ein Kreisspiel, bei dem ein Kind in der Mitte steht, dahin, daß die größte Verschiedenheit sich einen kann, wenn sich alles auf einen Mittelpunkt bezieht. Durch solche sinnigen Darstellungen will er der Harmonie im Menschen den Weg bereiten. Durch sie werden die Grundtätigkeiten der Seele: Wille, Verstand und Gemüt angeregt und durch die Bewegung der Glieder, durch Lied und Rhythmus in die Tat umgesetzt. Aus eigener Erfahrung hat die Schülerin später bei Ausarbeitung dieser Bruchstücke hinzugesetzt: „Wie selten stehen in der Tat körperliche und geistige Tätigkeit im rechten Einklang, es neigt sich der Mensch meist ganz zu der einen oder anderen Seite. Wie höchst notwendig ist doch für die rechte Frau Vereinigung der häuslichen und geistigen Arbeit! Fröbels Spiele scheinen mir dazu gemacht, diesem Mangel Einhalt zu tun. Das Kind entdeckt allmählich in der passenden Bewegung oder Betätigung die praktische Ausführung einer Idee. So verschmelzen Körper und Geist zur Harmonie.“

Als in der Rudolstädter Debatte der Einwand gemacht wurde, woher die Frauen zu nehmen seien, welche imstande wären, solche Lehren zu verstehen und auszuführen, erwiderte Fröbel: „Als Napoleon tüchtige Generäle brauchte, fand' er sie; so werde ich tüchtige Gärtnерinnen finden, wenn man mir nur Gärten gibt.“

Mit Stolz berichtete Henriette den Ihrigen in Mahlum, daß nach bewegter Diskussion schließlich doch folgende Resolution die Mehrheit gefunden habe: „Die deutschen Regierungen sollen ersucht werden, die Idee der Kindergärten in ernste Erwägung zu ziehen und mit Benutzung des reichen Fröbelschen Beschäftigungsstoffes die Gründung von Kindergärten sowie die Bildung von Kindergärtnerinnen — wo nötig auch durch Geldmittel — zu fördern.“ Das zweite große Erlebnis dieser Keilhauer Ausbildungszeit blieb die Gewißheit, daß die Männer dieses Kreises bereit und fähig waren, in der Frau den ebenbürtigen Menschen, die gleichberechtigte Mitarbeiterin zu sehen.

Fröbel selbst freilich ist in den folgenden Jahren von Staats wegen — namentlich in Preußen — keineswegs gefördert, sondern sogar in seinen Bestrebungen durch Verbote unterdrückt worden. Seine Schülerin Henriette Breymann aber hatte das Glück, das Gelernte und als richtig Erkannte im geräumigen Pfarrhaus zu Watzum am Elm, wohin der Vater inzwischen versetzt war, wenigstens im erweiterten Familienkreise zu verwirklichen. Ein 1854 geschriebener Entwurf des hier üblichen Tagesverlaufs hat sich erhalten: Im Sommer wird um 5 Uhr, im Winter um $\frac{1}{2}7$ Uhr geweckt; in der helleren Jahreszeit werden zunächst die Arbeiten für die Lehrstunden gemacht, während sie im Winter nach dem Kaffee von 4 bis 6 Uhr verlegt werden. Um 7 Uhr wird das Frühstück eingenommen. Nachdem

Tassen und Teller gespült sind, beginnt der Unterricht. Er hat den Zweck, die Lücken auszufüllen, welche etwa die Schulbildung gelassen hat, besonders aber die Mädchen für alles Große und Schöne empfänglich zu machen, eitles Schlagwortwissen zu verbannen, vielmehr zum selbständigen Denken und Verarbeiten des Gebotenen anzuleiten, damit, was sie aufnehmen, auch ihr eigen werde und so seine Wirkung auf das Leben selbst fruchtbar macht. — Von 10 Uhr an werden die Mädchen unter Anleitung der Mutter in das Hauswesen, besonders in die Küche eingeführt. Diese häuslichen Geschäfte werden in Gruppen verteilt, so daß jede von ihnen eine Küchen-, Tischdeck- und Stubenwoche durchmacht. — Am Nachmittag wechseln Spaziergänge, Spiele und Handarbeiten miteinander ab, beim Nähen wird öfter vorgelesen. Nach dem Abendessen wird gesungen, musiziert, Theater gespielt oder sonst etwas vorgenommen, das zur Unterhaltung und Freude dient. 10 Uhr ist die Zeit des Schlafengehens. „Unser Zusammenleben hat den Zweck im Auge, die Mädchen zu befähigen und zu vervollkommen für ihren von der Natur gewiesenen Beruf: Pflegerin des Häuslichen, die leitende oder helfende Hand in der Sorge für der anderen leibliches und gemütliches Wohl, Erzieherin der Kleinen in der eigenen Familie oder der ihnen sonst anvertrauten Kinder zu sein. Wir möchten sie auch hinweisen auf das Elend und Unglück außerhalb eines glücklichen Familienkreises, damit wir uns nicht selbstsüchtig in demselben abschließen, sondern da draußen trösten und helfen nach unseren Kräften.“

Bald wurde denn auch ein Kindergarten für die Dorfjugend von Watzum gegründet, wobei der feste Wille, das Gute zu tun, recht erfinderisch machte. Eine Nähschule für die größeren Dorfkinder und eine Sonntagsschule für alle traten hinzu. Unter Leitung von Henriettens Schwester Marie wurde der Chorgesang besonders gepflegt; auch der Gottesdienst in der Dorfkirche erfuhr eine Bereicherung durch den Pensionschor. An besonderen Festtagen stellten sich viele Dorfbewohner, die sonst für kirchliche Vorgänge nicht empfänglich waren, beim Gottesdienst ein, „wo die Fräuleins wie die lieben Engelein singen“. — Im Winter wurde Henriettens geschickt fließende Feder oft in Anspruch genommen, um leichtere Theaterstücke dem Können der Zöglinge und den gegebenen Möglichkeiten anzupassen. Auch an Szenen aus den klassischen Dramen wagte man sich, wenn auch mit Zagen; denn diese Proben wurden von der Regisseurin sehr ernst genommen. Um ihren künstlerischen Ansprüchen zu genügen, mußte man durch ein Fegefeuer der Kritik in bezug auf Kleidung, Gebärde und Sprache gehen. Denselben hohen Maßstab legte sie an ihren eigenen Unterricht; sie möchte selbst gern bei einem tüchtigen Lehrer, der den Stoff vollkommen beherrschte, die Praxis studieren. „Oh, dieses Glück habe ich nicht genossen“, schrieb sie an ihren Bruder in seiner Universitätsstadt, „ist es etwa leicht, Karl, aus der Menge des Wissens das Rechte herauszufinden für unsere Mädchen von 14 bis 16 Jahren? Es ist mir noch immer nicht

geglückt, die verschiedenen Zweige zu einem Ganzen abzurunden, so daß eine Stunde der anderen diente, und das Gehörte Fleisch und Blut bei ihnen werden könnte.“ Trafen die Brüder in den Ferien in Watzum ein, mußte der angehende Mediziner die Elemente der Physiologie vortragen, der zur Schweigsamkeit neigende Bildhauer Modelierstunden geben und sein redseliger Studienfreund die kunsthistorischen Vorträge übernehmen, Karl, der Kandidat der Theologie, sie vertreten, wenn sie zur Abhaltung von Fröbelkursen ins Ausland nach Brüssel oder nach Genf gerufen wurde.

So war das kleine Unternehmen zu einer unerwarteten Blüte gediehen; mit 20 jungen Mädchen im Pfarrhaus und 12 erwachsenen Fröbelkursistinnen, die im Dorfe wohnten, war nun aber auch die äußerste Grenze erreicht, zumal auf die alternden Eltern mehr und mehr Rücksicht genommen werden mußte.

Der nächste Schritt auf dem Wege war die Verlegung der Anstalt auf ein 10 Morgen großes Grundstück in der Gärtner-, Beamten- und Schulstadt Wolfenbüttel; ein darauf stehendes Gärtnerwirtshaus wurde zum Wohn- und Schulhaus umgebaut. Eine Freundin traf die Vorsteherin in dieser Übergangszeit in Neu-Watzum, wie man das Institut pietätvoll nennen wollte, unter Schutt und Staub, von Tapetenmustern umgeben, vor einer großen Schüssel Bohnen schnitzend an; auf der Fensterbank lag neben ihr Fröbels Buch über Menschenerziehung. An einige Sätze daraus, über die sie gerade nachgesonnen hatte, knüpfte sich eine klärende Unterhaltung. Das Einweihungsfest, in dessen Mittelpunkt lebende Bilder aus dem deutschen Frauenleben standen, bezeichneten Henriette und Marie als ihre Hochzeit; lange verlobt mit der Idee, waren sie nun mit ihr vermählt. Sie im neuen städtischen Wohnort zu verbreiten, wurde mit der Zeit der Sonntagnachmittag zu einem Empfangstag für interessierte Besucher, die in den Sommermonaten in dem großen, von Schülerinnen bearbeiteten und gepflegten Garten Platz nahmen, während im Winter die Flügeltüren des Mittelzimmers geöffnet wurden und so den Gästen ein heiterer Anblick der sonntäglich geputzten Jugend in den Lehrzimmern geboten wurde, die, wohnstubenhaft möbliert, die Flucht der Empfangsräume vergrößerte. Bei solchen Gelegenheiten war es selbstverständlich das Amt der jungen Mädchen, für Bewirtung und Unterhaltung der Besucher zu sorgen. Vorträge, die Henriette auf Wunsch in der Stadt über die Fröbelsche Erziehung hielt, führten 1866 zur Gründung eines Vereins für Erziehung, der mit Genehmigung des Hofmarschallamts im alten Welfenschloß einen Kindergarten für die Kinder der Stadt und eine Versuchsklasse für Schulanfänger unterhielt.

Je mehr das Interesse der Öffentlichkeit daran zunahm, je größer der Mitarbeiterkreis in den von Jahr zu Jahr wachsenden Schloßanstalten wurde, desto mehr drohten die ursprünglichen Absichten sich mit dem



Ph. O. Runge

Der Morgen (1808)

Ublichen zu vermischen und so Einheitlichkeit und Reinheit zu verlieren. Für manche bittere Enttäuschung jedoch wurde die Gründerin in den nächsten Jahren entschädigt durch den persönlichen und schriftlichen Verkehr mit einem der Vorstandsmitglieder jenes Vereins, einem ausgesprochenen Menschenfreund, der schon immer das Geschick der wirtschaftlich Schwächeren in gemeinnützigen Unternehmungen zu fördern versucht hatte. Ein damals erschienenes Sammelwerk über das Armenwesen hatte auf den Freund praktischer Sozialpolitik Eindruck gemacht. Unter Anknüpfen an ein Gespräch am Vortage über die Veröffentlichung einiger von Henriette geschriebener Aufsätze schlägt er ihr vor, den engsten Kreis ihrer Gesinnungsfreunde zu einer ähnlichen Gemeinschaftsarbeit über Erziehung anzuregen; aufs tiefste beglückt antwortet sie: „Wie neu, wie wunderbar berührte es mich, daß einmal ein anderer Pläne überlegt zur Verwirklichung von Ideen, die mein Leben ausmachen!“ Man liest und durchdenkt gemeinsam und deshalb doppelt fruchtbare Schriften sozialpädagogischen Inhalts, etwa die von Pestalozzi; wer dessen Volksroman „Lienhard und Gertrud“ kennt, spürt sicher das Echo in den Briefsätzen: „Glauben Sie mir, wenn wir junge Mädchen dazu erziehen, mit wirklicher Liebe für die Kleinen, die nicht ihr eigen sind, zu arbeiten, so erwecken wir in ihnen das instinktive Gefühl der Mütterlichkeit.“ Klarer und klarer zeichnen sich in solchem Gedankenaustausch, der heute Hunderte von Druckseiten füllt, die Wege ab, auf denen die Frau, auch wenn sie nicht heiratet, „zur Mutter der menschlichen Gesellschaft“ zu werden vermag. Es scheint den beiden eine verpflichtende Zukunftsaufgabe zu sein, die einzelnen Tätigkeiten, die in dem natürlichen Beruf der Hausfrau und Mutter keimhaft beschlossen liegen, sach- und fachgerecht zu öffentlichen Berufen zu entwickeln, damit auch die ledig bleibenden Frauen in auskömmlichen und zugleich verantwortungsvollen Stellungen ihren Platz in der menschlichen Gesellschaft finden können, sei es in der Jugendwohlfahrtspflege als Kindergärtnerin oder Hortnerin, sei es in der Gesundheitsfürsorge als Krankenpflegerin oder auch als Hauswirtschaftsleiterin. In einer von beiden gemeinsam verfaßten Broschüre ist der schöne Begriff vom Stand der Volkserzieherin geprägt worden. Als die zwei so an- und miteinander gereiften Menschen 1872 den Ehebund schlossen und nach der Berufung des Gatten — Karl Schrader — zum Leiter der Berlin-Anhalter Bahn in die Hauptstadt des neuen Kaiserreichs übersiedelten, nutzten sie die Möglichkeit, das, was in Keilhau, Watzum und Wolfenbüttel in kleinerem Maßstab Baustein um Baustein war, im Großen zu verwirklichen. Sie gründeten als Krönung dieses Lebenswerkes das Pestalozzi-Fröbel-Haus, das seitdem so vielen Mädchen und Frauen Ausbildung und Berufe gegeben hat und noch gibt. Der heutige gewaltig erweiterte Gebäudekomplex in Berlin W 30 liegt bezeichnender- und ehrenvollerweise in der Karl-Schrader-Straße!

Bearbeitet von Wilhelm Blume nach den von Mary J. Lyschinska
in 2 Bänden herausgegebenen Briefen und Tagebüchern.

Ein Mensch, den man nicht vergißt

Ein Erlebnis

Olwen Davies war erst zweiundzwanzig, als sie frisch vom Ausbildungskursus weg als **Gemeindeschwester** im Bezirk von Tregenny, einer in rauher Gebirgsgegend gelegenen Bergarbeiterstadt in Südwales, angestellt wurde. Ein unfreundliches, spärlich möbliertes Zimmer in der einzigen Straße war ihre Behausung. Die Einwohner lebten von der Welt abgeschlossen, waren vielfach untereinander versippt und zeigten der Fremden abweisende Mienen.

Trotz des frostigen Empfangs stürzte sich Schwester Olwen mit Feuer-eifer in ihre Arbeit. Bei jedem Wetter wanderte sie über die öden Bergpfade, besuchte die Kranken, pflegte die wenigen Patienten in der kahlen Klinik, die das Gesundheitsamt nur notdürftig eingerichtet hatte. Es ging primitiv dabei zu. Der einzige amtierende Arzt, Dr. Gallow, träge, unfähig und dem Trunke ergeben, leistete ihr keine Hilfe. Mehr als einmal mußte die junge Krankenschwester angesichts der ständigen und entmutigenden Schwierigkeiten die Versuchung niederkämpfen, ihre Stellung aufzugeben,

Gegen Ende ihres ersten Sommers brach in Tregenny eine heftige Scharlachepidemie aus. Als Schwester Olwen Dr. Gallow um seine Anweisungen zur Eindämmung der Epidemie bat, erhielt sie nur einen mürrischen Verweis von ihm. Solche Ausbrüche seien nichts Ungewöhnliches in Tregenny; was in Gottes Namen könne man tun als die Kranken verarzten und die Heimsuchung mit Geduld ertragen?

Die junge Krankenschwester empfand diese Antwort als Herausforderung an ihr eigenes Gewissen. Sie sammelte Proben der Milch, des Brunnenwassers und was sonst noch in Frage kam und schickte sie an das Gesundheitsamt in Cardiff. Achtundvierzig Stunden später kam telegraphisch der Bescheid, die Scharlachinfektion sei auf die Milch aus Morgans Molkerei zurückzuführen und die Molkerei bis auf weiteres zu schließen.

Ein Sturm des Unwillens über eine solche „Einmischung“ erhob sich. Idwal Morgan, der Besitzer der Molkerei, ein in Tregenny hochgeachteter Mann. Vorsitzender des Schulausschusses und Diakon der Kirchengemeinde, vermochte seine Empörung nicht zu zügeln. Als er Schwester Olwen auf der Straße begegnete, überschüttete er sie mit zornigen Vorwürfen und erklärte rundheraus, er werde dem Verbot zum Trotz auch weiterhin seine Milch an die Bevölkerung von Tregenny ausgeben.

Es sah böse aus für die junge Krankenschwester, und wer weiß, wie es noch geendet hätte, wenn nicht plötzlich Morgan selber vom Scharlachfieber übermannt worden wäre. Als Junggeselle, schon ziemlich bei

Jahren, hatte er niemanden, der für ihn sorgte, außer einem uralten, halbblinden Knecht, und dabei hatte es ihn, wie es meistens geht, wenn Erwachsene von Scharlach befallen werden, besonders arg gepackt.

Als Schwester Olwen zu ihm kam, wälzte er sich in Fieberphantasien im verdunkelten Zimmer in seinem Bett. Rasch ging sie ans Werk. Sie wusch ihn erst, wechselte die Laken, machte das Bett, spülte ihm den Mund, gab ihm seine Medizin, schrieb seine Temperatur auf, lüftete das Zimmer und stützte ihm den Rücken mit Kissen. Dann brachte sie ihm aus der Küche einen Napf mit kräftiger Brühe. Mit einer letzten Anordnung an den alten Molkereiknecht nahm Olwen ihre Handtasche und machte sich auf den Weg zu ihrem nächsten Patienten. Es war ein harter Kampf, aber zu guter Letzt kam Morgan doch über den Berg. Als er wieder leidlich bei Kräften war, folgte er mit den Blicken allen Bewegungen der jungen Schwester, wenn sie im Zimmer hin und her hantierte. Wortkarg, wie er war, redete er nur wenig, aber Olwen fühlte seine Dankbarkeit. Und als er ihr bei ihrem letzten Besuch warm die Hand drückte und verlegen eine Abbitte murmelte, da wußte sie — und es huschte etwas wie ein Siegesgefühl durch ihr Herz —, daß er nicht länger ihr Feind war.

Sobald Morgan außer Bett und außer Haus war, erzählte er freimütig, was sie für ihn getan hatte. Er gestand ehrlich ein, daß er im Unrecht gewesen sei. Schwester Olwen fühlte bei ihrer Arbeit, wie ihr die allgemeine Achtung langsam, aber sicher zuströmte. Sie wurde nicht mehr mit finsternen Blicken und feindseligem Schweigen empfangen. Die Menschen öffneten ihr Türen und Herzen. Bald kamen die Kinder auf dem Schulweg quer über die Straße gelaufen, um sie zu begrüßen; die Bergleute, die aus der Grube heimkehrten, lächelten ihr zu, und die alten Frauen luden sie zu einer Tasse Tee und frischgebackenem Kuchen am Kamin ein.

Dann, gegen Ende dieses Jahres, trat ein großes Ereignis ein — ein örtlicher Ausschuß, mit Idwal Morgan an der Spitze, machte ihr ein wind- und wetterfestes Dreigangfahrrad zum Geschenk. Es kostete die wackere Gemeinde keine geringe Anstrengung, denn die Zeiten waren schlecht in dem Tal, viele Gruben arbeiteten nur mit halber Schicht, und die Groschen, mit denen ein jeder seinen Beitrag zu bestreiten hatte, waren verzweifelt knapp. Aber für Olwen, die jetzt von der Mühsal befreit war, ihre tägliche Fünfzehnkilometerrunde zu Fuß pilgern zu müssen, bedeutete es eine unschätzbare Gabe.

Dieses Fahrrad war es, auf dem ich Schwester Olwen daherkommen sah, als ich bei einem Krankenbesuch zum erstenmal mit ihr zusammentraf. Sie war damals dreißig Jahre alt, von großer, kräftiger Gestalt, und machte den Eindruck einer reifen Frau. Der feste, freimütige und eindringliche Blick ihrer klaren grauen Augen verriet eine redliche und

ernste Seele. Unmittelbar nach Abschluß des Studiums als Nachfolger Dr. Gallows eingetroffen, fühlte ich mich recht nervös in meiner Unerfahrenheit, aber vom ersten Augenblick an — und hernach immer wieder — verlieh ihre Gegenwart mir Sicherheit. Vielleicht lag das an der Art, wie sie am Krankenbett stand, wie sie mir ein Instrument oder Verbandzeug reichte und mir leise Mut zusprach, wenn sie mir anmerkte, daß ich nicht recht aus und ein wußte, oder mich mit einem ruhigen, beifälligen Blick belohnte, wenn ich etwas gut gemacht hatte. Oft, wenn wir in den Mitternachtssstunden in der beengten Dachkammer eines armseligen Hauses arbeiteten und um ein Menschenleben kämpften, bewunderte ich ihre Seelenstärke und Geduld. Wurde sie bei einem Grubenunfall herbeigerufen, war sie dank ihres unentbehrlichen Fahrrades immer schon vor mir zur Stelle und stand ruhig und guten Mutes neben den Krankenträgern am Schachteingang bereit, bei dem Rettungswerk unter Tage mitzuhelfen. Ihre ihr völlig unbewußte Selbstlosigkeit schien vor allem der Grundton ihres Wesens zu sein. Sie dachte immer nur an andere. Sie mochte noch so beschäftigt sein, immer fand sie Zeit zu einem teilnehmenden Wort, und keine Müdigkeit hielt sie davon ab, mitten in der Nacht wegen eines dringenden Krankenbesuches aufzustehen.

Sie war keine Heilige, wie sie im Buche steht. Einer Zigarette zum Kaffee und in späteren Jahren einem guten Glas Bier war sie durchaus nicht abhold. Sie ging nur selten zur Kirche, und das in einer Gegend, in der man im allgemeinen fromm war. „Zuviel zu tun“, lautete ihre lächelnde Entschuldigung. Aber in all den Jahren unserer Zusammenarbeit habe ich sie nie etwas Schlechtes von jemandem sagen hören. Sie war keine geistreiche Frau, aber sie verfügte über ein unschätzbares Kapital an gesundem Menschenverstand und eine nie versagende Fähigkeit, in jeder Lage einen Ausweg zu finden. Als einmal — ich werde das nie vergessen — in einer abgelegenen Hütte bei einem Notluftrohrenschnitt an einem diphtheriekranken Kinde das elektrische Licht ausging und ich hilflos wie vor den Kopf geschlagen in der plötzlichen Dunkelheit stand, schlüpfte sie hinaus und kam mit einer strahlenden Leuchte zurück, bei deren Schein die Operation erfolgreich beendet wurde. Es war ihre elektrische Fahrradlampe.

Das alte schwarze Fahrrad, es schien richtig mit ihr verwachsen! Wenn unsere nächtliche Arbeit überstanden war und sie mir eine erquickende Tasse heißen, starken Kaffees gebraut hatte, nickte sie mir ein vergnütes Lebewohl zu und radelte zurück in ihr Logis neben der Klinik. Ich pflegte sie damit zu hänseln, daß sie unweigerlich mit diesem Rad verbunden sei und es ihr Leben lang bleiben werde.

Drei Jahre glitten rasch vorüber. Dann bekam ich ein Angebot nach London. Es schmerzte mich, die Arbeitsgemeinschaft mit Schwester

Olwen aufzugeben, obwohl sie es war, die mir zuredete, anzunehmen. Aber ich konnte mich wenigstens mit dem Gedanken trösten, daß auch ihr sicherlich bald eine Beförderung zuteil werden würde.

Nach einer längeren Flaute war die Kohlenindustrie jetzt wieder in vollem Aufschwung begriffen, und die Direktoren der Tregenny-Gesellschaft hatten beschlossen, daß die Stadt nun endlich ein Krankenhaus mit einem eigenen Chirurgen bekommen sollte. Ich freute mich herzlich darüber, daß Olwen als Oberin der neuen Anstalt eine Stellung erhalten sollte, wie sie ihr gebührte.

Als ich am Vorabend meiner Abreise schweren Herzens zu ihr ging, um mich zu verabschieden, bemerkte ich so nebenbei: „Ihrem Rad werden Sie ja nun auch bald Lebewohl sagen. Das brauchen Sie dann nicht mehr, wenn Sie das Krankenhaus zu leiten haben.“

Schwester Olwen blickte ruhig zu mir auf.

„Ich fürchte, ich brauche meine alte Maschine doch noch. Ich werde nicht Oberin des Krankenhauses.“

„Was!“ Ich starrte sie an, bestürzt und überrascht. „Nach all dem, was Sie für die Gemeinde getan haben? Aber Morgan, die ganze Bevölkerung — alle wollen doch nur Sie!“

„Vielleicht“, sagte sie freundlich. „Aber der neue Chirurg möchte seine eigene Oberin aus Cardiff mitbringen. Sie soll äußerst befähigt sein, viel mehr als ich, und sie wird den Posten erhalten.“

„Nicht möglich“, rief ich.

„Doch, die Gesellschaft hat die Ernennung bereits bestätigt.“ Sie lächelte — ihr stilles, gütiges Lächeln — ohne eine Spur von Eifersucht oder Groll. „Es ist am besten so, wirklich. Ich tauge nicht sehr dazu, Leute zu dirigieren, und in der Technik der Chirurgie bin ich doch ein bißchen aus der Übung.“ Ihr Lächeln wurde inniger. „Ich glaube, ich werde viel glücklicher sein und viel nützlicher, wenn ich weiter mit meinem Rad hier herumkutschiere.“

Jahre vergingen, ehe ich wieder einmal nach Tregenny kam. Als ich die vertraute, mit Kopfsteinen gepflasterte Straße entlangging, stürmten die Erinnerungen auf mich ein.

Plötzlich hielt ich inne. Dort an der Tür der Molkerei stand, trotz seiner Jahre noch immer frisch und munter, Idwal Morgan. Er erkannte mich auf den ersten Blick und schüttelte mir herzlich die Hand. Ich fragte sogleich nach Schwester Olwen. Er sah mich unter verdüsterten Brauen an.

„Sie haben nicht von ihrem Unfall gehört?“

Erschrocken, von jäher Sorge ergriffen, schüttelte ich den Kopf.

„Es ist schon fast zwei Jahre her. Sie war auf ihrem Rad unterwegs zu einem Patienten, in einer finsternen, stürmischen Nacht.“ Er sprach mit gepreßten Lippen. „Ein Baum war quer über die Straße gestürzt. Sie fuhr direkt hinein. Lag zwei Stunden in Wind und Regen, eh' wir sie fanden — mit gebrochenem Rückgrat.“

Ich starnte ihn entsetzt an.

„Aber... sie ist wieder gesund geworden?“

Er gab keine Antwort. Nach einer Weile nahm er mich am Arm und machte sich stumm mit mir auf den Weg, die Straße hinan. Ich warf im Gehen von Zeit zu Zeit bange Blicke auf sein unbewegtes verschlossenes Antlitz. Wohin führte er mich? Doch nicht etwa auf die Anhöhe oberhalb der Stadt... zu dem kleinen Friedhof?

„Sie wissen nicht“, stieß er plötzlich, gerade vor sich hinschauend, hervor, „daß ich ihr einen Heiratsantrag gemacht habe. Aber sie wollte nichts davon hören. Zu sehr war sie von ihrer Arbeit beansprucht.“ Er hielt inne. „Ja — treu, treu ihrer Arbeit.“

Bei dem Ton, in dem er das sagte, wurde mir schwer ums Herz. Aber dann mit einem Male entspannte sich sein starres Gesicht, er wandte sich mir zu und klopfte mir auf die Schulter.

„Schauen Sie nicht so trübselig drein, Doktor“, sagte er. „So schlimm wie Sie denken, ist es ja wohl nicht.“

Er lenkte mich unversehens in einen schmalen Zugang, und, mich plötzlich erinnernd, sah ich, daß wir uns vor dem Haus der Gemeindekrankenschwester befanden. Wie ein Blinder ließ ich mich von ihm hineinführen. Dann sah ich durch den Nebel, der mir den Blick verschleierte, etwas, wobei sich mir fast das Herz umdrehte.

In einem Rollstuhl, etwas gebeugt, grauhaarig, viel magerer als früher, eine Decke über den gelähmten Beinen, aber noch immer in ihrer Amtsstracht, saß die Gemeindeschwester Olwen Davies. Von ihren Patienten umgeben, Kindern zumeist, die sie mit heiterer Miene betreute, steuerte sie sich selber geschickt im Zimmer umher, ihren fahrbaren Stuhl mit geübtem Griff in Gang haltend. Ich stand regungslos in einer dunklen Ecke. Als der letzte Patient das Zimmer verlassen hatte, stürzte ich, fast ehe sie sich noch umwenden konnte, auf sie zu und umklammerte ihre Hände — diese abgearbeiteten, tüchtigen Hände, die ein halbes Jahrhundert lang im Dienste der leidenden Menschheit tätig gewesen waren.

„Schwester Davies... Olwen!“ rief ich. „Es geht Ihnen gut?“

Sie hatte mich sofort erkannt.

„Warum nicht? Sie sehen doch — ich bin immer noch an der Arbeit.“ Sie schaute mich mit ihrem sonnigsten Lächeln an. „Und noch immer auf Rädern.“

A. J. Cronin

Momentbilder aus dem Leben einer berühmten Laborantin

In dem kleinen sächsischen Bergstädtchen Siebenlehn wohnte in der Niederstadt in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts der Beutler Nelle, der außer durch seine haltbaren Geldbörsen, schöne gesteppte Taschen, die die Frauen an der Seite trugen, Handschuhe aus feinem Leder, besonders durch seine Bälle im Lande bekannt war; sie waren aus bunten Lederlappen zusammengenäht und mit Sägespänen ausgestopft. Auch sein Töchterchen machte im Ort von sich reden; der Lehrer sagte oft zu den besser gekleideten Oberstädtern: „Wenn ihr euch nicht zusammennehmt, werde ich die kleine Nellen noch über euch alle setzen müssen.“ Den Glasschrank des Buchbindermeisters, aus dem man für einen Pfennig die Woche holen konnte, was das Herz begehrte, hatte sie mit dem Kantor-Klärtchen um die Wette leer gelesen. „Ich will froh sein“, schalt der Vater, „wenn das Mädel erst konfirmiert ist, dann setze ich sie an den Werktisch, und sie hilft mir im Geschäft. Wenn ich einmal nicht mehr kann, nehm' ich mir einen Gesellen, und der mag das Malchen heiraten.“ Mutter Cordel seufzte: „Ach, wer mag so lange vorausdenken, es kommt meist ganz anders, als man denkt.“

Es war Herbst. Mutter Cordel und Amalie gingen in den Zellwald, um Pilze zu suchen. Sie kannten nur Pfifferlinge und Steinpilze. Ein Herr, den sie in einer Lichtung mit vielen Baumstümpfen trafen, zeigte ihnen dort eine Fülle von Schwämmen, den eßbaren Hallimasch und viele andere; aus Dankbarkeit für die Ernte, die sie kaum heimtragen konnten, lud ihn Frau Nelle zum Pilzessen ein. „Im Fenster liegen bunte Bälle und lederne Puppenbälge — Sie können uns nicht verfehlten.“ Malchen konnte an diesem Abend schwer einschlafen; sie hatte den Wald mit ganz andern Augen sehen gelernt. Im Traum hörte sie: Erdstern — Totentrompete — Boletus Satanas — aber der Erdstern behielt die Oberhand, wurde größer und leuchtender und durchstrahlte den ganzen Wald ...

Und der Herr kam öfters; es machte ihm offenbar Spaß, alle die Fragen des jungen Mädchens zu beantworten. Es wurden richtige Lektionen aus den Besuchen. Sie lasen zusammen in botanischen Büchern und besahen die Abbildungen. Es war der Naturforscher Dietrich, ein gewesener Apotheker, vor kurzem zugezogen, ein leidenschaftlicher Sammler, von der Gevatterin, bei der er wohnte, und ihresgleichen im Städtchen mit seinen Kräutern und Molchen als Hexenmeister verschrien. Einmal las er seiner Schülerin aus dem großen Linné vor, welchen Mut, welche Zähigkeit im Ertragen von Mühen und Beschwerlichkeiten diese Wissenschaft fordert; denn die Merkwürdigkeiten und Geheimnisse der Natur wollen an Ort und Stelle

betrachtet sein. Ein andermal erzählte er der lauschenden Familie von seinen Vorfahren, vom Ziegenhainer Bauernbotanikus, vom Jenenser Botanikprofessor, vom Onkel Gottlieb, dem Vorsteher der großherzoglichen Gärten in Eisenach, der als schmucker Landknabe im kurzen Westchen, den Arm voller Kräuter und Blumen, dem Spaziergänger Goethe aufgefallen war, so daß dieser ihn aufforderte, im Reisewagen mit ihm nach Karlsbad zu fahren; und dort hat er dann nach dem Zeugnis des Dichters Damen und Herren als botanisches Wunderkind durch seine Kenntnisse und seine Findigkeit in Erstaunen versetzt. Und Malchen freute sich an der Dietrichia Coccinea, die nach jenem Goetheliebling getauft ist, und behielt auch in ihrem guten Gedächtnis eine Unzahl von lateinischen und griechischen Pflanzennamen; aus der gelehrigen Schülerin wurde eine helfende Begleiterin des Naturforschers und — wenn auch nur mit halbem Einverständnis der besorgten Eltern — seine Gattin!

In der Regel ging das junge Paar gleich nach der Morgensuppe auf Wanderschaft; schwer beladen, eingestäubt und erschöpft machte man sich abends noch an das Einlegen der Pflanzen und Zweige. Im Winter begann dann das Ordnen der sommerlichen Ernte: In der Stube wurde ein möglichst großer freier Platz geschaffen, der wurde mit Kreide in vierundzwanzig Haupt- und außerdem in Unterfächer geteilt. Wenn alle Pflanzen eingeordnet waren, ging man an die Herstellung der verschiedenen Sammlungen. Da gab es offizinelle Pflanzen für Apotheker, Gräser und Futterkräuter für Landwirte, Giftpflanzen für Lehranstalten, Moose, Farne und Flechten für Liebhaber und Gelehrte. Die Wäscheschränke, die Amalie mit in die Aussteuer gebracht hatte, füllten sich mit Herbarien, Mineralien, Amphibien, Muscheln und Samen. Wie ein Regiment von Soldaten marschierten die tausenderlei Insekten in den mit Quecksilber versehenen Kästen daher; alle streckten sie ihre sechs Beinchen im Laufschritt vor sich, als wäre ihnen mitten im Marschieren ein plötzliches Halt zugerufen worden. Die dazu geschriebenen Erläuterungen über Fundort und Lebensweise legten Zeugnis ab, wie eingehend man das unscheinbarste dieser Geschöpfe beobachtet hatte. Wie sorgfältig wußte Amalie alsbald mit den im Tode zusammengezogenen Gliedmaßen dieser Zwerge umzugehen! Denn die Beinchen und Fühlhörner waren so spröde, und der kleinste Bruch machte das Tier wertlos. Mit scharfen Augen hielt der Gatte häufig Rundschau über seine leblosen Truppen.

Doch das unruhige Jahr 1848 brachte Rückgänge der Bestellungen; die Mutter, die bisher den Haushalt mit versorgt hatte, starb, ein Kind, ein gar winziges Mädchen, wurde geboren. Eine Stütze mußte ins Haus genommen werden, wenn Amalie weiter als Laborantin mithelfen sollte, wie der Gelehrteneifer und der in schwierigen Situationen überhandnehmende Gelehrtenegoismus des Gatten es

wünschte. Geldsorgen, Eifersuchtsszenen, Gewissenskonflikte stellten sich ein. Wenn wochenlange Fahrten in andere Gegenden sich als notwendig erwiesen, um Spezialitäten, wie Strand- oder Gebirgs- pflanzen, zu entdecken und zu sammeln, sollte sie ihrem Manne in dieser Ausschließlichkeit Gehilfin oder ihrem Kinde Mutter sein?

Wieder einmal nach langer Reise sah Amalie den Kirchturm der Heimatstadt auftauchen; wie sie sich auf die Ruhe dahem freute! Müden Schrittes stieg sie die Stufen hinan; wenn die da drinnen wüßten —, sie klopfte und lauschte; der Gatte war natürlich wohl wieder ganz vertieft in seine Schreibereien, sie mußte stärker klopfen; die Tür war verschlossen. Enttäuscht stieg sie die Treppe hinunter und klopfte bei den Wirtsleuten; von der erschrockenen Frau erfuhr sie, daß Herr Dietrich fortgezogen und die Tochter Charitas bei fremden Leuten in einem Nachbarort untergekommen sei ...

Mit fieberhaftem Eifer arbeiteten nun Mutter und Tochter. „Ich suche die Sammlungen aus“, sagte Amalie zu Charitas, „du besorgst die Unterschriften, schreib so sauber, wie du kannst!“ Nach langen Mühen und einigen Geschäftsreisen in Sachsen, die nicht ohne Erfolg gewesen waren, konnte sie nach Hamburg fahren, wo sich stets ein besonders lebhaftes Interesse für solche Dinge gezeigt hatte. Ein dortiger Apotheker empfahl sie an einen Herrn, der in einem Hinterhaus vier Treppen hoch wohnte; er interessierte sich besonders für Kryptogamen. Als er die Fülle der Moose vor sich ausgebreitet sah, geriet er in helles Entzücken; da er aber die sechs Taler nicht aufzubringen vermochte, rief er nach längerem Besinnen: „Ich weiß etwas! Sehen Sie, liebe Frau, ich gebe Ihnen eine Adresse, und sollte sie, was ich bestimmt hoffe, Ihnen von großem Nutzen sein, lassen Sie mir die Moose umsonst!“

Nicht lange danach stand Frau Dietrich vor einem der reichsten Kaufherren der Stadt, Caesar Godeffroy mit Namen. 65 große Segelschiffe gehörten ihm, die den Verkehr zwischen Europa und Australien vermittelten. Den „Fürsten der Südsee“ nannten ihn daher mit Stolz die Hamburger, denen er ein naturwissenschaftliches Museum großen Stils einzurichten begonnen hatte. Die vorgelegten Sammlungen gefielen dem gewieften Kenner; er verlangte außerdem Zeugnisse wissenschaftlicher Autoritäten zu sehen. Es war für die viel Herumgekommene nicht schwer, solche beizubringen. So schrieb ein Professor von der Thüringer Forstakademie Tharandt: „Seit einer Reihe von Jahren ist mir Frau Amalie Dietrich als tüchtige Botanikerin bekannt. Als Schülerin ihres Mannes hat sie eine vortreffliche Anleitung gehabt. Die Dietrichschen Sammlungen waren stets sorgfältig präpariert und mit Geschmack und Verständnis geordnet. Frau Dietrich hat für ihren Beruf eine ungewöhnliche Begabung, einen scharfen, gutgeschulten Blick für alles, was die Natur bietet, und eine große Sicherheit im Bestimmen des gesammelten Materials.“

Hamburg, 3. 1. 1864

Sehr geehrte Frau Dietrich!

Es hat uns recht gefreut, daß Sie auf unserem Schiff mit Ihrer vollständigen wissenschaftlichen Ausrüstung glücklich in Australien angekommen sind. Sie schreiben uns, daß Sie schon tüchtig sammeln und präparieren; darüber freuen wir uns nicht minder. Wir werden unsererseits dafür sorgen, daß Sie stets mit Büchern, Kisten, Tüten, Blechdosen, Seiden- und Löschkörpern, Mikroskopen, Gift, Kisten für lebendige Schlangen, Gläsern, Benzin, Werg und Salz reichlich versehen sind. Über das Sammeln der Schmetterlinge möchten wir bemerken, daß Sie auch die größten Nachtfalter, wenn Sie ihnen die Flügel zusammenklappen, ruhig in Tüten absenden können. Wir möchten Ihre Aufmerksamkeit auch auf das Sammeln von Fischen lenken. Die, die zu groß sind, um in Spiritus verschickt zu werden, müssen Sie in Salz gut verpökelt senden. Wir freuen uns, daß Sie nördlicher ins Innere gehen wollen und möchten Sie bitten, nicht nur Skelette von dort vorkommenden Tieren, sondern auch Skelette und Schädel von Eingeborenen zu senden. Diese Sachen sind sehr wichtig für die Völkerkunde. Wir haben das gute Zutrauen zu Ihnen, daß Sie das alles machen werden.

Ohne ein Mehreres für heute
grüßen Sie freundlichst

J. C. Godeffroy & Sohn

Port Maky, 3. 1. 1867

Liebe Charitas!

Zu meiner großen Freude sehe ich, daß Du jetzt gern in Wolfenbüttel im Institut der Henriette Breymann bist, und daß Du endlich Deine Aufgabe richtig erfaßt hast. Du wirst je länger desto mehr erfahren, daß einem das Beste und Höchste im Leben nicht mühelos in den Schoß fällt.

Ich bin in der Nähe von Port Maky. Die hier wohnenden Europäer beschäftigen sich namentlich mit dem Anbau von Zuckerrohr, das einen Reiter hoch zu Roß weit überragt.

Eine Verständigung mit den Eingeborenen in der Wildnis wird für mich immer eine schwere Sache bleiben, zumal mich meine Expeditionen zu den verschiedenen Stämmen führen. Aber ich habe schon eine gewisse Gewandtheit, durch Gesten auszudrücken, was ich von ihnen will. Neulich habe ich mir durch Farbe das Leben gerettet. Die Papuas hatten mir irgendetwas sehr übel genommen, denn eines Tages kamen sie sehr zahlreich und belagerten drohend mein Haus. Sie taten nichts, aber ließen mich nicht hinaus, sie wollten mich aushungern. Ich zeigte ihnen durchs Fenster Mehl, das sie sehr gern essen, Spiegel, Tabak — sie schüttelten grinsend den Kopf. Da griff

ich endlich zur Farbe und zeigte ihnen deren Wirkung auf einem Stück Holz. Sie stützten, verhandelten untereinander und wurden um der Farbe willen zugänglich; ich gab ihnen alle, die ich hatte.

Sammeln kann ich hier, daß ich das Material kaum bewältigen kann. Auf einer Kanufahrt habe ich neulich Tange und Algen in so eigenartigen Formen gefunden, daß ich Dir davon Dubletten schicken will. Sind diese kleinen, feinen, tannenförmigen Gewächse nicht bildschön? Und nun erst die Fische! Dieser Reichtum an Formen und Farben! Es ist mir eine Beruhigung, daß Godeffroy die Fische sogleich nach ihrer Ankunft malen läßt, ich fürchte nämlich sonst, daß der Spiritus den Farbenzauber zerstört. Schade, daß man den Pflanzen und Tieren nicht etwas von ihrem Drum und Dran mitgeben kann. Losgelöst aus der näheren Umgebung kann alles nachher im Museum nicht so wirken, wie es sollte. Wie wird mir sein, wenn ich Dir erst dort alles selbst zeigen kann!

Für heute Lebewohl,
und sei herzlichst begrüßt von

Deiner Mutter

Hamburg, 5. 11. 1870

Sehr geehrte Frau Dietrich!

Mit Freuden erfuhren wir von den Herren Rabone Feetz & Comp. in Sidney, daß daselbst 28 Kisten und zwei Fässer Naturmaterial sowie zwei Kisten mit Pflanzen von Ihnen angekommen sind; mit der „Susanne“ sind neulich hier in Hamburg 2 Kisten Spirituspräparate, eine Kiste Herbarien, eine Kiste Vogelbälge und eine mit Seconchylien und Seesternen eingetroffen. Nun möchten wir gern von Ihnen Holzsorten haben: Probeblöcke der dort vorkommenden Arten, vier Stück von jeder Sorte, zwölf Zoll hoch. Die Blöcke müssen alle mit eingeschnittenen römischen Ziffern nummeriert und entsprechend im Register aufgeführt sein; nummerierte Zweige und Blätter müssen diejenigen Nummern begleiten, deren lateinische Namen Sie dort nicht mit voller Bestimmtheit beifügen können. Die gesandten Moose sind schon in Halle bearbeitet und in einer wissenschaftlichen Abhandlung besprochen. Über die Algen schreibt uns Dr. Grunow: „Es ist mir ein besonderes Vergnügen, die entschieden neuen Arten nach ihrer im Dienst der Wissenschaft ebenso eifriger wie mutigen Entdeckerin nennen zu können: Amansia Dietrichiana und Sargassum Amalie.“

Wir grüßen Sie inzwischen freundlichst
i. A.: Schmelz, Custos am Museum Godeffroy

Nach der Heimkehr (1873) verlebte Amalie Dietrich dreizehn Jahre im Hause Godeffroy. Sie arbeitete so viel sie mochte im Museum, von dem sie einen großen Teil zusammengetragen hatte. Sie war ein gern gesehener und wohl der originellste Gast in den ersten Familien der Stadt. Aber auch in mancher Kellerwohnung und in manchem Hof ihres Stadtteils verkehrte sie freundschaftlich und hatte für alle Leiden einen guten Rat, einen bitteren, aber wohltuenden Trank oder ein scharfes Zugpflaster.

Immer wieder bedauerte sie, daß sie so wenig gelernt hätte und besuchte viele Vorträge. Als sie einmal las, daß in Berlin ein Kongreß für Anthropologen stattfände, bei dem auch über Australien gesprochen werden sollte, fuhr sie hin und bat, die alte braune australische Ledertasche in der Hand, um Einlaß. Der Diener verweigerte es, weil Frauen sowieso ausgeschlossen wären. Schließlich erreichte sie, daß der Vorsitzende, Geheimrat Professor Neumeyer, herbeigeholt wurde. Der stellte sie sofort dem Vorstande vor und sagte: „Ich denke, der Frau Amalie Dietrich gebührt in unserer Versammlung ein Ehrenplatz.“ Bei diesen Worten rollten ihr die Tränen über die gefürchteten Wangen.

Nach der von ihrer Tochter — Charitas Bischoff — geschriebenen
Biographie, bearbeitet von Wilhelm Blume

Bekenntnis

- E**s gibt eine treibende Kraft: Sehnsucht nach dem Unbekannten, Abenteuerlust.
- Es gibt eine große Lehre: Einsamkeit, Schweigen, Horchen.
- Es gibt eine hohe Schule: das Leiden.
- Es gibt einen Friedfürsten: die Arbeit.
- Es gibt eine siegreiche Waffe: die Güte.
- Es gibt ein altes Gebot: liebe deinen Nächsten wie dich selbst!
- Es gibt eine Tat: sie heißt Hingabe;
- Hingabe aber ist Erfüllung des Lebens.

Fridtjof Nansen

Mutter und Tochter

1. { Spinn, spinn, mei-ne lie - be Toch-ter, ich kauf dir'n Paar Schuh.) Ich
„Ach ja, mei-ne lie - be Mut-ter, auch Schnal-len da - zu. } Ich
kann ja nicht spin - nen, es schmerzt mich mein
Fin-ger und tut und tut und tut mir so weh!“

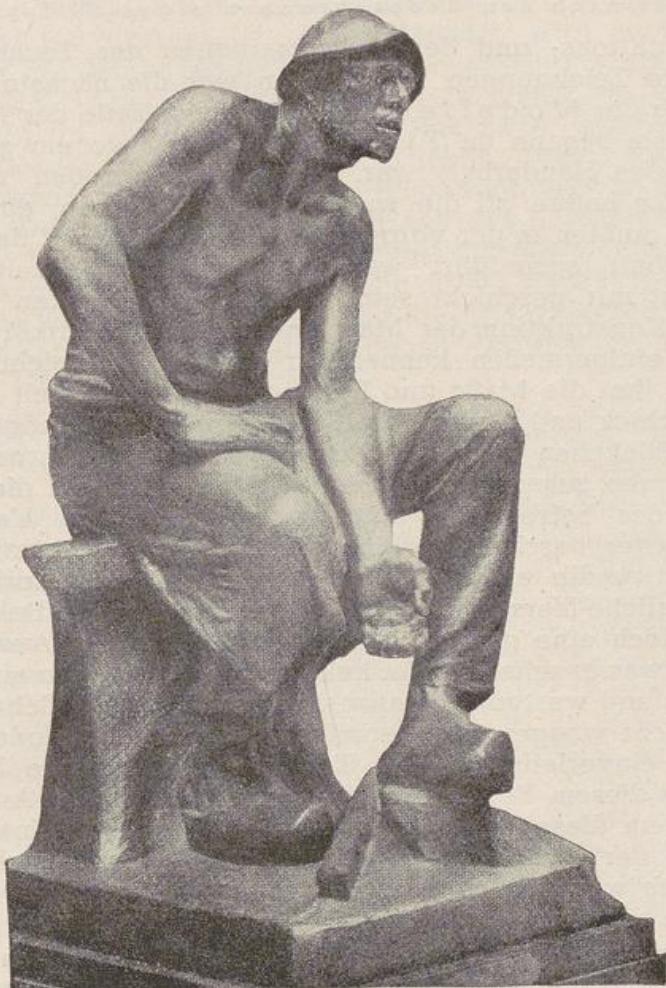
Spinn, spinn, meine liebe Tochter,
ich kauf dir 'n Paar Strümpf'!
„Ach ja, meine liebe Mutter,
schöne Zwicklein darin.
Ich kann ja nicht spinnen,
es schmerzt mich mein Finger
und tut und tut und tut mir so weh!“

Spinn, spinn, meine liebe Tochter,
ich kauf dir ein Kleid!
„Ach ja, meine liebe Mutter,
nicht zu eng und nicht zu weit.
Ich kann ja nicht spinnen,
es schmerzt mich mein Finger
und tut und tut und tut mir so weh!“

Spinn, spinn, meine liebe Tochter,
ich kauf dir ein'n Mann.
„Ach ja, meine liebe Mutter,
der steht mir wohlan!
Nun kann ich schon spinnen,
es schmerzt mich kein Finger
und tut und tut und tut mir nicht weh!“

Aus „Des Knaben Wunderhorn“

SECHSTER TEIL



C. Meunier

Der Eisenformer (1890)

Aus den „Eisernen Sonetten“ der Nylanddichter

Mein alter Lehrer sagte, uns zu sputen:
„Jungs, Klaun in de Äd!“ — Jungs, Klaun in de Äd!
Die Hände sind ein wundervoll Gerät.
Die Schultern sind wie Balken und wie Ruten.
Im Schwung des H a m m e r s kreist die Ewigkeit,
und jedem steht ein A m b o ß wohl bereit.

Die Teilhaber am Arbeitsprozeß in einer Maschinenfabrik

Geschildert nach den Beobachtungen eines Hilfsarbeiters

Die Konstruktions- und Berechnungsarbeiten der Techniker waren beendet, die Zeichnungen fertig. Nun war die nächste Arbeit, die Anfertigung der Modelle für die einzelnen Teile der Maschine zu erledigen; sie begann im Tischlersaal, wo ein gut Teil notwendigerweise Handarbeit war. Denn diese großen und kleinen Modellstücke hatten oft die wunderlichsten Formen, ein jedes eine andere; sie mußten in der vorgeschriebenen Größe auf das genaueste und dauerhaft ausgeführt werden. Wer hier arbeitete, mußte darum nicht nur geschickt sein, sondern auch denken können. Er mußte die Konstruktion der Maschine, deren Modellkörper er eben anfertigte, einigermaßen kennen; er mußte die Zeichnungen verstehen, die ihm die Maße und Formen für seine Arbeit angaben; er mußte Geschick und Gewandtheit besitzen, um aus möglichst wenig Brettern, Pflöckchen und Brettchen möglichst schnell, praktisch und gut die Formen zusammenzusetzen und zu gewinnen, die die Zeichnung für das betreffende Stück vorschrieb. Das Verhältnis zu seinem Meister beschränkte sich nicht nur auf Kontrolle, sondern bestand notwendig auch in einem Austausch der Ansichten über die bestmögliche Herstellung der geforderten Körper. Dabei war dem einzelnen doch eine gewisse Selbstständigkeit in der Ausführung gewahrt; und was er schaffte, war kein Teilstück, sondern ein in sich geschlossenes und wertvolles Ganzes, das nach seinem Gebrauch in der Gießerei nicht weggeworfen, sondern dauernd der Modellsammlung der Fabrik einverlebt wurde. Eine rein mechanische Fabrikarbeit war also in diesem Teile der Fabrik ausgeschlossen. Auch war der Raum, in dem diese Leute nicht allzu zahlreich miteinander arbeiteten, wohl der beste in der ganzen Fabrik: groß, hoch, licht und luftig. Staub war freilich auch hier genug, wie immer in Tischlerwerkstätten mit ihren groben und feinen Sägespänen.

Die fertigen, meist rotangestrichenen Modelle wurden dann der benachbarten Gießerei zugestellt, die uns den sogenannten „Guß“ zu liefern pflegte. Wenn man ihn brachte, war es unsere, der Handarbeiterkolonne Aufgabe, ihn abzuladen und zu wiegen, dann kam die sichtende Hand des **Modellmeisters**. Sein erprobtes Auge unterschied leicht Charakter und Bestimmung der einzelnen rohen Stücke, die oft nur noch entfernte Ähnlichkeit mit ihrem sauberen Modell aufzuweisen hatten, und jedes erhielt die besondere Chiffre, die nach der Sitte später die einzelnen fertigen Maschinen in dem Produktionsjournal der Fabrik führten.

Dann wurden sämtliche Teile dem **Monteur** überwiesen, der mit dem Bau der betreffenden Maschine beauftragt worden war. Diese Überweisung geschieht nicht ohne Auswahl. Sie wird u. a. mit dadurch geregelt, daß die einzelnen Vorarbeiter immer nur auf ganz bestimmte Maschinen eingearbeitet sind: der eine auf Hobelmaschinen und

Kreissägen, der andere auf Bohrmaschinen und Drehbänke usf. Gewöhnlich ist es so, daß immer zwei und mehr verschiedene Maschinen in derselben Abteilung im Bau begriffen sind — was für den erziehlichen Charakter der Arbeit dieser Leute ein unendlich wichtiges, förderndes Moment ist. Denn dadurch wird auch in diesen Abteilungen die letzte Möglichkeit einer schablonenhaften Fabrikarbeit beseitigt. Aber die Veranlassung zu dieser Einrichtung liegt freilich nicht in dieser moralischen Rücksicht, sondern in dem Charakter des ganzen Fabrikationsbetriebes. Diese Maßnahme ist nämlich notwendig, um die Schlosser überhaupt dauernd beschäftigen zu können. Denn mit dem aus der Hand des Modellmeisters überwiesenen groben Stück vermögen der beauftragte Monteur und seine Leute nur zum geringsten Teile schon etwas anzufangen. Ehe die Schlosser die letzte Hand anlegen und die Knaupelarbeit der Zusammensetzung der Maschine beginnt, gehen die meisten Stücke noch durch viele Hände.

Zunächst kamen sie auf die Platte des **Anreißers**, eines der wichtigsten und angesehensten Arbeiter in unserer Fabrik, durch seinen Beruf sowohl als durch seine Persönlichkeit. Der Mann hatte eine verantwortungsvolle Aufgabe. Er hatte nach den ihm vorliegenden, oft verwickelten Zeichnungen an den großen und kleinen Gußstücken mit Reißnadel und Grobzirkel alle Bohrungen, alle Hobelflächen, alle abzustoßenden Kanten und Ecken genau zu berechnen und zu bezeichnen. Von ihm hing es vor allem ab, ob schließlich die einzelnen Teile sich zusammenfügten und aufeinander paßten, ob die ganze Maschine schließlich klappte. Machen auch hier langjährige Übung und allmäßliche genaue Kenntnis der einzelnen Maschinen, ein praktischer Blick und eine geschickte Hand diese Tätigkeit leichter und zu einer gewohnheitsmäßigen — das eine steht doch fest, daß sie nie ohne die strikteste Aufmerksamkeit und ohne Gedankenarbeit getan werden kann. Ich habe, wohl weil ich als der intelligenteste unter den Handarbeitern erschien, dem Anreißer sehr oft bei seiner Arbeit behilflich sein und ihm die eisernen Lineale, Schienen usw. nachtragen, halten und stützen müssen; aber immer sah ich den Mann inmitten des dröhnen Lärms, mit der Zeichnung vor sich, probierend, rechnend, schweigend seine Arbeit tun. Man ist in vielen Kreisen so wenig imstande, sich einen rechten Begriff von dem Charakter der Fabrikarbeit zu machen, ist so leicht geneigt, jede Fabrikarbeit als die durchschnittlich tiefststehende, einfachste und darum notwendig billigste Art menschlicher Tätigkeit anzusehen, daß ich es für meine Pflicht halte, an dieser Stelle vor diesem leichten Urteil zu warnen und auf die Arbeit dieses Mannes hinzuweisen, die meines Erachtens viel größere geistige und physische Kraft erfordert und doch viel niedriger gelohnt ist, als z. B. die Tätigkeit vieler Subalternbeamten, Handlungsgehilfen, Kontoristen und anderer, die doch eine ganz andere gesellschaftliche Stellung und meist auch ein ganz anderes Einkommen haben als dieser und andere ihm gleichzuordnende Fabrikarbeiter.

Vom Anreißer hinweg brachten wir die Stücke je nach der Disposition ihrer Meister zu den **Bohrern** und **Hoblern**, Stoßern und Drehern. Bei den beiden ersten Kategorien finden wir das Gegen teil geistig anregender Fabrikarbeit. In selten unterbrochener Monotonie stehen der Bohrer und der Hobler an ihrer kleinen oder großen Arbeitsmaschine und lassen sie Löcher, immer Löcher bohren, Flächen, immer Flächen hobeln. Immer wieder sieht er den Stahlhobel die Flächen pflügen und glätten, den Bohrer wie spielend sich in das Gußeisen graben. Immer wieder führt er der erhitzten Stelle kühzendes Seifenwasser zu, immer wieder fegt er die groben Späne beiseite, bläst er die feinen mit dem Munde davon. Die einzige Tätigkeit, die dabei eifriges Nachdenken und Aufmerksamkeit fordert, ist das richtige Aufstellen der zu bohrenden und hobelnden Stücke. Die Löcher müssen nach der Vorschrift des Anreißers genau senkrecht, die Flächen genau waagerecht werden. Darum muß mit hölzernen Böcken, mit Brettern und Pflöckchen, mit Hammer und Wasserwaage, mit eines oder mehrerer Handarbeiter Unterstützung die rechte, genaue und feste Lage für das Stück gefunden werden. Ist das geschehen, so beginnen zum millionstenmale der Bohrer und Hobel ihre Arbeit, zu der des Menschen Auge nichts weiter tun kann, als immer nur zusehen und sie überwachen. Wunderlicherweise finden sich gerade unter diesen Leuten ebensogut schwache wie die stärksten Verdienster. Der eine, ein Hobler, der die größten Flächen, und der andre, ein Bohrer, der mit der größten Maschine die gröbsten und längsten Löcher an den stärksten und oft viele Zentner schweren Hauptteilen zu arbeiten hatte, und die beide im Akkordlohn standen, sollen nach übereinstimmendem Urteile vieler Arbeitsgenossen das höchste Einkommen von allen Arbeitern unserer Abteilung haben.

Wieder anders lag die Arbeit der **Stoßer** und **Dreher**. Beide Arbeitsarten, so verschieden sie im einzelnen auch voneinander sind, sind sich darin gleich, daß sie dem Manne, der an der Drehbank oder Stoßmaschine steht, wieder größere Selbständigkeit und Selbsttätigkeit ermöglichen. Der Stoßer, der an meist schon glatt und blank gefeilten Stücken Flächen, Ecken, Kanten bald geradlinig, bald kurven- oder kreisförmig abzustoßen hat, muß genau die vor gezeichnete Linie einhalten. Das zwingt ihn, sowie er die Maschine in Bewegung setzt, mit unausgesetzter Aufmerksamkeit in halb gebückter Stellung ihren Gang zu überwachen und zu dirigieren. Ganz ebenso der Dreher, dessen Aufgabe es ist, Bolzen, Wellen, Kurbeln und Hebel so zu kürzen, zu formen, so mit Nuten, Rissen, Einschnitten und Spitzen zu versehen, daß sie für die neue Maschine sofort verwendbar sind, jedenfalls aber nur noch geringer Nachhilfe durch die Schlosserfeile bedürfen. Freilich ist es nur Teilarbeit, kein organisches Ganzes, weder wenn er es unter die Hände bekommt, noch wenn er es aus den Händen gibt.

Als eine geradezu bedauernswerte Arbeit aber erschien mir immer die der **Aufreiber**, zweier schon älterer Männer, die tagaus, tagein, von

morgens bis abends nichts anderes zu tun hatten, als die von den Maschinen roh gebohrten Löcher fein, sauber, glatt nachzubohren — alles mit der Hand, im ewigen Einerlei.

In vollem Gegensatz hierzu stand die Tätigkeit unserer **Schlosser**. Wenn alles wie die Zeichnung es forderte, gebohrt, gehobelt, gestoßen, geschnitten und gedreht war, wenn die Schrauben, Muttern, Bolzen und Einsatzstücke geglüht und gehärtet, wenn die wenigen schmiedeeisernen und messingnen Teile beisammen waren, begann ihre Arbeit, der eigentliche Bau der Maschine. Unter der Leitung ihres Monteurs, immer die Zeichnung vor Augen, die Feile, den Hammer, den Meißel in der Hand, wurde ein Stück auf und in das andere gefügt, häufig nicht ohne große Mühe. Denn nicht immer paßten die Teile sofort zueinander. Da gab es nachzuhelfen, zehnmal zu probieren, zehnmal die Sache auseinanderzunehmen. Die glatten Flächen, die, nur rauh gehobelt, aufeinander zu laufen bestimmt waren, mußten — eine schwere Mühe — mit Glassand, Öl und Eisenstaub so lange eingeschmirgelt werden, bis sie dicht und fest aufeinander schlossen und doch glatt und leicht funktionierten. Zu dieser gefürchteten Arbeit wurden wir Handarbeiter mit Vorliebe herangezogen. Dann mußten rauhe Stellen abgeputzt, große Scheiben auf eiserne Wellen gekeilt, mit dem Handbohrer die der Maschine unzugänglichen Löcher gebohrt, Gewinde geschnitten, Bolzen und andere Stücke eingesetzt werden. Alles oft in der unmöglichsten Lage, hoch auf der Leiter, gebückt, knieend, kauernd, liegend auf dem Rücken oder auf dem Bauche. Mitunter, wenn es gar nicht klappte, wurde der oder jener Maschinenarbeiter, der Bohrer, Stoßer, Dreher herangeholt und nicht gerade in der zärtlichsten Weise von der von ihm verschuldeten fatalen Situation unterrichtet, ab und zu ihm auch das eine oder andere Stück zur Verbesserung zurückgegeben. Aber allmählich wurde es doch; man sah die Maschine wachsen, bis endlich die letzte Schraube angezogen war und das Ganze fix und fertig dastand. Dann folgte durch uns ihr Transport auf den Probiersaal, bis endlich eine tadellose Funktionierung des neuen Werkes erreicht war. Dann noch eine letzte Hauptprobe vor dem Direktor, dem Werkführer und dem Monteur, der sie gebaut hatte, und sie wurde den Händen der **Lackierer** überantwortet, die dem schwarzen Ungetüm ein freundliches, glänzendes Gewand gaben. Freilich hatten diese in unserer Fabrik immer nur die Maschinen mit derselben graugrünen Fabrikfarbe zu versehen. Auch die drei **Zimmerleute** standen ausschließlich dem **Packmeister** zur Verfügung, für den nur Kisten und Versandgestelle zu fertigen waren. Aber dieser arbeitsteilige Prozeß beruhte auf dem Prinzip der Arbeitsbeteiligung aller an demselben einen Arbeitsprodukte. Vom Meister und Monteur bis zum Packer schaffte jeder mit an dem gleichen Objekte, dem einen sinnvoll-komplizierten Ganzen einer Werkzeugmaschine, und konnte, wenn er wollte, sich mit der allgemeinen Konstruktion vertraut machen und sich an ihrem Gelingen zu seinem Teil mitverantwortlich fühlen.

Paul Göhre

Die neue Maschine

„Einschalten!“
zittert die Stimme des Meisters.
Erwartung auch er.
Funken sät der Motor.
Ein Brummen, der Anlauf.
Entspannung auf all den Gesichtern:
Sie läuft,
die große Maschine, an der wir so lange geschafft.

Sie läuft.
Ein Ruck nun, herum fliegt ein Hebel,
und nun stampfen die glänzenden Kolben:
Ruck, tuck, tuck, tuck,
ruck, tuck, tuck, tuck.

Immer im gleichen schwingenden Takt:
Ruck, tuck, tuck, tuck.

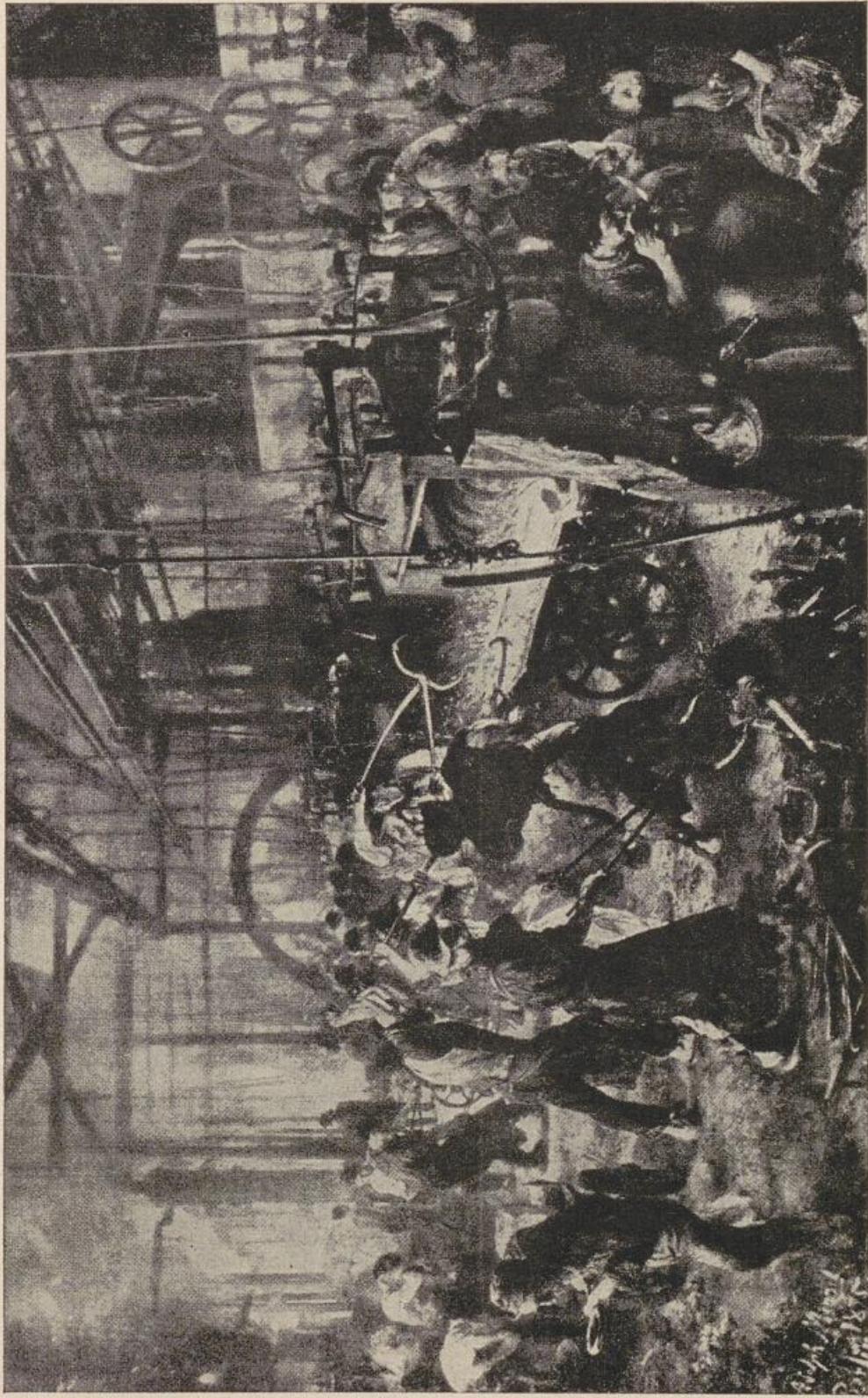
Darum auch leuchten allen die Augen,
vergessen der Monate endlose Müh,
vergessen ist all die vergangene Not
beim Anblick der kreisenden glänzenden Räder.
Nun, hören das schwingende feste Gestampf
der Maschine,
sein bei ihrer Geburt
bringt Wechsel ins Einerlei freudloser Tage,
macht froh unsre Fron,
gibt Sinn unserm Sein.

Einer hat im Gefühl dieses Seins
seinen Namen in eine Traverse geritzt:
Es soll nicht vergessen sein,
daß er geholfen beim Bau der Maschine.
Er.
Wer ist er?
Einer von uns,
einer von vielen,
die, wie er, teilhaben an diesem Werk:

Ingenieure, die die Pläne entwarfen,
Vorzeichner, die sie ausgeführt,
Schlosser, die all die hundert verschiedenen Teile
mit Sorgfalt befeilt, gebohrt und zusammengesetzt.

Eisenwalzwerk (1875)

A. v. Menzel



Kranführer, die die werdenden Teile
von Werkbank zu Werkbank geschafft,
und selbst der Portier, der uns täglich hineinließ ins Werk
und abends heraus nach qualvoller Mühe,
hat teil an dem Ganzen,
das endlich erstand.
Was soll da der Name des Einen?
Ich lösche ihn aus.
Wir schufen das Werk.
Wir leben in ihm,
und wehe den Menschen,
die es vergessen;
denn kein einzelner lebt ohne das Ganze.
Das Ganze ersteht durch der Hände Verein.
Der Hände Verein segnet die Menschheit.

Erich Grisar

Walzwerk

Werkgebäude und Schlackenhalden. Darüber hängt
immer die gleiche Wolke, flockig und rauchgetönt.
Um den weißlich qualmenden Kühlurm eng gedrängt
Schlot bei Schlot und Dächer, an Ruß und Qualm gewöhnt.

Weithin gähnende Hallen, darinnen es dunstet und raucht,
und ein Brodem sich braut, aus Öl und Schweiß gemischt.
Rundum siedet es auf, quarrt es, knattert und faucht,
während kochendes Eisen in flammendem Zorne zischt.

Von den harten Kiefern der Walzenstraße gepackt,
plättet sich Eisen zu bläulich gleißendem Stahl.
Jetzt gehoben, wird es gedreht, geschweißt, gezwackt.
Kreischend winselt und heult es auf aus solcher Qual.

Nackte Leiber, schweißig, mit tiefem Rot beschwemmt,
und zehn Arme zerren hinter sich her
eine glühende Schlange. In Zangen festgeklemmt
windet sie sich und dehnt sich mehr und mehr.

Ofen glosten, aus Rillen und Ritzen bleckt
grimmige Zähne die brodelnde Eisenglut.
Eine feuerfarbne Flammenzange leckt
nach dem grauen Himmel, der über dem Werke ruht.

Karl Bröger

Fürchten und Hoffen eines Mechanikerlehrlings nach 1900

1. Vor der Entscheidung

Man hatte gegessen, und Hans wollte schon aufstehen, da sagte sein Vater in seiner kurzen Art: „Magst du gern Mechaniker werden, Hans, oder lieber ein Schreiber?“ „Wieso?“ fragte Hans erstaunt zurück. „Du könntest Ende nächster Woche beim Mechaniker Schuler eintreten oder übernächste Woche auf dem Rathaus als Lehrling. Überleg' dir's gründlich! Wir reden dann morgen darüber.“

Hans stand auf und ging hinaus. Die plötzliche Frage hatte ihn verwirrt und geblendet. Unerwartet stellte sich das tägliche, tätige, frische Leben vor ihn hin, hatte ein lockendes Gesicht und ein drohendes Gesicht, versprach und forderte. Eine rechte Lust hatte er weder zum Mechaniker, noch zum Schreiber. Die strenge körperliche Arbeit beim Handwerk schreckte ihn ein wenig. Da fiel ihm sein Schulfreund August ein, der ja Mechaniker geworden war, und den er fragen konnte. Während er über die Sache nachdachte, wurden seine Vorstellungen trüber und blasser, die Angelegenheit schien ihm doch nicht gar so eilig und wichtig. Er ging lange im Garten auf und ab, bemühte sich klarzuwerden, war aber von einem zähen, schlaftrigen Nebel umgeben. Plötzlich ergriff ihn eine klare, starke Erinnerung aus der Zeit, da hier im Garten noch seine Hasen herumsprangen und sein Wasserrad' und Hammerwerkchen liefen. Er mußte an einen Septembertag denken vor drei Jahren. Es war am Vorabend vor einem Fest. August war zu ihm gekommen und hatte Efeu mitgebracht; nun wuschen sie ihre Fahnenstangen blank und befestigten den Efeu an den goldenen Spitzen, von morgen redend und sich auf morgen freuend. Sonst war nichts und geschah nichts, aber sie waren beide so voll Festahnung und großer Freude gewesen, die Fahnen hatten in der Sonne geglänzt, die Anna hatte Zwetschgenkuchen gebacken, und zur Nacht sollte auf dem hohen Felsen das Feuer angezündet werden.

Hans wußte nicht, warum er gerade heute an jenen Abend denken mußte, nicht, warum diese Erinnerung so schön und mächtig war, noch, warum sie ihn so elend und traurig machte. Er wußte nicht, daß im Kleide dieser Erinnerung seine Kindheit und sein Knabentum noch einmal fröhlich und lachend vor ihm aufstanden, um Abschied zu nehmen und den Stachel eines gewesenen und nie wiederkehrenden großen Glücks zurückzulassen. Er glaubte wieder die goldenen Fahnen spitzen blinken zu sehen, seinen Freund August lachen zu hören und den Duft der frischen Kuchen zu riechen, und das war alles so heiter und glückselig und ihm so ferngerückt und fremd geworden, daß er sich an den rauhen Stamm der großen Rottanne lehnte und in ein hoffnungsloses Schluchzen ausbrach, das ihm für den Augenblick Trost brachte und Erlösung gewährte.

Am andern Mittag lief er zu August, der jetzt erster Lehrling geworden und mächtig auseinandergegangen und gewachsen war. Er erzählte ihm sein Anliegen wegen des Mechanikerwerdens. „Das ist so 'ne Sache“, machte jener und schnitt ein welterfahrenes Gesicht dazu. „Das ist so 'ne Sache. Weil du nämlich so ein Schwachmatikus bist. Im ersten Jahr hast du immer beim Schmieden das verdammt Draufschlagen, und so'n Vorhammer ist kein Suppenlöffel. Und mußt die Eisen herumtragen und abends aufräumen, und zum Feilen gehört auch eine Kraft, und im Anfang, bis du was los hast, kriegst du nix als alte Feilen, die hauen nix und sind glatt wie ein Affenarsch.“ Hans wurde sogleich kleinlaut. „Ja, dann soll ich's lieber bleiben lassen?“ fragte er zaghaft. „Jerum, das hab' ich doch nicht gesagt! Sei doch kein Lamech! Bloß, daß es am Anfang kein Tanzboden ist. Aber sonst, ja — so ein Mechaniker ist was Feines, weißt du, und 'nen guten Kopf muß einer auch haben, sonst kann er Grobschmied werden. Da guck' mal her!“ Er brachte ein paar kleine, feingearbeitete Maschinenteile herbei, aus blankem Stahl, und zeigte sie Hans. „Ja, da darf kein halber Millimeter dran fehlen. Alles von Hand geschafft, bis auf die Schrauben. Da heißt's: Augen auf! Die werden jetzt noch poliert und gehärtet, dann hat sich's.“ „Ja, das ist schön. Wenn ich nur wüßte...“ August lachte. „Hast Angst? Ja, ein Lehrbub wird halt kuranzt, da hilft alles nix. Aber ich bin auch noch da, und ich helf' dir dann schon. Und wenn du am nächsten Freitag anfängst, dann hab' ich gerade mein zweites Lehrjahr fertig und kriege am Samstag den ersten Wochenlohn. Und am Sonntag wird gefeiert, und Bier und Kuchen und alle dabei, du auch, dann siehst du mal, wie's bei uns hergeht. Ja, da schaust du! Und überhaupt sind wir ja früher auch schon so gute Freunde gewesen.“

Beim Essen sagte Hans seinem Vater, er habe Lust zum Mechaniker, und ob er in acht Tagen anfangen dürfe. „Also gut“, sagte der Papa und ging nachmittags mit Hans in die Schulersche Werkstatt und meldete ihn an.

2. Den ersten Tag am Schraubstock

In der Werkstatt wurde schon flott gearbeitet. Der Meister war gerade am Schmieden. Er hatte ein Stück rotwarmes Eisen auf dem Amboß, ein Geselle führte den schweren Vorhammer, der Meister tat die feineren, formenden Schläge, regierte die Zange und schlug zwischenein mit dem handlichen Schmiedehammer auf dem Amboß den Takt, daß es hell und heiter durch die weit offenstehende Tür in den Morgen hinausklang.

An der langen, von Öl und Feilspänen geschwärzten Werkbank stand der ältere Geselle und neben ihm August, jeder an seinem Schraubstock beschäftigt. An der Decke surrten rasche Riemen, welche die Drehbänke, den Schleifstein, den Blasebalg und die Bohrmaschine trieben, denn man arbeitete mit Wasserkraft. August nickte seinem eintretenden Kameraden zu und bedeutete ihm, er solle an der Tür warten, bis der Meister Zeit für ihn habe. Hans

blickte die Esse, die stillstehenden Drehbänke, die sausenden Riemen und Leerlaufscheiben schüchtern an. Als der Meister sein Stück fertig geschmiedet hatte, kam er herüber und streckte ihm eine große, harte und warme Hand entgegen. „Da hängst du deine Kappe auf“, sagte er und deutete auf einen leeren Nagel an der Wand.

„So komm! Und da ist dein Platz und dein Schraubstock.“ Damit führte er ihn vor den hintersten Schraubstock und zeigte ihm vor allem, wie er mit dem Schraubstock umgehen und die Werkbank samt den Werkzeugen in Ordnung halten müsse. „Dein Vater hat mir schon gesagt, daß du kein Herkules bist, und man sieht's auch. Na, fürs erste kannst du noch vom Schmieden wegbleiben, bis du ein bißchen stärker bist.“ Er griff unter die Werkbank und zog ein gußeisernes Zahnrädchen hervor. „So, damit kannst du anfangen. Das Rad ist noch roh aus der Gießerei und hat überall kleine Buckel und Grate, die muß man abkratzen, sonst gehen nachher die feinen Werkzeuge dran zuschanden.“ Er spannte das Rad in den Schraubstock, nahm eine alte Feile her und zeigte, wie es zu machen sei. „So, nun mach' weiter. Aber daß du keine andere Feile nimmst! Bis Mittag hast du genug dran zu schaffen, dann zeigst du's mir. Und bei der Arbeit kümmert du dich um gar nichts, als was dir gesagt wird. Gedanken braucht ein Lehrling nicht zu haben.“ Hans begann zu feilen. „Halt!“ rief der Meister. „Nicht so. Die linke Hand wird so auf die Feile gelegt. Oder bist du ein Linkser?“ „Nein.“ „Also gut. 's wird schon gehen.“ Er ging weg an seinen Schraubstock, den ersten bei der Türe, und Hans sah zu, wie er zurechtkam. Bei den ersten Strichen wunderte er sich, daß das Zeug so weich war und so leicht abging. Dann sah er, daß das nur die oberste spröde Gußrinde war, die lose abblätterte, und daß darunter erst das körnige Eisen saß, das er glätten sollte. Er nahm sich zusammen und arbeitete eifrig fort. Seit seinen spielerischen Knabenbasteleien hatte er die Schuljahre hindurch nie das Vergnügen gekostet, unter seinen Händen etwas Sichtbares und Brauchbares entstehen zu sehen.

„Langsamer!“ rief der Meister herüber. „Beim Feilen muß man Takt halten — eins zwei, eins zwei. Und draufdrücken, sonst geht die Feile kaputt.“ Da hatte der älteste Geselle etwas an der Drehbank zu tun, und Hans konnte sich nicht enthalten hinüberzuschießen. Ein Stahlzapfen wurde in die Scheibe gespannt, der Riemen übersetzt, und blinkend surrte der Zapfen, sich hastig drehend, indessen der Geselle einen haardünnen, glänzenden Span davon abnahm. Und überall lagen Werkzeuge, Stücke von Eisen, Stahl und Messing, halbfertige Arbeiten, blanke Rädchen, Meißel und Bohrer, Drehstähle und Ahlen von jeder Form; neben der Esse hingen Hämmer und Setzhämmer, Amboßaufsätze, Zangen und Lötkolben, die Wand entlang Reihen von Feilen und Fräsen; auf den Borden lagen Ölappen, kleine Besen, Schmirgelfeilen, Eisensägen und standen Ölkannen, Säureflaschen, Nägel- und Schraubenkistchen herum. Jeden Augenblick wurde der Schleifstein benutzt. Mit Genugtuung nahm Hans wahr, daß seine Hände schon ganz schwarz waren, und hoffte,

es möchte auch sein Anzug bald gebrauchter aussehen, der sich jetzt noch neben den schwarzen und geflickten Monturen der anderen lächerlich neu und blau ausnahm. Wie der Vormittag vorschritt, kam auch von außen noch Leben in die Werkstatt. Es kamen Arbeiter aus der benachbarten Maschinenstrickerei, um kleine Maschinenteile schleifen oder reparieren zu lassen. Es kam ein Bauermann, fragte nach seiner Waschmangel, die zum Flicken da war, und fluchte lästerlich, als er hörte, sie sei noch nicht fertig. Dann kam ein eleganter Fabrikbesitzer, mit dem der Meister in einem Nebenraum verhandelte. Daneben und dazwischen arbeiteten Menschen, Räder und Riemen gleichmäßig fort, und so vernahm und verstand Hans zum erstenmal in seinem Leben den Hymnus der Arbeit, der wenigstens für den Anfänger etwas Ergreifendes und angenehm Berauschendes hat. Um neun Uhr war eine Viertelstunde Pause, und jeder erhielt ein Stück Brot und ein Glas Most. Erst jetzt begrüßte August den neuen Lehrbuben. Er redete ihm aufmunternd zu und fing wieder an, vom nächsten Sonntag zu schwärmen, wo er seinen ersten Wochenlohn mit den Kollegen verjubeln wolle. Hans fragte, was das für ein Rad sei, das er abzufeilen habe, und er erfuhr, es gehöre zu einer Turmuhr. August wollte ihm noch zeigen, wie es später zu laufen und zu arbeiten habe, da fing der erste Geselle wieder zu feilen an, und alle gingen schnell an ihre Plätze. Als es zwischen zehn und elf Uhr war, begann Hans müde zu werden; die Knie und der rechte Arm taten ihm ein wenig weh. Er trat von einem Fuß auf den andern und streckte heimlich seine Glieder, aber es half nicht viel. Da ließ er die Feile für einen Augenblick los und stützte sich auf den Schraubstock. Es achtete niemand auf ihn. Wie er so stand und ruhte und über sich die Riemen singen hörte, kam eine leichte Betäubung über ihn, daß er eine Minute lang die Augen schloß. Da stand gerade der Meister hinter ihm. Die Gesellen lachten. „Das gibt sich schon“, sagte der Meister ruhig. „Jetzt kannst du einmal sehen, wie man lötet. Komm!“

Hans schaute neugierig zu, wie gelötet wurde. Erst wurde der Kolben warm gemacht, dann die Lötstelle mit Lötwasser bestrichen, und dann tropfte vom heißen Kolben das weiße Metall und zischte gelind. „Nimm einen Lappen und reibe das Ding gut ab. Lötwasser beizt, das darf man auf keinem Metall sitzenlassen.“ Darauf stand Hans wieder vor seinem Schraubstock und kratzte mit der Feile an dem Rädchen herum. Der Arm tat ihm weh, und die linke Hand, die auf die Feile drücken mußte, war rot geworden und begann zu schmerzen. Um Mittag, als der Obergeselle seine Feile weglegte und zum Händewaschen ging, brachte er seine Arbeit dem Meister. Der sah sie flüchtig an. „'s ist schon recht, man kann's so lassen. Unter deinem Platz in der Kiste liegt noch ein gleiches Rad, das nimmst du heut nachmittag vor.“ Nun wusch auch Hans sich die Hände und ging weg. Eine Stunde hatte er zum Essen frei. Es hatte ihm in der Werkstatt gut gefallen, nur war er so müd geworden, so heillos müd...

Hermann Hesse

Ein frischer Mecklenburger Schmiedejunge um 1850

1. Das Gesellenstück

De Tid vergeiht. Nah Johr un Dag
sitt Snut up sin Gedankenflag;
hei sitt un sitt un simmelirt,
en gor tau swor Stück Arbeit wir't,
ob't so woll müßt, ob't so woll güng,
un ob he't so woll klauk anfüngr,
un ob dat Mutter ok woll litt.
Hei druckst un druckst, un sitt un sitt. —
„Mein Gott“, seggt Snutsch, „wat dit woll heit?
Hei kümmert noch nich? — Dit's sonderboren! —
So lang' pleggt dat doch süs nich wohren.
Weit, dat dat Eten farig steiht,
un kümmert nich 'rin. — Segg mal, Jehann,
hest Du mit Vadern hüt wat hatt?“ —
„Ick? — Ne, bewohr! — wat süll ick hewwen?
Hei slog vermorrn de Klammern an,
un ick beslog dat Achterräd;
dunn kamm hei 'rut, besach dat Stück,
nickt mit den Kopp un lacht vör sick
so heimlich hen, gung in de Smäd',
un 't was, as wenn hei dor wat säd,
doch wat dat was, kunn 'ck nich verstahn.“ —
Dunn kümmert oll Snut herin tau gahn:
„Hüt, Mutter, is en Freudendag;
ick ded 't mi up min olles Flag
irst ganz gehürig aewerleggen,
doch nu kann ick 't mit Wahrheit seggen,
mit unsen Jung'n will 't sick regiren:
Wer einen sösstöll'gen Reifen leggt
un kriggt dat ganz alleine t'recht,
wotau zwei dücht'ge Kirle süs hüren,
so 'n Smid is echt.
Un, Jung! — Von Gott hest Du dé Knaken,
tau 'm dücht'gen Smid ded ick Di maken,
de Köster hett dat Sinig dahn,
Gott'sfurcht hest von den Preister lihrt
un nicks as Gauds von Oellern hürt,
nu kannst Du in de Frömd 'rin gahn,
un morgen schriwen wi Di ut.“ —
„Ja“, seggt de Ollsch un kickt em an
so aewerglücklich, „na, Jehann,
denn heistst Du endlich Jehann Snut;
un maken s' Di irst tau 'm Gesellen,
dann lat Di nich mihr Nüte schellen.“

2. Der Abschied

De oll Herr Paster, ganz verluren
in all de schöne Frühjohrspracht,
geiht unn'r 'e Linden up und dal;
sin Og' is hell, sin Hart, dat lacht.
Dunn kümmmt Jehann herup tau gahn;
de oll Herr süht 't un bliwwt bestahn:
„Sag' mal, Sophie, ist das nicht Hanne Nüte?“ —
„Ja, Vater!“ —
„Sieh bloß mal diesen Hanne Nüte,
er blüht wie Ros' und Apfelblüte!“ —
Un unse Smäd'jung kümmkt nu 'ranne.
„Gu'n Morgen, Herr Pastur!“ — „Gu'n Morgen, Hanne! —
Was wünschest Du, mein lieber Sohn?“ —
„Je, Herr Pastur, ick hadd min Profeschon
nu richtig lihrt un bün Gesell,
un gestern schrewen sei mi ut.“
„Das ist ja prächtig, lieber Schnut! —
Sophiechen, liebes Kind, geh' schnell
zu Mutter, Schnut wär' nun Gesell,
sie sollt 'ne Flasche Wein 'rausschicken,
und bring' auch ein paar Gläser mit,
wir wollen an den Tisch hier rücken.“ —
De Win, de kümmkt. — „Also ein Schmied,
neu von der Elle,
ein ausgeschriebener Geselle?“ —
„Ja, Herr, un wull Adjüs doch seggen.“
„Dann soll 's nun wohl auf 's Wandern gehn?“ —
„Ja, morgen, dacht wi, Herr Pastur.“ —
„Ei, ei! Das ist ja wunderschön!
Am ersten Mai auf Reisen gehn,
wenn neu erwacht ist die Natur,
zu ziehen durch die schöne Welt!
Ich hab' mein Sach' auf nichts gestellt.
Juchhei!

Trink aus, mein Sohn, trink aus den Wein!
Drink man, min Sön, ick schenk Di wedder in! —
Ja, wenn 's mein Stand und Alter litt',
ich zög' wahrhaftig gerne mit.
Und wo geht denn die Reise hin?“
„Je, Vader meint, in 't Reich herin
un denn nach Bellingen un Flandern;
un wenn dat möglich wesen kunn,
denn süss ick ok nah England wandern.“ —
„Und da hat Vater recht, mein Sohn,
die Hauptsache ist die Profession;
e i n s soll der Mensch von Grund aus lernen,

in einem Stücke muß er reifen,
und in der Nähe, in den Fernen
in seiner Kunst das Beste greifen,
so 'n Bursch muß durch die Länder schweifen,
die Ecken, Kanten 'runterschleifen;
muß lernen sich zu tummeln, röhren,
den Stoß durch Gegenstoß parieren,
bis in ihm fertig ist der Mann
und er sich selbst besiegen kann. —
Darauf — komm her — trink mit mir aus!
Und kehr' als tücht'ger Kerl nach Haus! —
Sieh' mich, mein Sohn! In meinen alten Tagen
lebt frisch noch die Erinnerung,
als ich, wie Du, einst frei und jung
den Flug tat in die Ferne wagen.
Ach, Jena, Jena! lieber Sohn,
sag' mal, hört'st Du von Jena schon?
Hast Du von Jena mal gelesen?
Ich bin ein Jahr darin gewesen,
als ich noch Studiosus war;
was war das für ein schönes Jahr!
Und auf dem Markte standen wir,
zur Hand ein jeder sein Rapier,
und Terz und Quart und Quartrevers —
gib mir Dein Glas nur wieder her —,
die flogen links und rechts hinüber!
Ja, ja, da ging es scharf, mein Lieber!"
Un nimmt en Enn' von Bohnenschacht:
„Sieh' so, mein Sohn, so wurd 's gemacht,
so lag man aus, so kreuzte man die Klingen." —
Un stött en pormal krüz un quer
un fängt dunn dütlich an tau singen —
sin leiwe Fru stunn acht'r 'e Dör! —

„Stoßt an! Jena soll leben!
Hurra, hoch!
Stoßt an! Jena soll leben!
Hurra, hoch!

Die Philister sind uns gewogen meist,
sie wissen den Teufel, was Freiheit heißt."
So ging's, so ging's, mein lieber Schnut." —
Dunn kümm't sin leiwe Fru herut
un schüdd't den Kopp un kickt em an:
„Ich weiß nicht, Vater, wie du bist,
wie man so weltlich singen kann!
Wie kannst Du so ein Beispiel geben?"
„Ja, sol Ja, sol! Mein Kind, mir ist
das heit're junge Frühlingsleben,

der Wein und die Erinnerungen
an Zeiten, wo dies Lied wir sungen,
ein bißchen in den Kopf gestiegen.
Doch Du hast recht! — Mein lieber Sohn,
lass' Dich von Torheit nicht betrügen!
Es ist auf Erden alles eitel,
das sagt schon König Salomon.“
Un geiht mit Hannern bet an t' Dur! —
„Nun reis' mit Gott, mein lieber Sohn!“
Un Hanne geiht, doch as hei sick
rechts in de Strat will 'rümmer wenn'n,
röppt em de Herr Pastur taurügg,
leggt an den Mund de beiden Hänn'
un röppt em tau: „Ein Wurt noch, Söhn!
Ich würde doch nach Jena gehn!“ —
Den annern Dag steiht Meister Snut
in sine Smäd. — Wo halt hei ut!
De Funken flogen vör Gewalt,
dat zischt un brus't, dat kloppt un klung!
De ganz oll Smäd, de sus't un knallt:
„So, nu man tau! Treck düller, Jung!“ —
De Püster-Jung, de treckt un treckt,
bet hei vör Hitt de Tung utreckt
un blöst ut Näs', un pust ut Nüster
noch düller, as sin eigen Püster.
Den Meister is hüt nicks tau Dank,
sin Red' is barsch, sin Stirn is krus;
dunn kümmmt, den Gorentun entlang,
Jehann un Mutter ut dat Hus.
De Ollsch, de gung an sine Sid,
de Hand up sine Schuller leggt,
de blage Schört vör dat Gesicht:
„Jehanning, wander nicht tau wid,
ich heww meindag süs keine Rauh,
gah nich ut Meckelborg herut,
für Di is 't grot naug, Jehann Snut.“
Oll Snut haut up dat Isen in,
dat zischt un sus't, dat klingt un knallt,
de Püster-Jung treckt vör Gewalt,
de Püster pust, all wat hei kunn.
„Ach, Vader“, seggt de Ollsch. —
„Na, Vsder“, seggt de Jung'. —
De Oll, de smäd't, dat knallt un klung.
„Hei is nu hir...“ — „Ick bün nu hir...“
Oll Snut grippt mit de Tang in 't Für —

Bautz! föllt de grote Hamer dal,
un noch einmal, un noch einmal!
„Ja, Vader, wull adjüs nu seggen.“
De Oll ward weg den Hamer leggen
un dreicht sick üm: „Is dat Manir?
So kümmst Du in 'ne Smäd herin?
Wer, meinst Du, dat ick för Di bün?
Hest Du den Bündel up den Nacken,
denn möst Di an den Meister wenn'n,
dat Vaderseggen hett en Enn';
denn heit 't mit mir 'auf Hufschmidtsch' snacken.“ —
Jehann gung stilling ut de Smäd.
Wo schot bi Vadern sine Red'
dat Blaud em in 't Gesicht,
dat 't as sin Vaders Isen lücht't!
Hei kamm taurügg un stunn nu dor,
den blanken Haut up 't gele Hor,
stiw as en Pahl, grad as 'ne Ell,
un kek nich rechts un links un frög:
„Mit Gunst, daß ich 'reinschreiten mög'?
Gott ehr' das Handwerk, Meister und Gesell.“ —
„Süh so, min Söhn, süh, so is 't recht.
Bi Höflichkeit un richt'gen Gruß,
dor steht Di apen jedes Hus;
dat hett noch keinen Schaden bröcht.
Makt 't Handwerk Di ok buten swart,
holl rein de Hand un rein dat Hart.
Un hest Du dörch de Welt Di slagen,
un hett Di 't buten nich gefolln,
denn kannst bi mi mal Umschau holl'n
un kannst nah Arbeit wedder fragen.
Un nu, min Söhn, herun den Haut!“
Un leggt de Hand em up den Kopp:
„Noch büst Du gaud, nu bliw ok gaud!“
Un langt den Hamer ut de Eck:
„So, nu man tau! Nu, Jung, nu treck!“
Jehann un Mutter gahn herut.
„Treck düller, Jung!“ seggt Meister Snut,
un sweiße un smäd't, de Funken flogen
em in 't Gesicht un in de Ogen,
dat hei sei, wenn 't de Jung' nich süht,
sick ut de Ogen wischen müßt.
„Na“, seggt hei, „orntlich narschen is 't:
Wo dumm un dämlich spritzt dat hüt.“ —

Fritz Reuter

Ein Schmelzofen im Schwabenland

Bekenntnis zu Völkerfried' und Einigkeit

Jez brennt er in der schönsten Art,
und 's Wasser ruuscht, der Blosbalg gahrt,¹⁾
und bis ass d' Nacht vom Himmel fallt
se würd die ersti Massle²⁾ chalt.

Und 's Wasser ruuscht, der Blosbalg gahrt;
i ha druf hi ne Gulde g'spart.
Gang Chüngi,³⁾ lengis⁴⁾ alte Wi,⁵⁾
mer wen e wengli lustig sy!

Ne Freudestund isch nit verwehrt;
me gnießt mit Dank, was Gott bischert,
me trinkt e frische frohe Mueth
und druf schmeckt wieder 's Schaffe gut.

E Freudestund, e guti Stund!
's erhaltet Lib und Chräfte gsund;
doch muß es in der Ordnig goh,
sust het me Schand und Leid dervo.

E frohe Ma, ne brave Ma!
Jez schenket i und stoßet a:
„Es leb der Marggrov und si Huus!
Zieht d' Chappen ab und trinket us!“

Und 's Bergwerch soll im Sege stohl
's het menge Burger 's Brod dervo.
Der Her Inspektor lengt in Trog⁶⁾
und zahlt mit Freud, es isch kein Frog.

Drum schenket i und stoßet a!
Der Her Inspektor isch e Ma,
er schafft e gute Wi ufs Werk,
er holt en über Tal und Berg.

Me streift der Schweiß am Ermel ab,
me schnufet, d' Bälg verstuune drab,⁷⁾
und mengi liebi Mitternacht
würd so am heiße Herd verwacht.

Der Schmelzer isch e plogte Ma,
drum bringet em's und stoßet a:
Gsegott! Vergiß die Schweiß und Ach,
's het ieden anderen au si Sach!

1) knarrt 2) bestimmtes Längenmaß Roheisen in Prismaform 3) Abkürzung von Kunigunde
4) holen, herlangen 5) Wein 6) Kasten 7) erschrecken darüber

Am Zahltag teilt isch doch mit kei'm,
und bringsch der Lohn im Nastuch heim,
se luegt di d' Marei fründli a,
und seit: „I ha ne brave Ma!“

Und wenn e Ma si Arbet thut,
se schmeckt em au si Esse gut;
er tuuschi nit in Leid und Lieb
mit mengem riche Galge-Dieb.

Mer sitze do und 's schmecktis wohl.
Gang Chüngeli³⁾ lengis⁴⁾ no emol,
wil doch der Ofe wieder goht,
und 's Erz im volle Chübel stöht!

So brenn er denn zu guter Stund,
und Gott erhalt ich alli gsund,
und Gott biwahr ich uf der Schicht,
daß niemes Leid und Unglück gschicht.

Und chumt in strenger Winters-Zit,
wenn Schnee uf Berg und Firste lit,
en arme Bub, en arme Ma,
und stöht ans Füür, und wärmt si dra,

und bringt e par Grumbireli⁸⁾
und leits ans Füür und brotet sie
und schloft by'm Setzer uffem Erz —
schlof wohl, und tröst der Gott di Herz!

Frog menge Ma: „Sag, Nochber he!
hesch au scho 's werde seh
im fürige Strom de Forme no?“
Was gilts, er cha nit sage: „Jo!“

Mir wüsse, wie me 's Ise macht,
und wie 's im Sand zu Massle²⁾ bacht
und wie mes druf in d' Schmidte bringt
und d' Luppen⁹⁾ unterm Hammer zwingt.

Jez schenket i und stoßet a:
Der Hammer-Meister isch au en Ma!
Wär Hammer-Schmid und Zeiner¹⁰⁾ nit,
do läg e Sach, was thät me mit?

Wie gings im brave Hamberchs-Ma?¹¹⁾
's muß jede Stahl und Ise ha;
und het der Schnider kei Nodle meh,
sen ischs au um si Nahrig gscheh.

2), 3) und 4) siehe Seite 246

8) Kartoffeln, 9) Klumpen 10) Stangenschmied 11) Handwerksmann

Und wenn im früeihe Morgeroth
der Buur in Feld und Fuhre stoht,
se muß er Charst und Haue ha,
sust isch er e verlohrene Ma.

Zum Broche brucht er d' Wägese,¹²⁾
zum Meihe brucht er d' Sägese,
und d' Sichle, wenn der Weize bleicht,
und 's Messer, wenn der Trübel¹³⁾ weicht.

Se schmelzet denn und schmiedet ihr,
und dank ich Gott der Her derfür!
Und mach en andere Sichle drus
und was me bruucht in Feld und Hus!

Und numme keini Sebel meh!
's het gnug misrabli Chrüppel ge,
's hinkt menge ohni Fuß und Hand
und menge schlöft im tiefe Sand.

Kei Hurlibaus,¹⁴⁾ ke Füsi¹⁵⁾ meh!
Mer hen 's Lamento öbbe gseh,
und ghört, wie's in de Berge chracht,
und Ängste g'ha die ganzi Nacht,
und g'litte, was me lide cha;
drum schenket i und stoßet a:
Uf Völkerfried' und Einigkeit
vo nun a bis in Ewigkeit!

Johann Peter Hebel

Brief des chinesischen Kaisers Wen-ti an den Häuptling der Hiung-nu (150 v. Chr.)

Tm Norden der Großen Mauer ist das Land Euer, und Ihr regiert es mit Recht. Im Süden gehören die Familien mir an; ich kann ihnen gebieten.

Mögen alle Völker im Frieden leben und die Eltern nie von ihren Kindern getrennt werden! Laßt uns unsere Soldaten entlassen und die Schwerter einschmelzen! Laßt uns friedlich in unseren Ländern arbeiten, auf daß die Greise Ruhe haben und die Jugend zu gesetzesstreuen Bürgern heranwachse, und alle werden glücklich sein.

Euer Land liegt im Norden, Ihr leidet unter der Kälte. Ich habe meinen Beamten empfohlen, Euch Baumwollstoffe und Reis zu senden. Bedenken wir, daß uns alle ohne Unterschied der gleiche Himmel deckt, die gleiche Erde trägt.

So haben wir den Wunsch, daß Friede in der Welt sei, auf daß die Fische im Wasser schwimmen, die Vögel in der Luft freier fliegen, die Insekten in den Wäldern summen mögen!

¹²⁾ Pflugschar ¹³⁾ Traube ¹⁴⁾ Kanonendonner ¹⁵⁾ Gewehr

Die Ballade von dem Soldaten

Das Schießgewehr schießt, und das Spießmesser spießt,
und das Wasser frißt auf, die darin waten.
Was könnt Ihr gegen Eis? Bleibt weg, 's ist nicht weis',
sagte das Weib zum Soldaten.

Doch der Soldat, mit der Kugel im Lauf,
hörte die Trommel und lachte darauf:
Marschieren kann nimmermehr schaden!
Hinab nach dem Süden, nach dem Norden hinauf!
Und das Messer fängt er mit Händen auf —
sagten zum Weib die Soldaten.

Ach, bitter bereut, wer des Weisen Rat scheut
und vom Alter sich nicht läßt beraten.
Ach, zu hoch nicht hinaus, es geht übel aus —
sagte das Weib zum Soldaten.

Doch der Soldat, mit dem Messer im Gurt,
lacht' ihr kalt ins Gesicht und ging über die Furt.
Was konnte das Messer ihm schaden?
Wenn weiß der Mond überm Mongefluß steht,
kommen wir wieder; nimm's auf ins Gebet —
sagten zum Weib die Soldaten.

Ihr vergeht wie der Rauch und die Wärme geht auch
und uns wärmen nicht Eure Taten.
Ach, wie schnell geht der Rauch! Gott behüte ihn auch —
sagte das Weib zum Soldaten.

Und der Soldat, mit dem Messer im Gurt,
sank hin mit dem Speer, und mtriß ihn die Furt,
und das Wasser fraß auf, die darin waten.
Kühl stand der Mond überm Mongefluß weiß,
doch der Soldat trieb hinab mit dem Eis —
Und was sagten dem Weib die Soldaten?

Er verging wie der Rauch, und die Wärme ging auch,
und es wärmten sie nicht seine Taten.
Ach, bitter bereut, wer des Weibes Rat scheut,
sagte das Weib zum Soldaten.

Bert Brecht

Ein Wüstentraum

Ich reiste durch eine afrikanische Ebene, und die Sonne schien heiß hernieder. Da lenkte ich mein Pferd unter einen Mimosenbaum, ließ es weiden und setzte mich unter das Gebüsch. Eine schwere Schläfrigkeit überfiel mich, und ich schlummerte ein. Im Schlaf hatte ich einen sonderbaren Traum.

Ich erblickte eine Wüste und eine Frau, die aus ihr heraustrat. Ihr schritt ein alter Mann entgegen, einen Stab in der Hand, auf dem eingeritzt war: „Weisheit“.

Sie sprach: „Ich sehe nichts vor mir als einen dunkel dahinströmenden Fluß mit steilen, hohen Ufern; nur manchmal, wenn ich die Augen beschattet, erblicke ich in weiter Ferne am Ufer sonnenbeschienene Bäume und Hügel. Oh, warum muß ich in dieses ferne Land wandern, das noch niemand erreicht hat? Oh, ich bin so einsam, ich bin ganz allein!“

Der alte Mann antwortete ihr: „Still! Was hörst du?“

Sie lauschte gespannt und sprach: „Ich höre Fußtritte — tausend und aber tausendmal Tausende, sie kommen alle dieses Weges!“

„Dies sind die Tritte derer, die dir folgen werden“, sprach er. „Geh voran! Mach eine Wegspur am Wasserrand! Wo du jetzt stehst, werden tausend und aber tausendmal Tausende von Menschenfüßen den Boden flach treten. Hast du je gesehen, wie Wanderheuschrecken sich einen Weg übers Wasser bahnen? Zuerst wagt sich eine an den Rand und wird hinweggefegt, und dann kommt eine andre und wiederum eine andre, und schließlich bauen sie mit ihren Leibern eine Brücke, über welche die übrigen sicher ziehen.“ Und die Frau fragte: „Von denen, die zuerst kommen, werden manche von der Strömung fortgerissen und versinken — so helfen ihre Leiber nicht einmal eine Brücke bauen?“

„Und wenn sie fortgerissen werden und versinken — was macht es aus?“

„Was macht es aus?“ wiederholte versonnen die Frau.

„Sie machen die erste Wegspur am Wasserrand.“ —

„Und wer“, fragte sie, „wird über die Brücke ziehen, die wir mit unseren Leibern bilden?“

„Die ganze Menschheit“, sprach er.

Da ergriff die Frau ihren Stab. Und ich sah, wie sie den dunklen Pfad zum Ufer hinunterschritt.

Olive Schreiner

(gekürzte Übersetzung aus dem Englischen)

Am Abend zu beten

Es geht ein Pflüger übers Land,
der pflückt mit kühler Greisenhand
die Schönheit dieser Erden.
Und über Menschenplan und -trug
führt schweigend er den Schicksalspflug,
vor dem zu Staub wir werden.

So pflügt er Haus und Hof und Gut
und Greis und Kind und Wein und Blut
mit seinen kühlen Händen.
Er hat uns lächelnd ausgesät
und hat uns lächelnd abgemäht
und wird uns lächelnd wenden.

Rings um ihn still die Wälder stehn,
rings um ihn still die Ströme gehn,
und goldne Sterne scheinen.
Wie haben wir doch zugebracht
wie ein Geschwätz bei Tag und Nacht
so Lachen wie Weinen!

Nun lassen Habe wir und Haus,
wir ziehen unsre Schuhe aus
und gehn mit nackten Füßen.
Wir säten Tod und säten Qual,
auf unsern Stirnen brennt das Mal,
wir büßen, wir büßen.

Und nächtens pocht es leis ans Tor,
und tausend Kinder stehn davor
mit ihren Tränenkrügen.
Und weisen still ihr Totenhemd
und sehn uns schweigend an und fremd
mit schmerzversteinten Zügen.

O gib den Toten Salz und Korn,
und daß des Mondes Silberhorn
um ihren Traum sich runde!
Und laß indessen Zug um Zug
uns leeren ihren Tränenkrug
bis zu dem bittern Grunde.

Und gib, daß ohne Bitterkeit
wir tragen unser Bettlerkleid
und Deinem Wort uns fügen.
Und laß uns hinterm Pfluge gehn,
solang die Disteln vor uns stehn,
und pflügen und pflügen.

Und führe heut und für und für
durchs hohe Gras vor meiner Tür
die Füße aller Armen.
Und gib, daß es mir niemals fehlt
an dem, wonach ihr Herz sich quält:
ein bißchen Brot und viel Erbarmen!

Ernst Wiechert (1946)

Die Teilung der Erde

Nehmt hin die Welt! rief Zeus von seinen Höhen
den Menschen zu. Nehmt, sie soll euer sein!
Euch schenk' ich sie zum Erb' und ew'gen Lehen,
doch teilt euch brüderlich darein!

Da eilt, was Hände hat, sich einzurichten,
es regte sich geschäftig jung und alt.
Der Ackermann griff nach des Feldes Früchten,
der Junker pirschte durch den Wald.

Der Kaufmann nimmt, was seine Speicher fassen,
der Abt wählt sich den edeln Firnewein,
der König sperrt die Brücken und die Straßen
und sprach: der Zehente ist mein.

Ganz spät, nachdem die Teilung längst geschehen,
naht der Poet, er kam aus weiter Fern' —
ach! da war überall nichts mehr zu sehen,
und alles hatte seinen Herrn!

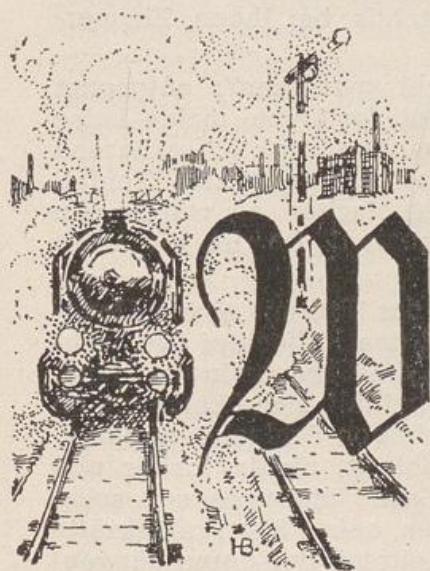
Weh mir! so soll denn ich allein von allen
vergessen sein, ich, dein getreuster Sohn?
So ließ er laut der Klage Ruf erschallen
und warf sich hin vor Jovis Thron.

Wenn du im Land der Träume dich verweilest,
versetzt der Gott, so hadre nicht mit mir.
Wo warst du denn, als man die Welt geteilet?
Ich war, sprach der Poet, bei dir.

Mein Auge hing an deinem Angesichte,
an deines Himmels Harmonie mein Ohr —
verzeih dem Geiste, der, von deinem Lichte
berauscht, das Irdische verlor!

Was tun? spricht Zeus; die Welt ist weggegeben,
der Herbst, die Jagd, der Markt ist nicht mehr mein.
Willst du in meinem Himmel mit mir leben —
so oft du kommst, er soll dir offen sein.

Friedrich Schiller



as ist's, was war's?

Ratterndes Rollen und ringendes Stampfen,
gellendes Pfeifen, zischendes Dampfen —
staubumstürmt in herrischer Hast
eilt die Last.

Aus fliegenden Fenstern blendendes Blinken,
verrinnende Rufe — verschwimmendes Winken —
ein letztes Zittern. Ein Hauch
verweht —
Restlein Rauch
zerfließt — vergeht — —

Was ist's? Was war's soeben?
Ein Zug? Ein Leben — — ?

Aus „Hundert Jahre Deutsche Eisenbahnen“ (1835—1935)

Der Lokomotivführer

Der „alte Zimmermann“ ist ein Mann im Lebensalter der höchsten Mannesrustigkeit, aber ein alter Lokomotivführer; denn während eines Vierteljahrhunderts auf der rüttelnden, tobenden Maschine stehen, in Wetter und Sturm, Hitze und Kälte und Regen einen Weg zurücklegen, der zwanzigmal um den Erdball reicht, das ist eine Arbeit, die schneller zum Greise macht als mit der Feder hinterm Ohr am warmen Ofen Akten lesen.

Zimmermann hebt bei den schwankenden, matrosenartig breitspurigen Schritten, mit denen er herankommt, beschwerlich die vom Stehen auf der dröhnenden Maschine schwach gewordenen Beine, die in dicken Filzstiefeln stecken. Er hat die Pelzmütze tief über die Ohren gezogen und ein Tuch um Genick und Hals gewunden. Aus den unbehilflichen Hüllen schaut ein kleiner Teil seines gutmütigen, heiteren, dunkel von der Kälte bronzierten Gesichts.

„In fünf Minuten sind wir fertig; wie steht's bei Ihnen, Zimmermann?“ fragt der Inspektor.

„Verdammkt kalt, Herr! 15 Grad, schlecht gemessen“, entgegnet dieser, „hab' mein Direktionswarmbier schon im Leibe; meine Luise bringt mir aber noch einen Kaffee mit Rum, den trink ich, während ich meinen ‚Greif‘ noch einmal nachsehe und schmiere. Teufel gegen diesen Nordost wird heute der Schnee stechen, als würde man mit Schuhzwecken aus Blaseröhren beschossen! Da ist die Luise schon!“

Ein kleines Weib, dick beschneit, läuft in der Tat mit einem Handkorbe eilends über den Bahnsteig und packt den Kaffeetopf aus, während er seine mächtige Schnellzugmaschine, die Olkanne in der Hand, nochmals umschreitet, jeden Teil nochmals befühlt, sich überzeugt, ob Öl in allen Schmiergefäßen, der Rost gehörig von Schlacke gereinigt, die Siederohre des Kessels von Asche befreit, nichts locker und nichts zu klamm angezogen und sein „Greif“ imstande sei, seine Riesenglieder geschmeidig spielen zu lassen, seine 800 Pferdekräfte frei zu entwickeln und seinen gewaltigen Leib mit der daran hängenden Last, über 2000 Zentner schwer, mit Adlerschnelligkeit durch die Sturmnacht fortzureißen.

Und dann: „Fertig, Herr! Sie können's Zeichen geben lassen.“ Der Inspektor winkt, die tobende Bahnsteigglocke jagt mit grellem Schellenton nochmals die Schläfer in den Wagen empor, und ihre letzten Töne verschwinden in dem langanhaltenden Pfiffe der Maschine. Dann hört man draußen die lauten Doppelschläge der elektrischen Glocken c, e — c, e — c, e im Sturmwind verwehen. „Gott behüt' dich, Zimmermann“, sagt die alte Frau, dem auf der Maschine stehenden Führer noch einmal die Hand reichend.

Er legt die pelzbehandschuhte Faust auf den Regulator, ein Ruck, die Maschine setzt sich in Bewegung, stöhnend, wie widerwillig, folgen ihr die Wagen, puffend bläst sie die erste Dampfwolke gegen

das Dach der Halle, die zweite schon in das Schneegestöber, daß die Flocken, wie entsetzt emporgerissen, auseinanderstieben.

Die roten Lichter der Signale an den Ausweichungen gleiten langsam vorüber, jetzt hat der Zug das letzte derselben hinter sich und ist auf freier, offener Bahn.

Rabenfinster, sturmtobend, schneedurchrieselt liegt die Nacht vor dem Führer, kaum den Schornstein seiner Maschine kann er sehen. Welche Gefahren birgt diese Finsternis für ihn! Hat ein Arbeiter eine Hacke auf der Bahn liegen lassen? Hat der Sturm einen Signalbaum umgelegt oder einen Wagen von der Station auf die Bahn hinausgetrieben? Hat der Druck der Schneewehe die Telegraphenleitung gestürzt?

In allen diesen Fällen ist er in höchster Gefahr des Leibes und Lebens, ganz allein in Gottes Hand; nichts steht ihm zur Seite als sein Mut, seine Wachsamkeit und seine Entschlossenheit. Und so steht er denn auf der dahinjagenden Maschine, den Blick, trotzdem Sturm und Schnee seine entzündeten Augen geißeln, auf den engbegrenzten Schein gerichtet, den die Laternen der Lokomotive mit zitterndem, blau hingezogenem Strahl auf die Bahn werfen.

Zuweilen blinken wie rot auftauchende, freundliche Sterne Lichter aus Hütten nahe gelegener Dörfer herüber. — Wie warm und sicher und traulich muß es um diese herum sein. — „Feuern!“ ruft er seinem Heizer durch den Sturm zu, der, durch den Lauf der Maschine vermehrt, den Schall vom Munde jagt. Der Heizer steht, träumend vor sich hinstarrend, am Hemmapparat des Tenders und hört ihn nicht. „Gärtner, feuern!“ schreit ihm Zimmermann zu, ihm die Hand auf den Arm legend. Dieser fährt empor und greift nach der Kohleschaufel, während der Führer die Tür der Lokomotivfeuerung aufreißt. Ein ungeheures, glänzendes Lichtbündel fährt aus der weißglühenden Feuermasse durch die Tür fast senkrecht nach dem Himmel empor. In dem Glutlicht duckt sich die dunkle Gestalt des Heizers etwa zehnmal hin und her; er hat etwa zwei Zentner neues Brennmaterial in die weißglühende Masse geworfen. Eine ungeheure, prachtvolle Funkenmasse — wie das schönste Feuerwerk — entströmt dem Schornstein, dessen gewaltiger künstlicher Zug die leichteren Teile des frisch aufgeworfenen Brennstoffs als zischende Funken in den Schneesturm hinausschleudert.

Der Lokomotivführer zieht die Pelzmütze tiefer über die Augen. — „Da ist Wolfsberg“, sagt er nach einiger Zeit, als die roten und weißen Lichter einer Station durch das Schneewirbeln vor ihnen aufzuschimmern beginnen. — Er pfeift, und gleich darauf poltert der Zug unter das überhängende Dach des Bahnsteigs der Station und hält kreischend.

Eilend umschreitet er seine Lokomotive, ihre dicht mit Schneeschlicker bedeckten Teile beleuchtend, von denen er oft mit der Hand erst die kalte Decke wegstreichen muß, um sie sehen zu können. Da ruft der währenddem unter der Maschine mit dem Ausharken der Schlacken aus dem Roste der Feuerung beschäftigte

Stationsheizer: „Herr Zimmermann, der Rost des ‚Greif‘ ist so dick heut verschlackt, ich komme nicht durch damit in den vier Minuten Aufenthalt!“ Rasch springt der Führer in die Schürgrube hinab, packt die schwere Feuerkrücke mit an und, sie in die Feuermasse des Rosts hineinstoßend, arbeitet der schwerbekleidete Mann angestrengt und hastig, bis das Feuer wieder in vollkommen regelrechtem Zustand ist. Nach einigen Minuten steigt er keuchend und schweißtriefend aus der Grube. — „Abfahrt!“ ruft der Oberschaffner. Es läutet. Auf die Maschine klimmt der Mann, dessen Lungen noch von der Anstrengung fliegen und dem der Schweiß unter der Pelzmütze hervorrieselt.

Max Maria v. Weber

Mein Weg zu Papa Benz

Ich bin erst sechzehn Jahre alt gewesen, als ich vor nunmehr über fünfzig Jahren auf die Wanderschaft ging, die Landstraße stromaufwärts des Rheins, zusammen mit einem Kameraden, der in Koblenz das Schlosserhandwerk gelernt hatte.

Ich glaube, es hat mich niemand von denen, die uns unterwegs begegneten, für einen wandernden Handwerksburschen gehalten, sondern wahrscheinlich für einen Schulbuben, denn ich war ziemlich klein gewachsen und eigentlich nicht mehr als ein Knirps. Aber dafür brannte in mir lichterloh die romantische Sehnsucht nach der Weite und der nüchterne Entschluß zugleich, etwas Tüchtiges zu werden. Man schrieb den Anfang des Jahres 1884, und die Heimat lag für lange hinter mir. Winnigen hieß diese Heimat, Winnigen an der Mosel. Ich habe damals, auf der rheinischen Landstraße, noch kein Heimweh verspürt, trotzdem dachte ich viel zurück nach Winnigen. Von dort stammte ich her, dort hatten meine Ahnen gewohnt, dort lebte mein Vater; und meine Vorfahren hatten mir ein wunderbares Erbteil mitgegeben: alle diese Männer, bis zurück zum Jahre 1706, waren Schmiede gewesen; und auch in mir, das habe ich seit meiner frühesten Jugend ganz klar verspürt, rumorte die technische Neugierde, ein gewisser technischer Verstand und ein gewisser technischer Ehrgeiz.

Mein Vater besaß neben seiner Werkstatt noch ein kleines Weingut und war also nebenher noch Winzer, wie es überhaupt in Winnigen keinen Handwerker gab, der diesen Nebenberuf als Winzer nicht gehabt hätte. Und daher ist es wohl gekommen, daß ich neben meiner nüchternen technischen Besessenheit noch ein anderes Erbgut mit auf die erste Wanderschaft und mit ins ganze Leben hinausnahm: fröhliches Gemüt, unbefangene Heiterkeit und eine gewisse Harmonie mit allen und jedem, nicht zuletzt mit mir selber.

In Neusatz bekam ich Arbeit in einer Dampfmühle. Diese Arbeit machte mir sehr großes Vergnügen, denn zum ersten Male lernte ich einen größeren Betrieb kennen, und es gab viel zu lernen. Zum

ersten Male arbeitete ich in einem reinen Maschinenbetrieb, ich sah, wie Maschinen repariert wurden.

Anfang August 1885 hörte ich, daß man für einen Brückenbau in Großwardein Maschinenbauer suchte, und mit fliegenden Fahnen verließ ich sogleich meine Dampfmühle, meldete mich beim Brückenbau und wurde sofort eingestellt. Und wiederum lernte ich etwas Neues: das Zusammenfügen der Träger und Spannen, das Einziehen der Nieten und die Nietung selber. Es gab damals noch keine hydraulische Nietung, alles mußte mit der Hand gemacht werden. Ich fraß an Kenntnissen und Fertigkeiten in mich hinein, was ich nur fassen konnte. Ich wohnte damals in einem Hause, in dem eine Uhrmacherwerkstatt war, und hier verbrachte ich meine freie Zeit. Mehrere Gesellen arbeiteten hier, und sie halfen mir, mich im Zerlegen und Zusammenbauen von Uhren zu üben. Ich habe es bald heraus gehabt.

1888 ging ich nach Mittweida aufs Technikum. Der Beginn des Studiums war für mich namenlos schwer. Es fehlte mir der wissenschaftliche Unterbau und in dieser Hinsicht überhaupt jede theoretische Voraussetzung. Praktisch arbeiten hatte ich gelernt wie kaum ein anderer, aber ich hatte nur die Volksschule besucht, und von Algebra und Geometrie zum Beispiel wußte ich nichts. Manchmal sah es so aus, als ob ich vor einer Mauer stünde, die ich mein Lebtag nicht würde übersteigen können. Es half aber nichts. Mit hartnäckigem Fleiß ging ich diese Mauer an; nach den ersten bitterschweren Semestern ging das Studium leicht. Und nach sechs Semestern war ich auf der Höhe, und zwar in allen Fächern, und bestand meine Ingenieurprüfung mit „gut“.

Nach einigen Zwischenlandungen trat ich in das Konstruktionsbüro von Grob & Co. in Leipzig ein und arbeitete an jenem 800pferdigen Verbrennungsmotor mit. Um diesen sagenhaften Motor auf die Welt zu bringen, wurde in einem Höllentempo geschuftet. Zwanzig Ingenieure waren an der Konstruktion beschäftigt, und es gelang in ziemlich rascher Zeit, ihn auf die Beine zu stellen.

Das Entscheidende in dieser Leipziger Zeit war für mich, daß ich zum ersten Male in die Geheimnisse des Explosionsmotors eingeführt wurde, der meines Lebens Schicksal werden sollte.

Er war — unbedingt — ein Vorläufer des Dieselmotors. Als dreifache Expansionsmaschine war er gebaut, und die Gase, die im ersten Zylinder ihre Arbeit getan hatten, strömten dann genau wie bei der Dampfmaschine in den zweiten und in den dritten Zylinder. Der Motor lief ausgezeichnet, zwar nicht genau 800 PS, aber er zeigte eine gute Kraftentfaltung.

Nur... war es nicht möglich, durch bloßes Verbrennen das ganze Petroleum derart zu verbrauchen, daß keine Rückstände übrig blieben. Diese verschmutzten die Eingeweide des Motors so gründlich, daß man nach knapp zwei Stunden Laufzeit die ganze Maschine auseinandernehmen und reinigen mußte.

Um die Mitte des Jahres 1896 wurde in einer Leipziger Zeitung bekanntgemacht, daß am nächsten Sonntag auf der Rennbahn ein Motorrad der Firma Hildebrand & Wolfmüller vorgeführt werden würde.

Ich wanderte ruhelos um die Maschine herum, dann ging ich zu den Herren, die sie vorgeführt hatten, und erkundigte mich, ob auch schon brauchbare Wagen mit Motoren gebaut würden.

Ja, sagten sie, natürlich, die Firma Daimler in Stuttgart und die Firma Benz & Co. in Mannheim bauten solche Wagen. Sie fügten aber lachend hinzu, der Sache sei noch nicht zu trauen, es stecke alles noch in den allerersten Anfängen.

Ich ging, in tiefes Nachdenken versunken, nach Hause. Als ich daheim war, setzte ich mich hin und schrieb an die Firma Benz & Co. nach Mannheim einen langen Brief. Darin berichtete ich, was ich bisher im Leben gemacht hatte, daß ich im Bau von Explosionsmotoren Erfahrung hätte, und sprach die Bitte aus, sich meine Anschrift für den Fall zu merken, daß sie einen Herrn für das Büro oder den Motorenwagenbau nötig hätten.

Nach wenigen Tagen kam ein Telegraphenbote in die Fabrik und fragte nach mir. Die Depesche, die ich öffnete, enthielt die kurze Nachricht, daß ich für den Wagenbaubetrieb der Firma Benz & Co. angestellt sei.

Als ich mich bei Herrn Benz meldete, teilte er mir mit, ich sei zunächst Assistent vom Betriebsleiter im Motorenbau. Ich wurde dem Betriebsleiter vorgestellt und empfing von ihm meine ersten Anweisungen.

Die Fabrik von Benz & Co. war damals wahrhaftig nicht groß. Sie lag in der Neckarvorstadt. Da war zunächst ein kleines Bürogebäude, unten waren vier Zimmer, und oben wohnte Herr Benz mit seiner Familie. Hinter diesem Hause waren die Räume, in denen die Automobile gebaut wurden. Im Erdgeschoß stellte man die Motoren her, und im ersten Stock waren die Werkzeugmaschinen aufgestellt. In einem anderen kleinen Gebäude wurden die kleinen Velos-Wagen montiert. Links im Gebäude, abgetrennt, war noch Platz für den stationären Gasmotorenbau.

Schon am ersten Tage passierte mir etwas sehr Eigenartiges.

In der Mittagsstunde fiel mir ein, daß ich mir doch einmal den Betrieb im Motorwagenbau ansehen könnte. Ich ging an das Tor, drückte auf den Griff, und siehe da, es war verschlossen.

Ich kloppte, die Tür ging etwas auf, und im Spalt erschien das mißtrauische Gesicht von Meister Spittler.

Was ich wollte? „Schließen Sie denn hier immer ab?“ fragte ich erstaunt.

„Freilich.“

„Kann ich mir den Betrieb einmal ansehen?“

Meister Spittler musterte mich wie einen Einbrecher. Dann zog er mißbilligend die Augenbrauen hoch und sagte kurz, daran sei nicht zu denken. Erst müsse Herr Benz seine Erlaubnis dazu geben.

Ich war vollkommen verdutzt.

„Aber hören Sie doch, Herr Spittler ... ich bin doch hier in der Firma angestellt! Und vielleicht bin ich über kurz oder lang ... sogar Ihr Vorgesetzter!“

Ich sah, wie es in Meister Spittlers Gesicht zu wühlen begann, anscheinend war er dieser Lage doch nicht ganz gewachsen.

Schließlich, nach einiger Überlegung, rang er sich zu einem schweren Entschluß durch.

„Also kommen Sie rein“, knurrte er, „aber weiter geht mich die Sach' nichts an. Die Folge müsse Sie allein auf sich nehme.“

Ich habe Herrn Spittler das fest versprochen und durfte jetzt eintreten. Und weil es mir im Leben immer so gegangen ist, daß ich Räume, die für gewöhnliche Sterbliche sonst unzugänglich waren, immer mit einer ebenso großen respektvollen Scheu wie schweigenden Andacht betrat, so ging ich auch jetzt durch die geheiligten Werkstätten des Motorenwagenbaues innerlich absolut und äußerlich beinahe auf Zehenspitzen.

Dazu kam, daß ich zum erstenmal eine Anlage sehen durfte, in der die höchsten technischen Träume für mich verwirklicht wurden.

Von den Arbeitern, die ich hier am Werke sah, erhielt ich einen geradezu großartigen Eindruck. Sie bildeten eine Auslese dessen, was ich bisher an Spezialarbeitern erlebt hatte, es waren lauter außerordentlich intelligente Leute.

Über eine Stunde wanderte ich umher, und je länger ich verweilte, je genauer ich erkannte, was hier im Werden war, desto stolzär wurde ich auf meine neue Firma, und desto zuversichtlicher war ich. Es erschien mir nicht im geringsten mehr zweifelhaft, daß ich einmal gerade hier, in diesen geheimnisvollen und vor aller Welt verschlossenen Werkstätten mitarbeiten würde. Ich reckte mich unwillkürlich um sämtliche Zentimeter, deren ich fähig war, in die Höhe. Und als das Tor sich wieder hinter mir schloß, ging ich hochaufgerichtet und angefüllt von Ehrgeiz, Energie und Zukunftsfreude weiter ... und prallte auf Papa Benz.

„Wo komme Sie denn her? Was habe Sie denn da drinne gemacht?“
„Ich habe mir den Betrieb angesehen, Herr Benz, schließlich ...“

„Was schließlich!“ fuhr mir Papa Benz über den Mund. „Schließlich habe Sie sich da drinne gar nix anzusehe! Lasse Sie das gefälligst in Zukunft sei, und warte Sie ab, bis Sie dazu gerufe werde!“

Ich habe mir diesen Anpfiff gemerkt. Niemals mehr bin ich in den Wagenbau gegangen. Und wenn einmal ein Wagen im Hof stand, bin ich, ohne überhaupt hinzusehen, an ihm vorbeistolziert, als wäre er aus Luft.

Das dauerte ungefähr vier Monate.

Während dieser Zeit lernte ich den sehr fortgeschrittenen Gasmotorenbau bei Benz & Co. gründlich kennen.

Eines Tages wurde ich ins Chefbüro gerufen. Dort saßen Herr Benz und seine beiden Teilhaber, die Herren Ganss und von Fischer.

Papa Benz sah mich streng an, dann sagte er kurz: „So . . . von morgen ab übernehme Sie den Betrieb von dem Motorwagenbau!“

Ich muß gestehen, daß ich etwas wütend wurde.

„Herr Benz . . . das ist ja heiter! Jetzt soll ich auf einmal den Betrieb übernehmen und habe keine Ahnung davon! Sie selber haben mir verboten, den Betrieb überhaupt anzusehen, und ich habe mich auch nicht mehr darum gekümmert. Ich habe im Gegenteil alles vermieden, um auch nur eine Kleinigkeit vom Wagenbau zu lernen . . . das ist ja heiter . . .“

Papa Benz fuhr auf: „Was soll denn da heiter sein, möcht ich wissen! Ich hab Sie die ganze Zeit beobachtet, Herr Horch! Und ich bin der Meinung, daß Sie den Betrieb übernehme werde! Und wenn Sie meine, Sie verstehst noch nicht genug davon, dann bin ich noch da. um Sie zu instruiere!“

Jetzt begann für mich eine wunderbare Zeit der intensivsten Arbeit. Ich war in die engste Werkfamilie aufgenommen, und diese Familie, mitten unter ihr Papa Benz, arbeitete beinahe ausschließlich am Wagenbau.

August Horch

Wir und das Auto

Wann ich zum ersten Mal ein Auto gesehen habe, weiß ich nicht mehr. Aber vor dem Jahre 1898 muß wohl jeder Großstädter schon einmal einem Auto begegnet sein. Das Jahr 1897 hatte in deutschen Automobilkreisen eine lebhafte Gärung gebracht. Der Mitteleuropäische Motorwagen-Verein war gegründet worden, Daimler baute ein sechspferdiges Phaëton mit Vierzylindermotor für „Schnellfahrt“, das die Rekordgeschwindigkeit von 42 km in der Stunde erreichte. Robert Bosch machte die ersten Versuche mit seinen Zündapparaten für Automotoren. Auf der Kraft- und Arbeitsmaschinen-Ausstellung in München im Jahre 1898, die auf dem Gelände stattfand, worauf jetzt das Deutsche Museum steht, waren auch einige Automobile ausgestellt. Ich erinnere mich, daß ich diese Automobile als Erscheinungen wiedererkannte, die ich schon auf der Straße gesehen hatte. Ich freute mich über die Steuerhebel oder -räder an senkrechter Steuerstange. Neben ihnen auf parallel zur Steuerung hinabführenden besonderen Stangen berückte mich ein wichtiges Gewirr von Hebelchen auf gezahnten Segmenten. Noch bedeutsamer tat sich die große Gummihupe hervor mit ihrem stattlich gewundenen blitzenden Horn. Außer den auf der Ausstellung puffenden Motoren machte nichts auf mich einen so zauberhaften Eindruck wie diese rot oder grün gepolsterten, in allen Gestängen hübsch vernickelten, reizenden Wagen mit gerippter Kühlslange hinten oder vorn, stehendem oder liegendem Motor hinten oder vorn, mit kleineren Vorder- als Hinterräder, die mit schwachen Pneumatiks oder auch Vollgummi versehen waren. Überall, unter den Sitzen und Bodenbrettern, steckten

Geheimnisse, die ich verehrte, obschon ich von der Unvollkommenheit dieser Maschinen, von Zünddefekten, versagenden Vergasern, Reifenspannen und Unglücken schon viel häufiger gehört hatte, als mir Autos begegnet waren. Damals sang man in München ein Schnaderhüpfel:

Und an Automobil,
is a Wagn, der net will.

Im Jahre 1900 begegnete unserem Pferdefuhrwerk auf der Straße von Berchtesgaden nach Salzburg ein Automobil. Unser Kutscher sprang vom Bock und hielt die Pferde. Vermummt, mit Brillen bewaffnet, leicht vornübergeneigt, vorsichtig und doch machtbewußt, polterten diese Automobilisten an uns vorüber. Der Eindruck auf mich war ungeheuer. Ich fühlte, daß meine Mutter diese Begegnung nicht freute und sie verneinte; daß mein Vater, obwohl Motormann, zwar sehr interessiert, aber nicht sonderlich begeistert war. Ich aber bejahte aus vollem Herzen dies Herregeschlecht, das über so magische Maschinen verfügte. Bald darauf sah ich ein Auto in Grünwald bei München stehen. Geduldig wartete ich, bis der Besitzer kam und abfahren wollte. Das Stellen der Gas- und Zündhebel, das Ankurbeln hypnotisierte mich. Meine Ungeduld, endlich ein solches Spielzeug selbst zu besitzen, Hebel zu bewegen, die den Wagen schneller oder langsamer laufen ließen, Motoren anzukurbeln, wuchs ins Unerträgliche. Am Abend suchte ich in einem dicken französischen Autobuch meines Vaters nach Namen und Art des Autos, dem zu begegnen ich das Glück gehabt hatte. Siehe da, ich fand es! Mein Gedächtnis trog nicht. Hinten, vom Chassis herab, hatten die Rippenrohre des „Radiateurs“ gehangen, der große Hebel rechts am Steuerrad, die Karosserie sogar — alles stimmte überein. Ich hatte Herzklöpfen. Jungenhafter Eifer und Spielbegeisterung mischten sich mit der besonderen Magie des reizendsten aller technischen Spielzeuge, das doch auch von den Erwachsenen so überaus ernst genommen wurde und darum den Jungen um so mehr als vorbildlicher Besitz erscheinen mußte.

Wenn ich von nun an radfuhr, dachte ich mich in den Besitz eines Autos und in seine Handhabung hinein. Bedienungshebel befanden sich irgendwo am Gepäckträger, an der Laternenschraube, dem drehbaren Glockendeckel. Die paar Autos, die in München herumfuhren, wurden stets als Bekannte und Freunde begrüßt.

Aber immer hatten wir noch keinen eigenen Wagen! Immer noch hatte ich selbst in keinem Auto gesessen. Mein Traum wollte und wollte nicht in Erfüllung gehen. Einige Male ergab sich eine Möglichkeit. Aber meine Eltern halfen nicht nach. Man hatte zu viel von Autounglücken gehört. Schließlich erhielt ich unter unverhohlenem Mißbehagen meiner Eltern die Erlaubnis, mit dem Onkel eines Schulkameraden zu fahren. Das war im Jahre 1904 in einem zwölf-pferdigen Décauville-Wagen mit Batteriezündung. Unbeschreiblich war das Gefühl des Stolzes, als ich vorn zum Chauffeur hinaufstieg. Die Fahrt gestaltete sich zu einem Höhepunkt meines jungen Lebens.

Aber dieses Wägelchen war ja auch schon etwas mit seinen vier Zylindern, seinem recht ruhigen Gang, seinem Kühler vorn an der Motorhaube, seiner niedlichen, roten Karosserie mit wohlgepflegtem weinrotem Leder. Die Beine des Chauffeurs waren unter einer schwarzen Lederdecke verborgen, die geschlitzt war, um die Steuerung durchzulassen. Geheimnisvoll folgte der Wagen dem unsichtbaren Spiel der Chauffeurfüße auf Kupplung und Bremse. Auf jede Kurve stürzten wir in einem Höllentempo los, und es war unbegreiflich, daß man lebend durchkam, daß ein Fahrzeug so wunderbar beherrscht werden konnte. Noch mehr nahm mich von nun an der Zauber des Autos gefangen.

Und immer noch besaßen wir keinen eigenen Wagen! Das Jahr 1905 endlich brachte die Entscheidung. Mein Vater behauptete, sein Gewissen beschwichtigend, er müsse einen Wagen haben, um das Automobilwesen zu studieren, denn er wolle einen Motor für Automobile bauen. Wenn ich mich aber nicht irre, so trug an der Anschaffung des Wagens die große Reisefreude meines Vaters und der Zauber der Autos, dem auch er inzwischen verfallen war, die entscheidende Schuld.

Nun also waren wir Automobilisten! Jedes Jahr reisten wir im eigenen Wagen durch ein anderes Land. Ich sog gierig die Landstraße, die vorbeirauschenden Bäume, die herrlich wechselnde Landschaft, das Fahrgefühl und die Seele des tickenden Motors, das Geheimnis der Garagen, die Weisheit der Chauffeure in mich ein. Ich lernte die Kraft der Maschine im Vergleich zum Gewicht des Wagens und zur Landstraße gefühlsmäßig abschätzen, lebte und webte mit der Umdrehungszahl, dem Schalthebel, dem Getriebe, so daß ich, als ich mich das erste Mal selbst ans Steuer setzte, sofort richtig fahren konnte. Vor allem lernte ich rasch sehen, ohne oberflächlich zu sehen. Im Gegenteil, wer der Blasiertheit und dem Machtdunkel zu widerstehen weiß, der wird nichts von allem, was die Erde und die Landschaft je für den Menschen bedeutet, preisgeben oder verlieren; er wird vieles hinzugewinnen.

An alle Wagen, die uns auf unserer ersten Autoreise begegneten, vermag ich mich heute noch zu erinnern. Die Begegnungen begannen mit dem British Daimler von Herkomer. Er verließ gerade seine Heimatstadt Landsberg am Lech auf seiner Fahrt zum Start der Herkomer-Konkurrenz. Wir begrüßten uns, indem wir die Hand an die Mütze legten. Autobesitz bedeutete damals noch Schicksalsgemeinschaft, Besonderheit, Ansatz zur Kastenbildung. Und die Wagenmarken gehörten auf leidenschaftliche Weise wie ein Wappen oder Bekenntnis zum Besitzer. Alle diese Begegnungen gleiten noch heute lebhaft durch mein Gedächtnis: der kleine einzylindrige De Dion kurz vor Zürich, der Hochachtung erweckende Panhard mit der Korbgeflecktkarosserie in Interlaken, ein merkwürdiger sechszyindriger Amerikaner in Chamonix, den man links herum ankurbeln mußte, ein steckengebliebener Zweitakter in Genf, ein Dampfwagen von

Serpolut und dann alle die Mercedes, Opel, Benz, Adler, Horch, Fiat, Napier...

Jene herrliche Epoche des Autos war gleichsam seine klassische Zeit. Die grundlegenden Formen waren gefunden, ein hohes Maß von Zuverlässigkeit war erreicht; aber noch war das Abenteuer und ein ganz naiver Autostolz lebendig. Die Wagen waren schon zu zahlreich und zu gut, und sie wurden von Tag zu Tag besser. Man durfte sich nicht mehr als Pionier und Besitzer eines Zaubergeheimnisses fühlen. Immerhin war auch diese Zeit noch in Farben und Reize getaucht, die sich einer, der in die heutige Autowelt hineingeboren wird, kaum vorstellen kann. Die Maschinen tickten und klopften ein wenig anders als heute, sie saugten schlürfender am Vergaser, und das Schalten in der Kulisse war eine andere Kunst als die mit den synchronen Kugelschaltung von heute. Aber man kam mit diesen Maschinen auch vorwärts; dabei mußte man viel mehr aufpassen, mehr mit dem Geist arbeiten und sich in die Seele der Maschine versenken als heute. Die Landstraßen boten noch Widerstände. Berge und Pässe waren Probleme, die bezwungen sein wollten. Seit dem Triumph des amerikanischen Wagens sind die weiblichen Ansprüche zu stark in das Auto hineinkonstruiert worden. Diese neuen Maschinen folgen ja dem Fußspitzchen jeder Dame so ruhig und folgsam wie das frömmste Pferd. Und das alles auf asphaltierten, mathematisch korrekten Straßen, wo die Kette der Tankstellen und Kundendienste nicht abbricht.

Immer mehr wuchs das Auto in das Schicksal des Menschen hinein. Man gewöhnte sich an das Auto wie an ein Stück des allgemein-menschlichen Inventars, das eben zu unserer Kultur gehört, wie seit Jahrtausenden die Pferde oder Wagen oder Häuser zu unserer Kultur gehören.

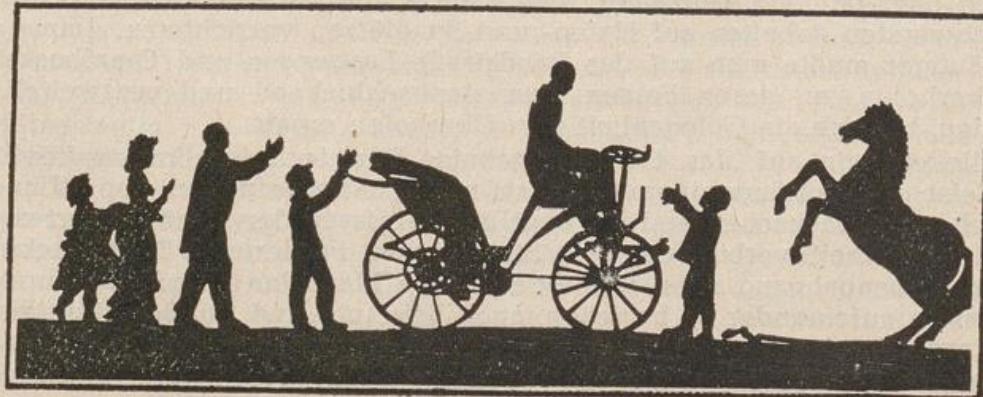
Die Arbeit des Menschen und der Alltag hatten sich mehr und mehr des Autos oder umgekehrt, das Auto hatte sich der Arbeit und des Alltags bemächtigt. Von Jahr zu Jahr verschob sich das Verhältnis zwischen einem Auto, das Luxus, Gesellschaft, Reisefreude, Kosten bedeutete, und der Masse der anderen Autos, die dem Beruf halfen, die in immer größerer Gestalt, mit immer stärkeren Maschinen die Lasten der Menschen schleppten, der Post und dem allgemeinen Verkehr dienten oder gar, mit seltsamer Maschinerie und Kranen versehen, die schwersten Arbeiten auf Hafen- und Bauplätzen verrichteten. Immer häufiger mußte man auf der Landstraße Lastwagen und Omnibusse überholen, an deren Fersen man staubschluckend und verzweifelt hing, bis sich die Gelegenheit zum Überholen ergab.

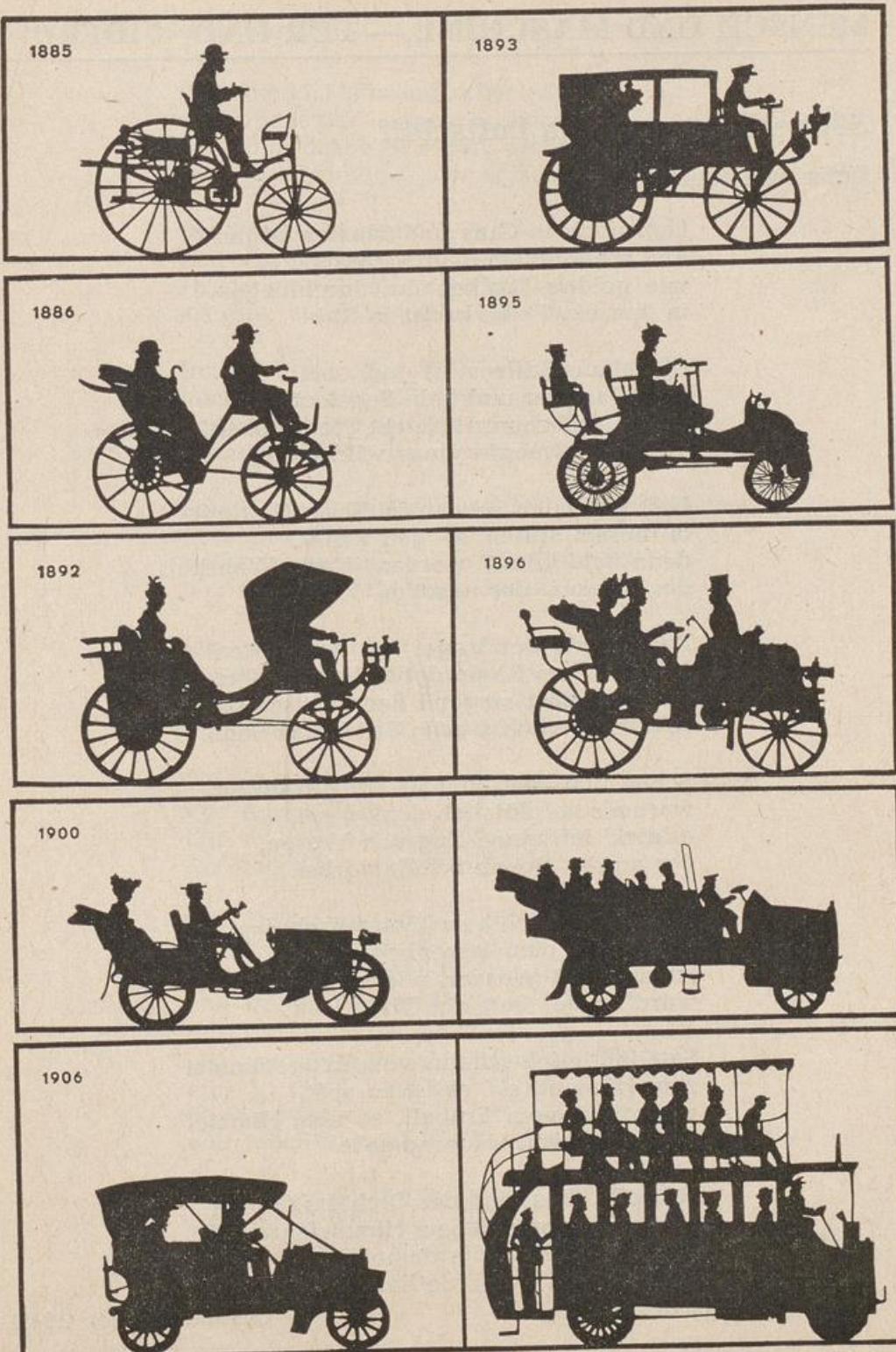
Blicken wir auf das Gesamtergebnis: Der technisch-konstruktive Geist des Autoingenieurs hat sich mit den Bedürfnissen und Wünschen des Menschen und mit den Erfordernissen der Straße derart zu einer Einheit verbunden, daß Stephensons Forderung, Bahnstrecke und Eisenbahnzug seien wie eine einzige Maschine aufzufassen und immer aufeinander zu beziehen, auch bei Auto und Straße erfüllt zu werden beginnt. Das Straßennetz ist durch Tankstellen, Meldevorrichtungen, Signale, überhöhte Kurven, Ausweichstellen, Kilometersteine

zu einem einheitlich organisierten System entwickelt worden. Und dies System ist durch eine Automobilfauna belebt, deren zahlreiche Gattungen und Arten vom ersten Daimler bis zum Maybach-Zeppelin voneinander abstammen und sich in zwei-, drei-, vier-, ja sechsrädrigen, ein- bis sechzehn- und sechsunddreißigzylindrigen kleinen und großen Fahrzeugen verzweigen wie die Tiere in Darwins Entwicklungslehre. Man sollte es kaum glauben, daß dieser Maybach der Nachkomme eines Kutschwagens ist, auf den man einen Gasmotor setzte, den man, weil man das Gas nicht gut mitnehmen konnte, gleichsam aus Verlegenheit mit Benzin speiste. Aber es ist so! Die Anfänge des Autos waren ganz einfach, fast selbstverständlich, sobald einmal ein Motor da war. Es wurde nicht durch einen Gedankenblitz erfunden. Die Idee des selbstfahrenden Wagens besaß man seit Jahrtausenden, sie stellte keine Erfindung dar. Vielmehr wurde das Auto gewagt und erarbeitet, was übrigens zu allen Zeiten der beste Teil des Erfindens war. Wenn man nun diese Linie von den ersten Daimler- und Benzutschen bis heute aufmerksam verfolgt, so sieht man, daß bedeutsame Epochen zu unterscheiden sind. Die Epochen unterscheiden sich nicht nur technisch, sondern auch dem Lebens- und Autogefühl und der Kultur nach wesentlich voneinander. Diese Welt ist von anderen Geräuschen erfüllt, von anderen Zeitbegriffen getragen als früher, sie lärmst, sie duftet anders, sie ruft andere Freuden und Leiden, Verheißenungen und Gefahren hervor. Sie erzeugt neue Straßen, Gesetze, Bauten, Menschentypen, Sitten, Berufe, ja, sie ballt die Menschen zu neuen Interessengruppen zusammen, sie beeinflußt die Politik und die Kriegsführung.

Eine Art von Auto-Epos steht vor meiner Seele: Welch ein Weg von der ersten Benzinkutsche bis zu dem gewaltigen Überauto, das bei 370 km Geschwindigkeit in der Stunde verunglückt und dann wie ein gefällter Dinosaurier lang hingestreckt auf dem Sande von Daytona Beach liegt! Lebendig glitt ein menschlicher Erfindungsgekanne durch Tausende von Metalleibern und Konstruktionen hindurch und zeugte weiter und weiter immer neue Gestalten von Automobilen.

Eugen Diesel





Entwicklung des Autos in Scherenschnitten von Lotte Reiniger

MENSCH UND MASCHINE — FÜR UND WIDER?!

Sängerkrieg um das Luftschiff

Unter dem Himmel

Laßt mich in Gras und Blumen liegen
und schaun dem blauen Himmel zu,
wie goldne Wolken ihn durchfliegen,
in ihm ein Falke kreist in Ruh.

Die blaue Stille stört dort oben
kein Dampfer und kein Segelschiff,
nicht Menschentritt, nicht Pferdetoben,
nicht des Dampfwagens wilder Pfiff.

Laßt satt mich schaun in dieser Klarheit,
in diesem stillen, sel'gen Raum,
denn bald könnt' werden ja zur Wahrheit
das Fliegen. der unsel'ge Traum.

Dann flieht der Vogel aus den Lüften
wie aus dem Rhein der Salmen schon,
und wo einst singend Lerchen schifften,
schifft grämlich stumm Britannias Sohn.

Schau' ich zum Himmel, zu gewahren,
warum's so plötzlich dunkel sei,
erblick' ich einen Zug von Waren,
der an der Sonne schifft vorbei.

Fühl' Regen ich beim Sonnenscheine,
such' nach dem Regenbogen keck,
ist es nicht Wasser, wie ich meine,
wurd' in der Luft ein Olfaß leck.

Satt laßt mich schaun vom Erdgetümmel
zum Himmel, eh' es ist zu spät,
wann, wie vom Erdball, so vom Himmel
die Poesie still trauernd geht.

Verzeiht dies Lied des Dichters Grolle,
träumt er von solchem Himmelsgraus,
er, den die Zeit, die dampfestolle,
schließt von der Erde lieblos aus.

Justinus Kerner (1845)

Antwort an Justinus Kerner

Dein Lied ist rührend, edler Sänger,
doch zürne dem Genossen nicht,
wird ihm darob das Herz nicht bänger,
das, dir erwidernd, also spricht:

Die Poesie ist angeboren,
und sie erkennt kein Dort und Hier!
Ja, ging die Seele mir verloren,
sie führ' zur Hölle selbst mit mir.

Inzwischen sieht's auf dieser Erde
noch lange nicht so graulich aus,
und manchmal scheint mir, daß das: Werde!
ertön' erst recht dem „Dichterhaus“.

Schon schafft der Geist sich Sturmesschwingen
und spannt Elias' Wagen an;
willst träumend du im Grase singen,
wer hindert dich, Poet, daran?

Ich grüße dich im Schäferkleide,
herfahrend, — doch mein Feuerdrach'
trägt mich vorbei, die dunkle Heide
und deine Geister schaun uns nach.

Was deine alten Pergamente
von tollem Zauber kund dir tun,
das seh' ich durch die Elemente
in Geistes Dienst verwirklicht nun.

Ich seh' sie keuchend glühn und sprühen,
stahlschimmernd bauen Land und Stadt,
indes das Menschenkind zu blühen
und singen wieder Muße hat.

Und wenn vielleicht in hundert Jahren
ein Luftschiff hoch mit Griechenwein
durchs Morgenrot käm' hergefahren —
wer möchte da nicht Fährmann sein?

Dann bög' ich mich, ein sel'ger Zecher,
wohl über Bord von Kränzen schwer,
und gösse langsam meinen Becher
hinab in das verlass'ne Meer.

Gottfried Keller (1845)

Das Band läuft

Hebel treten, Schraube fassen,
einmal 'rum und fallen lassen:
Das Band läuft!
Der erste Griff,
der gleiche Griff,
wie jeder Griff
an jedem Tag:
Das Band läuft!

Du möchtest einmal einen Blick,
du möchtest einmal einen Schritt
fort von dieser Stelle tun:
Das Band läuft!

Du möchtest träumen,
nur einmal einen Griff versäumen;
Das Band läuft!

Das Band treibt
immer zu dem gleichen Griff,
immer zu dem gleichen Tritt,
und du läufst mit.
Den ganzen Tag im gleichen Schritt
vor — zurück, — vor — zurück:
Das Band läuft!

Draußen scheint Sonne,
draußen fällt Regen,
im Baum singt ein Vogel ein Lied,
immer das gleiche Glied
mußt du bewegen:
Das Band läuft!

Ob müde, ob faul,
ob krank deine Hände,
das Band hat kein Ende:
Das Band läuft!

Es treibt deine Hand, es treibt deinen Schritt,
und kannst du einmal nicht mehr mit —
für Hände gibt es leicht Ersatz,
ein anderer steht an deinem Platz:
Das Band läuft!

Erich Grisar

Der Gymnasiast vor dem Fabrikator

Immer hat es mich schon zu jener großen, finsternen Fabrik vor der Stadt hingezogen, zu jener Fabrik mit dem hohen, drohenden Schornstein und den ungeheuren Glasfenstern. Was mich unwiderstehlich immer wieder dorthin lockte, war der Rhythmus, verursacht durch das Laufen einer Dampfmaschine, deren regelmäßiges Zischen und Stampfen durch die geöffneten Glasfenster drang. Ich hörte es nicht etwa gern; o nein, im Gegenteil, es war mir unerträglich. Und wenn ich fliehen wollte, konnte ich es nicht. Vergebens hielt ich mir beide Ohren zu. Und wenn ich mir fest vornahm, es nicht hören zu wollen, so sandte die Maschine um so aufdringlicher ihren betäubenden Rhythmus in meine Ohren. Die Maschine beherrschte meinen Willen: furchtbarer Gedanke!

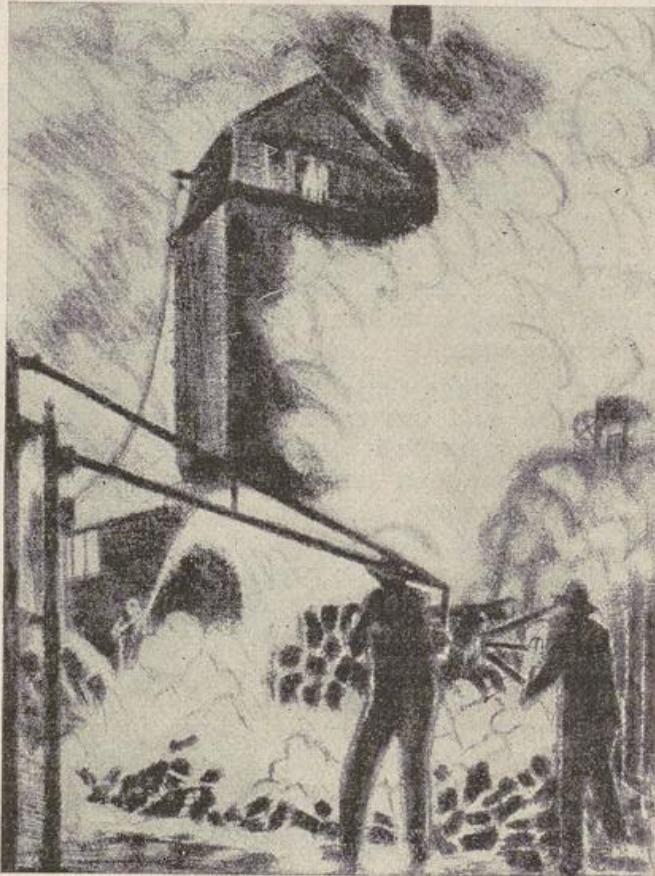
Heute stand ich wieder dort, angelehnt an den Torpfosten des Fabrikgebäudes. Ich summte einen Schlager im Rhythmus der Maschine. Mein Fuß trat den Erdboden in ihrem Rhythmus. Mein ganzer Körper war von ihm durchdrungen.

Der Wind pfiff mir um die Ohren, die Begleitmusik zum Takt der Maschine. Mich fror, und um mich zu wärmen, trampelte ich mit beiden Füßen, natürlich im Takt der Maschine. Nun wurde mir die Sache zu bunt. Warum denn immer der ewig monotone zynische Rhythmus? — Kann es denn nicht einmal anders werden? — Ich hatte Lust, einen Stein in eins der großen Glasfenster zu werfen, nur um die Eintönigkeit zu unterbrechen. Ich wollte weglauen, doch der ohnmächtig machende Rhythmus bannte mich auf die Stelle, wo ich stand. Nun stieg meine Erregung auf den Höhepunkt. In meiner aufgepeitschten Phantasie schien der Schornstein den Rauch in Zackzackform auszustoßen, dem Takt der Maschine angepaßt. Alles war so, als wenn man sich die Ohren in einem bestimmten rhythmischen Wechsel auf- und zuhält und es mit den Augen auch so macht. Da plötzlich kam die Erlösung: schrill durchbrach der Pfiff einer Fabrikpfeife das pulsierende Toben. — Ich atmete auf. Die Maschine hatte wenige Augenblicke später auch aufgehört zu laufen. Der Rauch nahm wieder natürliche Formen an, so wie alles andere um mich herum. Jetzt war ich meiner Sinne wieder mächtig. Fabrikschluß, dachte ich und sah auf die Uhr: Punkt vier. —

Ich glaubte mich von meinen Qualen erlöst und wandte mich zum Gehen. Da sprangen die großen Flügel des Fabriktores weit auf, und ein Strom bleicher, elender Menschen brach heraus. Ich blieb stehen und sah sie alle an. Da sprang ein furchtbarer Gedanke in mein Hirn: Das ist ja der Zug des — — Ach, nein, nein, sie leben ja alle, sie bewegen sich ja, sie sind alle blutwarm, und ich ging auf sie zu und berührte einen von ihnen, der mich verstört ansah.

Da, da, auf einmal hörte ich wieder jenen schrecklichen Rhythmus. Hatte die verwünschte Maschine wieder angefangen zu arbeiten? — Nein, sie war es nicht, die dieses quälende Geräusch hervorbrachte.

Und ich suchte weiter nach dem Ursprung. Ich fand ihn zu meinem Entsetzen in den Menschen da, die neben mir aus dem Tor hervorquollen. Sie alle gingen in Schritt und Tritt, was dieses rhythmische Geräusch erzeugte. Mein Gott, das sind doch keine Soldaten! — Oh, jetzt wußte ich, warum sich diese Menschen im selben Takt wie die Maschine bewegten: was da an mir vorüberstampfte, waren gar



H. Peters

Kokerei (1925)

keine Menschen; es war ja die Maschine selbst. Und jeder dieser Menschen war ein winziges Maschinenteilchen, das sich mit all den tausend anderen zu der großen Maschine zusammenballte.

Ich sah den endlosen Zug der marschierenden Menschen entlang; er bewegte sich in der Richtung der Stadt, deren Sicht durch dicken Nebel verhängt war. Und ich stellte mir vor, daß dieses Menschenheer ein Wesen sein sollte. Eine Schlange — durchzuckte es mich. Noch immer spie das Tor unerbittlich Menschen. — So viele? dachte ich. Wie war es möglich, daß alle in einem einzigen Rhythmus gingen? Gingen? Sie gehen ja noch, immer im Rhythmus:

sie werden solange gehen, bis der letzte im verbergenden Nebel verschwindet. — Ob es einmal so kommen wird? — Ich weiß es nicht. Aber wenn es eintreten sollte, dann werden die Menschen wieder in Höhlen wohnen, mit Steinbeilen kämpfen und nach Tausenden von Jahren wieder so weit sein, bis der letzte Maschinenmensch wieder im Nebel verschwindet. Und so wird es ein ewiger Kreislauf sein. Das ist der Rhythmus der Menschenmaschine. — Alles Maschine — Maschine — —.

Jürgen Sjöberg

*„Werkleute alle,
schlag' das Herz Euch höher!“*

Aus Heinrich Lerschs Roman „Hammerschläge“

1. Wieder daheim in der Kesselschmiede

Gegen sieben Uhr war ich in meiner Vaterstadt. Das Kistchen auf der Schulter, kam ich heim, ging gleich in die Werkstatt und packte die Arbeitsbrocken aus.

„Verdammt leer, ist denn gar nichts zu klopfen?“ fragte ich enttäuscht.

„Wir haben einmal aus- und aufgeräumt!“ lachte Paul, „heut oder morgen gibt es dicke Brocken, drei Teerdestillierkessel für Peter Genenger in Viersen! Fünf Meter lang, eins-komma-fünfzig Durchmesser. Ein Waggon Platten ist unterwegs!“

Vier Mann hoch kamen wir zu Mittag in die erstaunte Familie marschiert: Hein, Paul, Karl, Leo, der soeben seine Lehre als Kaufmann beendet und keine Lust hatte, länger Tapeten und Borden zu verkaufen.

„Die Platten sind schon bezahlt, die Böden sind bezahlt, die Nieten sind bezahlt, mein Gott, und nun kommst du heil wieder? Jetzt brauchen wir keinen Lohn für den versoffenen Kesselschmied, dem man nachlaufen muß und bitten: komm arbeiten!“ Die Mutter fiel mit dem Gesicht auf den Tisch und schluchzte vor Glück. Dann stand sie auf, schüttelte mich an den Schultern und rief meinen Namen. Die Nachbarn kamen vom Flur herein, sahen den Vielgenannten und freuten sich mit der Mutter.

Am selben Nachmittag noch mußten wir mit Winden und Holz dem Wagen mit den Platten entgegenfahren; er war im Dreck stecken geblieben. Drei Pferde und 2000 Kilo, das war eigentlich üblich; aber vom Bahnbau her war die Straße noch mit Lehm bedeckt. Wir hoben die Räder, legten Eisenplatten unter, und dann ging es mit dem Höhöhö brüll von sechs Mann geradeaus den Hügel hinan. Das gab einen Klang, als die schon gerundeten Platten vom Wagen abgeworfen wurden. Der ganze nächste Tag ging mit Fahren und Winden vorüber, mit Abladen und Transportieren. Paul machte inzwischen die

Vorzeichnerarbeit. Das war ein Gepolter und Gehämmer, die Stutzenlöcher wurden ausgekreuzt, die Nietlöcher mit der Duplexlochstanze an den Lang- und Rundnähten ausgestanzt. In drei Tagen war der erste Kessel zusammengeschraubt. Inzwischen hatte Paul nach dem gleichen Schema die andern vier Platten angezeichnet; Karl und ich stanzten, Leo verputzte die Löcher. Nun war auch Edgar, der Jüngste, gekommen; er brauchte noch nicht regelmäßig zu arbeiten, denn er sollte nicht Kesselschmied, sondern auch Kaufmann werden. Nun aber mußte er uns ein paar Wochen helfen.

Sogar der Vater betrug sich menschlich; er war ordentlich stolz auf die große Bestellung, die er „herausgemault“ haben wollte, weil der Herr Genenger ein „alter Freund“ von ihm war. Wir klopften ihm auf die Schulter und kauften ihm ein halb Pfund echten AB-Tabak, fragten ihn auch einmal nach Schmiedemethoden, die wir natürlich selber wußten; er warf sich in die Brust, als er unsere angebliche Dummheit hörte. „Sagen soll ich euch das? Ne! Sagen ist Luft. Ich m a c h euch das! Na, ihr Jungen, jetzt habt ihr den Alten nötig, jetzt kommt ihr gekrochen!“

Er nahm mich beim Ohr und zog mich ans Schmiedefeuer, er legte nach alter Sitte einen Lehmklumpen auf die zu erwärmende Blechstelle und ließ mich den Helmstutzen auf die Richtplatte schmeißen. Dann krempfte er mit wilden Schlägen den Bordflansch um, eine Hitze nach der anderen. „Da hat man noch keine Maschine für, das muß man in der größten Fabrik noch von Hand machen! Hä, du vielgereister Fachmann, das lernst du auf keiner andern Bude, hä! Das behalten die alten Schmiede für sich!“

2. Die Nietkolonne

Langgestreckt lagen sie alle drei nebeneinander, die Kessel in der Werkstatt, einer war mit einem Holzgerüst umstellt. Rittlings obenauf saß der Vater, der Nieter, den Klinkhammer in der Rechten, die linke Faust spannte sich um die Döpperzange.

Paul machte den linken Zuschläger, ich den rechten. Wir standen auf den Gerüstbrettern und stützten uns auf die langen Stiele der Vorhämmere. Innen, im Kessel, hielt der Karl die Nietwinde, den Pinn zum Andrehn in einer, in der andern Hand einen kleinen Hammer.

Alle vier warteten wir auf die erste Niete.

Aus der Ecke vom qualmenden Feuer her rief Leo, der Wärmejunge: „Fertig!“ und schon rannte der kleine Edgar mit der Niete in den Kessel, steckte sie ins Loch, Karl klopfte sie mit einem kleinen Schlag hoch, ließ den Hammer fallen, ruckte schnellen Zugs die Winde darunter und schrie: „Drauf!“ — Der Alte hob den Klinkhammer, Paul ließ schon den Vorhammer niedersausen, ich hieb hinterher, jeder erst einen Schlag auf das Blech, damit sich die Niete auch fest anlegte, dann auf den glühenden Pinn, einszweidrei, eins-zweidrei! — Der Alte riß den Döpper hervor, setzte ihn auf, und nun hieben wir von oben herunter, den Hammer rundumgeschwungen, rams! auf den Döpper, bams! auf den Döpper, fünfzigmal.

„Kommen lassen!“ brüllte der Vater.

„Fertig!“ schrie Karl.

„Hitze!“ rief Leo.

„Immer kommen lassen, immer Hitze an der Spitze, nicht zu warm und nicht zu kalt, nicht verbrannt und butterweich!“ schrie der Alte und rasselte mit dem Hammer die Hetzmelodie; man sah nur, wie der Bart sich bewegte, die Worte wurden von den Schlägen gefressen.

„Drauf!“

Eins in eins griff die Arbeit von den fünf Brüdern. Wir waren nicht fünf Brüder, wir waren eine Nietkolonne, ein Körper mit fünf Leibern, einem Willen, einem Wissen. Wie das Blut durch die Adern eines Leibes, kreiste die Arbeit durch unsere Leiber und belebte uns miteinander, durcheinander, ineinander. Wir wuchsen durch den tempoverbundenen Hammerschlag zusammen. Voran, voran, voran! trieb ein Hammerschlag den anderen, der Stockhalter den Wärmejungen, der Wärmejunge wieder den Nieter: ein werklustdurchbraustes, fünffachgekuppeltes

Mensch-Maschinen-Werk.

Heinrich Lersch

Brückenbauerstolz

Im nächsten Dorf haben die Brückenbauer die Hochzeit Jupps mit der Tochter des Schmiedemeisters gefeiert. Hoch ging es her, Stunde um Stunde! Sie sangen den Bauern ihre Handwerkslieder vor, da waren sie in ihrem Element.

Portugal und Spanien haben wir gesehn
und das schöne Land, die Schweiz.
Dann sind wir in die Heide gefahren,
um zu sehn die wilde Walachei.
Ei warum? — Ei, zu unserm Pläsier,
die lustigen Brückenbauer, das sind wir.

Fällt einer vom Gerüst herab,
sechs Brückenbauer tragen ihn zu Grab,
die andern decken ihn mit Schnapsflaschen zu.
Ei warum? — Ei, zu unserm Pläsier,
die lustigen Brückenbauer, das sind wir.

Darum aufgeschaut!
und ein fest Gerüst gebaut
und dabei auf Gott vertraut
(und Klammer und Strick)!
Bei Wein und Bier,
die lustigen Brückenbauer, das sind wir.

Nach jeder Strophe wiederholten sie laut und schallend den Kehrreim, den alle Brückenbauer kennen und singen, wo immer in der Welt das Schicksal sie zusammenführt:

Wenn wir Geld haben, sind wir lustig,
wenn wir keins haben, sind wir durstig.
Rendezvous, es reisen zu:
Siebzehn Brückenbauer, ein Paar Schuh.

Plötzlich stand der Lauwart in der Tür, einer von den vieren, die beim Bau wachen mußten. „Prost, Lauwart“, rufen die Gesellen; Jupp ging mit einem vollen Glas auf ihn zu. Der aber schob alles beiseite und sprach auf Hannes, den 1. Monteur, ein.

„Los, Jungens“, schrie dieser die Fröhlichen an. „Wir müssen sofort auf den Bau. Draußen ist Eisgang! Habt ihr das verstanden?“ —

Während die Leiterwagen mit den lauten Männern, in denen der Übermut des Festes noch wach ist, durch die stille Nacht der Brücke entgegenrasseln, überlegt Hannes, wie er die Leute ansetzen wird, um das gefährdete Werk zu retten.

Ungenügend Niete waren am Bau, das wußten sie alle; Holtrop, der andere Monteur, war noch unterwegs, um die Niete heranzuschaffen. Auf Stunden kam es an.

Noch einmal stehen alle Gefahren vor Hannes auf, die in langen Monaten der Bauzeit den Bestand der Brücke bedrohten. Nun kommt die Entscheidung. Die Natur selbst drängt sie den Menschen auf. Der Strom beginnt sich aufzulehnen gegen die Fessel, die ihm angelegt wurde, und macht einen letzten Versuch, sie abzuwerfen, ehe sie unlöslich geschmiedet ist.

Da liegt der Strom. Noch verbirgt er seine Kraft unter der weiß im Mondlicht schimmernden Eisdecke, auf der sich verdächtige Risse und dunkle Flecke zeigen. Knistern und hallendes Bersten verrät die Gefahr, deren Größe niemand abzuschätzen vermag; unheimlich ist sie durch diese Ungewißheit. Jeder weiß, daß es kein Zögern gibt, dem Drogenden zu begegnen, und die Wagen stehen noch nicht still vor den Buden, da eilen die Männer bereits auf den Bau und suchen nach einem Platz, auf dem sie wirken können. Eine Viertelstunde später sprühen schon die Nietfeuer, der Kompressor keucht, und in den Luftleitungen zischt es. Da und dort beginnt ein Niethammer auf dem kalten Eisen zu tanzen. Der Kampf hebt an. Es dröhnt wie das Knattern eines Maschinengewehrs durch die Nacht. Der erste Niet sitzt an seinem Platz, und dann schallt es ununterbrochen: Kommen lassen! Hitze drauf! Weißglühend zischen die Niete durch das Dunkel. Sie rasseln in den Schnapptüten und sitzen im Brückenstoß, ehe sie nur den Boden der Tüte erreicht haben. Dumpf rattern die Niethämmer. Die Stille der Nacht verdoppelt jedes Geräusch, als wäre ein halbes Dutzend Nietkolonnen bei der Arbeit. Soviel Niethämmer sind gar nicht auf dem Bau, soviel Luft kann auch der Kompressor gar nicht schaffen, aber dafür sind Leute genug zur Hand, und jede Minute ist kostbar. So stellt Hannes einige

neue Nietkolonnen zusammen und läßt sie die Brückenstöße von Hand nielen. Das ist zunächst noch ungewohnte Arbeit, aber nicht lange, da dröhnt aus den Kehlen der Zuschläger zum Dreitakt bereits ein altes, halbvergessenes Nieterlied.

Hannes geht von einer Nietkolonne zur andern.

Wenn Holtrop nicht bald kam, war alles vergeblich. Daß gerade dieses eine Faß mit Nieten fehlen mußte! Nach der Versandliste sollte es schon auf dem Bau sein. Vielleicht hatte man vergessen, es abzuschicken, das Faß stand noch irgendwo in der Fabrik herum, und niemand wußte, wem es gehörte, während hier der Erfolg der ganzen Arbeit in Frage gestellt wurde. Verdammte —!

Unterdes war das Eis des Stromes aufgebrochen und staute sich vor den Rüstungen. Vier, fünf, ja sechs mächtige Schollen schlossen übereinander, und immer noch führte die schäumende Flut neue Massen heran. Manchmal zwängte eine zersplitternde Scholle sich zwischen den Gerüsten hindurch, oder der ganze Stau kam in Bewegung, um sich unter dem freien Mittelteil der Brücke machtvoll einen Weg zu bahnen. Dann ging jedesmal ein Krachen durch den Bau, ein Zittern und Beben, und jeder der Männer, die dieses Wüten der Natur gegen das Werk der Menschen besorgt erlebten, war froh, wenn das Geschiebe wieder zur Ruhe kam.

Hannes horchte argwöhnisch auf die mancherlei Geräusche, die von da unten heraufbrodelten, da stand plötzlich „Nieterkönig“ vor ihm und meldete, er habe keine Niete mehr. „Kerl, steck deine Finger hinein!“ schrie Hannes, „aber mach mir die Löcher zu!“

„Nieterkönig“ verschwand. Er trieb wirklich noch ein paar Niete auf und schlug einige Löcher dicht. Dann aber kam der Augenblick, wo auch die andern die Arbeit einstellen mußten. Schließlich hörte man auch den Gleichtakt der von Hand nietenden Kolonnen nicht mehr, und nur Lauwart hämmerte in der Werkzeugbude auf seinem Amboß herum, um aus liegengeliebenen Moniereisen ein paar Niete zurechtzuschmieden. Der Budenjunge half ihm dabei, aber viel brachten die beiden nicht zustande, und es würde auch den Bau nicht retten.

Wenn doch Holtrop käme, sorgte sich Hannes, aber von Holtrop war nichts zu sehen. Es war zum Verzweifeln.

Es konnte ja sein, daß die Schrauben und Dorne, die in den Stößen saßen, stark genug waren, den ganzen Bau zu halten, auch ohne daß in jedem Loch ein Niet steckte. Aber wer konnte das wissen? Wer konnte die Verantwortung dafür übernehmen?

Am Nachmittag schickte Hannes die Leute fort. „Schlaft euch aus“, sagte er, „später wollen wir weiter sehen.“ Aber keiner verließ den Bau. Es war, als wären sie entschlossen, auf dieser Brücke wie auf einem sinkenden Schiff, von schäumenden Fluten umtost, von der Wucht der Eismassen bestürmt, zu sterben oder als Sieger ihren Triumph über die Gewalt der Natur zu erleben. Immer noch wußte der eine oder der andere sich nützlich zu machen. Hier wurde eine Schraube angezogen, dort ein Dorn fester in einen Stoß getrieben,

und wenn dies alles dem Bau auch nicht helfen konnte, wenn er in einem letzten Ansturm des anrückenden Eises seine Stützen verlor, es gab ihnen doch das beruhigende Gefühl, nichts versäumt zu haben, um der Gefahr zu begegnen. Vor allem vertrieb es ihnen die Zeit unerträglichen Wartens.

Es wurde Nacht. Völlige Dunkelheit umgab die Männer auf der Brücke, nichts mehr war zu sehen, und unheimlicher noch klang das Brechen der Schollen an den Pfosten der Rüstung. Wenn die Wucht des Ansturms nicht ausreichte, das Gewicht der Brücke fortzudrücken, die Schärfe des Eises mußte die Pfosten des Gerüstes bald durchsägt haben.

Hannes ließ ein großes Feuer auf der Mitte der Brücke anzünden. Fröstelnd umstanden die Männer die Glut, die ihre Schatten gespenstisch gegen die Brückenträger warf. Hannes ging unruhig auf und ab. Er besah die Stöße, prüfte sie, aber was nützte das alles, wenn die Mittelstöße nicht genietet waren, die alles Gewicht tragen sollten, sobald die Brücke sich von ihren Gerüsten löste. Er hatte Schrauben in die offenen Löcher stecken lassen und zwischendurch Dorne hineingetrieben, doch das war Behelf. Er traute nur dem festen, unverrückbar zupackenden Niet.

Ein Knack ging durch den Bau, eine Erschütterung, als würde die Brücke an einem Ende angehoben und — zu schwer für den Arm, der seine Kraft an ihr versuchte — wieder zurückgesetzt. Ein blinder Zorn überfiel Hannes. Er schrie die Leute an: „Macht, daß ihr herunterkommt! Genug, daß unsere Brücke gleich in den Hexenkessel hinuntertanzt. Braucht nicht noch mehr Menschen zu fressen, das Ungeheuer!“

Keiner der Leute wich. Sie blickten ebenso entschlossen auf Hannes wie er auf sie. Schweigen lag über dem Bau, dann starnten die Männer wieder in die Glut des Feuers, hinunter auf den gurgelnden Strom. Sie horchten auf das Brüllen des Eises, das irgendwo in der Ferne sich löste und auf die Brücke zuschoß.

Da tauchte im Dunkel, dort wo der Heideweg aus dem Busch herauskam, ein Licht auf.

Das muß er sein, hoffte Hannes, und es wurde ihm leicht über dem Herzen. „Holtrop! Holtrop!“ schrie er laut durch die Nacht.

Hallend kam die Antwort zurück: „Ich bringe die Niete, Hannes! Ich bringe die Niete!“

Wie elektrisiert fuhren die Leute hoch, die Bölze schossen durcheinander, da und dort sprühte der Funkenregen eines frisch aufprasselnden Feuers, Männer flogen dem Fuhrwerk entgegen, und ehe noch einer dazu kam, das Faß abzuladen, das Holtrop heranbrachte, hatten sie bereits den Sack losgerissen, der die Niete deckte, und schleptten jeder einen Armvoll auf den Bau. Die Niete waren noch nicht ganz im Feuer, da rasselte „Nieterkönig“ schon mit seiner Zange gegen die Schnapptüte: „Kommen lassen! Nun mal voran, Jungens, Tempo!“

„Immer langsam!“ schrien die Jungen lachend zurück und ließen die Preßluft in die Flamme blasen, daß sie auszugehen drohte.

Holtrop zankte sich unterdes mit dem Fuhrmann herum, der das Geld für die Fahrt sofort mitnehmen wollte, als ob man jetzt Zeit hätte, sich mit solchen Sachen zu befassen.

„Mensch, halt die Klappe“, fuhr Holtrop ihn an, „hol dir das Geld morgen oder übermorgen. Los, zieh deinen dicken Mantel aus und pack mit an, denn was nützen uns die langen Niete, wenn wir sie nicht 'reinkriegen, ehe der Hexentanz losgeht!“

Auf der Brücke knatterte bereits „Nieterkönigs“ Lufthammer, da erschien der alte Heising mit seinem Stelzfuß auf dem Bau: unter dem Mantel trug er den feierlichen Gehrock, wie er zu Jupps Hochzeit gekommen war. Er hatte es sich in den Kopf gesetzt, noch einmal mit dabei zu sein, wenn eine Brücke fertig wurde bis zum letzten Niet, und Holtrop sollte auf diese Art Gesellschaft haben während der langen Wagenfahrt vom Bahnhof. Lautes Hallo begrüßte den Alten, während der zweite Niethammer zu rattern begann. Dann ließen auch die Kolonnen, die von Hand nieteten, ihren lebendigen Rhythmus wieder über die Brücke donnern.

Ein neuer Morgen begann. Die Brücke stand noch, und immer weiter schlügen die Männer Niet auf Niet. Schon war die Brücke stark genug, sich selbst zu tragen, aber sie war auch zu fest verbunden mit dem Gerüst, auf dem sie ruhte, als daß sich hätte voraussehen lassen, was geschehen würde, wenn dieses Gerüst sich plötzlich unter dem Druck der Eismassen in Bewegung setzte.

Dann kam der Augenblick, da der erste Nieter vor Hannes stand und meldete: „Fertig, Monteur!“ „Gut“, sagte Hannes und ging, um die frisch geschlagenen Niete auf ihre Festigkeit zu prüfen. Da rief auch schon ein zweiter über die Baustelle: „Fertig, Monteur!“ Die Handnieter stellten ihre Arbeit ein, und von allen Seiten klang es: „Fertig! — Fertig!“

Nur „Nieterkönig“ meldete sich nicht.

„Wie ist es denn mit dir?“ fragte Hannes.

„Fertig“, antwortete Nieterkönig, „aber ein Niet habe ich mir verwahrt — das letzte Niet!“ „Na, dann mach' voran“, nickte Hannes ihm zu. „Willst du es nicht selber schlagen?“ fragte Nieterkönig und drückte Hannes den Nietrevolver in die Hand. „Na, wenn ihr meint, wir hätten noch Zeit zu solchem Theater ... Holtrop! Komm her! Hier ist das letzte Niet zu schlagen!“

Holtrop kam heran. „Mach' nur, Hannes“, sagte er ruhig, — „ist ja doch eine Brücke.“

Hannes sah den Kameraden an, dann griff er ihn bei der Hand, während es in seinem Gesicht verdächtig zuckte: „Das vergesse ich dir nicht, Holtrop, und wenn ich tausend Jahre alt werde. Ist meine Brücke, verdammt ja, hat mich Herzblut gekostet, das Luder, und ein paar Jahre meines Lebens dazu. Tröste mich immer: ist Brückenbauerschicksal, auch — für die andern, ist — na, laß schon gut sein ...“

Als wäre er wieder der frühere Hannes, wandte er sich zur Baustelle: „Ein paar Klinkhämmer her! Wir schlagen das letzte Niet von Hand! Soll jeder was von haben!“

Vier Mann nahmen jeder einen Klinkhammer: Hannes, Nieterkönig, Holtrop und der alte Heising. Jupp hielt den Döpper, und hell klang der Rhythmus der Hämmer in den erwachenden Morgen. Alle Männer auf dem Bau, vom Gefühl des endlich und ehrlich erkämpften Sieges erfüllt, erkannten die Bedeutung dieses Augenblicks.

Der letzte Niet!

Der alte Heising taumelte, als er den Hammer absetzte, — vor Rührung oder aus Anstrengung? „Hab' mir immer mal heimlich gewünscht, ein einziges Mal noch so ein Niet zu schlagen in der alten, feierlichen Art, und nun — ist es wahr geworden.“

Ein Schüttern ging durch den Bau, — ein Bersten und Krachen unter ihnen: — der Augenblick, vor dem sie alle gebangt hatten, war gekommen. Tobend schossen die Eisblöcke mit Teilen des zersplitternden und einbrechenden Gerüstes vor der Kraft der gestauten und nun befreiten Wogen dahin.

Hannes sah das alles nicht, er fühlte mit jedem Nerv, wie plötzlich die Brücke von ihrem Unterbau sich löste, wie ein Schwanken und Zittern durch ihre Träger ging, — dann sprang er auf und ließ sich mit seinem ganzen Gewicht auf die Fahrbahn niederfallen, als könne er damit erproben, ob die Brücke hielt. „Jungens!“ schrie es aus ihm heraus, „Jungens, sie steht!“ — und noch einmal: „Jungens, sie steht!“

Da kamen die Männer schon von allen Seiten herbei, die Kameraden dieses langen Kampfes, dessen Sieg nun endgültig war. Sie sahen, wie Hannes und Holtrop sich die Hand gaben und auf die Schultern schlugen.

Bald marschierten sie alle, Hannes und Holtrop voran, zur Kantine. Dort hatte Gustav einen Grog stehen, steif wie ein Stockfisch, und den Rum dazu verwahrte er schon lange. Der Kapitän, der damals mit seinem Schiff die Brücke rammte, hatte ihn mitgebracht, aber daran wollte jetzt niemand mehr denken, es sollte vergessen sein wie alle Mühsal und Plage langer Monate. Vielleicht, daß dieser und jener an die Männer dachte, die nicht mehr unter ihnen waren, und Holtrop wußte wohl: ihm wäre es zugekommen, ein Wort darüber zu sagen. Er tat es nicht. Es war nicht die Stunde, an verborgene Wunden zu rühren, es war nicht die Stunde, von Mühsal, Plage und Schrecken zu reden, denn vor ihren Augen stand, was größer war als dieses alles: die Brücke.

Stark und kühn spannte sie nun ihren Bogen von Ufer zu Ufer, aus totem Eisen gleichsam lebendig gemacht von Menschenhand. Kein Gerüst verwirrte mehr die Klarheit ihrer Konturen, die sich kraftvoll und beschwingt abzeichneten vor der Himmelshelle. Schon wuchs dieser Bau zusammen mit der Landschaft, der er seinen Charakter geben würde von nun an durch Jahrhunderte.

Erich Grisar

Auf der Kraft- und Arbeitsmaschinen - Ausstellung in München 1898

Das große Ereignis der Münchener Ausstellung 1898 waren die hier zum erstenmal der Öffentlichkeit vorgeführten Dieselmotoren. Auf der Halbinsel in der Isar, wo 15 Jahre später der große Ingenieur Oskar von Miller, Diesels Jugendfreund, das Deutsche Museum als erste Ruhmeshalle der Technik in Deutschland begründet hat, in einem hellbraun gefirnißten hübschen Ausstellungspavillon standen die vier Dieselmotoren; an ihnen waren die vier gewaltigsten Namen der deutschen Industrie zu lesen: Maschinenfabrik Augsburg A.-G., geleitet von Heinrich Buz, die Maschinenbaugesellschaft Nürnberg, die sich kurz nachher mit der Augsburger Firma zu der berühmten M. A. N. vereinigt hat, Friedrich Krupp und Humboldt-Deutz-Motoren A.-G.

In den Haupthallen der Ausstellung sah man in natürlicher Pracht die „Blauen Gumpen“, ein Bergseelein, an dem der Weg zur Zugspitze vorbeiführt, daneben Stände mit Rucksäcken, Nagelschuhen, Eispickeln und alpinistisch bekleidete Wachsmenschen. Auf dem Vergnügungsplatz gab es zum erstenmal eine Wasserrutschbahn, auf der die Frauen kreischten, wenn sie auf den Schienenwagen ins Wasserbecken hinabsausten; die Wagen wurden dann mit Maschinenkraft wieder hinaufgezogen, wodurch die Rutschbahn das Wesen der Kraftmaschine heiter erläuterte. Nebenbei war ein Häuschen mit einem Photoautomaten; wenn man 50 Pf. hineinwarf, flammte ein Blitzlicht auf, und nach einigen Minuten kam das fertig entwickelte Porträt auf Metall heraus. Als andere magische Neuigkeit wurde ein großer Springbrunnen abends elektrisch angestrahlt: blau, rot, gelb, grün, so wie es früher nur die bengalischen Feuer vermocht hatten. Am Himmel schwebte eine dicke gelbe Wurst, Major von Parsevals gefesselter Militär-Drachenballon, aus dem später sein unstarres Luftschiff hervorging.

Ich war damals 9 Jahre alt und begann den Unterschied zu begreifen zwischen den Werkzeug- oder Arbeitsmaschinen, welche arbeiteten, um Dinge zu formen, Wasser zu pumpen, und den Kraftmaschinen, welche die Kraft zum Antrieb aller dieser Arbeitsmaschinen lieferten. In den Ausstellungshallen klapperte, surrte, dröhnte es von allerhand Webstühlen, Milchzentrifugen, Druckpressen, Drehbänken, Kreissägen, alles Arbeitsmaschinen, und den Dampfmaschinen, Gas- und Benzinmotoren, Elektromotoren, also Kraftmaschinen.

Der Vater führte selbst seine drei Kinder zum Holzpavillon. Er mochte von diesem Gange mit seinen Kindern zu seinen Motoren schon seit langem geträumt haben. Dreißig Schritt vor dem Eingang blieb er stehen. Er horchte und sah zu einem über das Dach ragenden

Auspuffrohr, aus dem es etwa zweimal in der Sekunde unsichtbar, energisch, aber nicht knallend puffte. „Also Kinder, schon hier könnt ihr sehen, daß der Dieselmotor nicht raucht und keinen Kamin braucht wie der Dampfkessel. Schaut genau hin zu dem Auspuffrohr dort oben! Ihr seht auch nicht das geringste Wölkchen.“ Ich warf ein: „Da ist ja doch ein Auspuffrohr! Ich habe geglaubt, daß dein Motor gar keinen Auspuff braucht.“ In meiner kindlichen Vorstellung hatten sich die vielen Gespräche im Elternhaus über die Unsichtbarkeit und Geruchlosigkeit der Abgase des Dieselmotors und über das Fortfallen des Schornsteins zu der Überzeugung verdichtet, daß er gar keinen Auspuff und also auch kein Auspuffrohr habe. „Natürlich hat er eins“, erklärte der Vater, „denn die Abgase müssen doch irgendwohin entweichen. Aber sie sind freilich rauch- und geruchlos. Die Schornsteine, die unsere Stadt verpesten und verqualmen, werden nun verschwinden. Und dann auch kann man den Motor, der überhaupt keinen Kessel braucht, sofort anlassen, während die Kessel der Dampfmaschinen zwei Stunden vorher angeheizt werden müssen. Auch läuft unser Motor viel leiser als die mit Gas oder Benzin laufenden; er ist eigentlich gar kein Explosionsmotor, sondern eine Gleichdruckmaschine.“

Inzwischen waren wir in die Maschinenhalle des Pavillons vorgedrungen. Einer von den vier Motoren lief. Ich empfand den Zauber des auf dem kreisenden Rade stehenden Lichtscheines, der sich drehenden Nockenscheiben hoch oben an dem majestatisch beharrenden Zylinder, der auf- und abgehenden Ventilhebel. Der Augsburger und der Kruppsche Motor trieben Wasserpumpen an, deren eine einen gewaltigen Strahl aus dem Pavillon weit in den Isarkanal schleuderte. Der Nürnberger diente nur zur Demonstration. Der Deutzer Motor fiel besonders durch seinen hochglänzend lackierten Zylinder auf. Er lieferte die Kraft für die Lindesche Luftverflüssigungsmaschine, die gleichfalls zum ersten Male der Welt gezeigt wurde.

Die Familie Diesel und viele andere Zuschauer drängten sich um die noch stillstehende Kruppsche Maschine. Einer der jungen Diesel-Ingenieure, Ludwig Noé, ergriff den Schalthebel am Schwungrad, drehte es über den toten Punkt der Kurbel, bestieg dann die Bedienungsplattform oben am Zylinder und ließ die zischende Druckluft einströmen, welche die Maschine anwerfen sollte. Ich reichte mit meinem Kopf nicht weit über das Schutzgeländer am Schwungrad. Meine Backe lag an der metallenen Stange, als auf einige Hebeldrucke hin die Maschine, von der ich von dem Augenblick meiner Bewußtwerdung an hatte reden hören, in aller gewünschten Vollendung zu laufen begann. So wenigstens schien es mir. Die Motoren hatten bis zum Ausstellungstermin so Hals über Kopf hergestellt werden müssen, daß sie erst an Ort und Stelle eingereguliert werden konnten, und so ereigneten sich, zumal am Anfang, manche Zwischenfälle.

Diese nutzten die Neider aus, an denen es unserem Vater nicht fehlte; der gefährlichste war der Ingenieur Emil Capitaine, einer jener Erfinder, der durch den Erfolg des industriell ausgewerteten Dieselmotors der Tragik einer verfehlten Laufbahn verfallen war und schon einen Prozeß zur Anfechtung der Dieselschen Patente verloren hatte. Seine Anhänger pflegten sich in aller Frühe im Pavillon einzufinden, um alle Schwierigkeiten beim Anlassen der Motoren zu beobachten. Sie beruhnten zum großen Teil auf einem Mangel an den Einspritzdüsen, der damals noch nicht erkannt war. Diese kleine Ursache hatte immerhin die Folge, daß der Auspuff doch zuweilen knallte, namentlich, solange die Maschinen noch kalt waren. Darum brachte man sie schon vor Tag in Gang, damit dem Publikum diese Kinderkrankheiten verborgen blieben. Der wissenschaftliche Helfer des unglücklichen Konkurrenten Capitaine, Prof. Lüders — ein alternder Physiklehrer mit einem mächtigen bis an den Gürtel wallenden Vollbart —, durchstreifte ständig spähend den Dieselpavillon, schmähte den bedienenden Ingenieur und hat noch nach dem Tode der beiden Gegner seine damalige Drohung wahrgemacht, in einem Buch den „Diesel-mythus“ — so betitelte er die Schmähschrift — aufzudecken.

Um so erfreulicher war das Verhältnis zu Prof. von Linde, dem die Herstellung flüssiger Luft geglückt war; Diesel hatte bei ihm früher eine Vorlesung über das Wesen der Dampfmaschine gehört; sein Hinweis, daß diese nur 6—10 % der im Brennstoff verfügbaren Wärme in nutzbare Arbeit verwandle, hatte in dem zwanzigjährigen Studenten den Vorsatz entfesselt, diese Verschwendug eines so kostbaren Stoffes wie Kohle abzustellen und eine anders funktionierende Wärmekraftmaschine zu konstruieren. Da stand sie nun im Ausstellungspavillon und lieferte unter anderem die Kraft für die Luftverflüssigungsmaschine, die der Lehrer des Motorerfinders erfunden hatte! Vater erzeugte in seiner Maschine sehr hohe Temperaturen, Linde, der auch das künstliche Eis herstellen ließ, sehr tiefe. Unser Vater erklärte uns, daß das kein Widerspruch sei; daß vielmehr Kälte und Wärme in eine einzige große Lehre der Physik, in die Wärmelehre hineingehörten.

Anderswo in der Ausstellung sahen wir die Namen und Leistungen von Daimler, Benz, Körting, Parseval. Wir erkennen heute leichter als damals, was eigentlich im Gange war. Schöpferische Menschen der treibenden Kräfte dieses Zeitalters, der Naturwissenschaft und der Technik, griffen in Kreisen ineinander, wie zur Renaissancezeit die Kreise und die Schulen der Kunst ineinander gegriffen haben mögen. Fast alle, die damals an der technischen Gestaltung der Zukunft arbeiteten, kannten einander auch persönlich; sie waren Schul- und Studiengenossen oder Schüler und Lehrer oder auch — miteinander ringende Kämpfer.

Eugen Diesel
(in der Biographie seines Vaters)

Geteilte Empfindungen beim Besuch eines Stau- und Elektrizitätswerks

Nun stand ich endlich vor der mächtigen Staustufe, die unserem Strom die große neue Tiefe gibt. Mit Wucht und Strenge eines mittelalterlichen Kastells überbrückt sie auf granitenen Wehrpfeilern die graugrünen Fluten; das Ganze scheint nur aus Eisen, Stein, Glas und braunroten Ziegeln gefügt, wie für Jahrtausende. Wie oft bin ich grollend an dem Werk vorübergegangen, voller Widerspruch gegen seine gewaltsame Gegenwart. Ich konnte die schöne Uferwelt nicht vergessen, die nun begraben liegt im Schlamm des verlangsamten Flusses. Immer neuen Verlusten hing ich nach. Die Meerzwiebelblüten, die im Vorfrühling wie ausgeschütteter blauer Farbstaub die Böschung bedeckten, die kalmusduftenden Sommergebüsche voll wilder gelber Lilien, die schwarzen weißgeäderten Klippen, auf denen vielleicht schon der Blick der Nibelungen ruhte, als sie hinuntersegelten in das Land ihres Todes —, versunken alles ohne Wiederkehr!

Das erste, was in die Augen fällt, ist eine lange, dem Uferdamm angebaute Steintreppe von sehr geringer Neigung; fast waagerecht liegt sie im strömenden Wasser, auch hat sie nur halbe Stufen, die abwechselnd rechts und links ansetzen. Den Zweck dieser Stiege sah ich nicht ein und nahm mir vor, später danach zu fragen. Es dämmerte noch wenig; aber schon flamme, den Tag verlängernd, eine Lampenreihe über der Brücke auf. Hier standen viele Menschen, fromm bewundernd, wie man früher nur vor Domfassaden stand. Ergriffen blickten sie auf die riesigen Vernietungen und Verstrebungen, die den eisernen Schutzplatten die Kraft verliehen, dem ungeheuren Druck der Wasserschwälle standzuhalten. Ich mischte mich unter die Besucher und ging mit ihnen durch die erleuchtete Halle, wo acht schwarze Gebilde stehen, Generatoren genannt, welche bald an geharnischte Moloche, bald an eiserne Türme erinnern. Ein junger Monteur in dunkelblauem Drell trug zwei messingblanke langgeschnäbelte Ölkannen an uns vorüber und bestieg auf gewundener Treppe den dritten Eisenturm. Einen anderen Arbeiter baten wir um Erklärungen; er suchte uns anschaulich zu machen, auf welche Weise in jenen Generatoren magnetische Felder entstehen, und wie sich Wasserkraft in elektrische Energie verwandelt. Man mußte scharf zuhören; der ganze Raum dröhnt, surrt und zittert, Nerven und Sinne schwingen mit. Die Zahl der dunkelblau gekleideten Männer, die das gigantische Werk bedienen, erschien mir klein, und alle haben etwas eigentümlich Stolzes, Unbekümmertes, was niemand wundern darf: weiß doch jeder, daß es in seiner

Macht steht, mit wenigen Handgriffen eine jener wuchtigen Schutzplatten, die man hier einfach Schützen nennt, ja sogar den Strom selbst samt seinen Schiffen zu heben und zu senken, wie es not tut. Ich glaube, diese Dunkelblauen sind gute Söhne der Zeit; keiner von ihnen will bemerkt werden, jeder nur an seiner Stelle stehen, keinem fällt es ein zu fragen, ob man später noch seiner Hingabe gedenken wird. Auch jene eisernen Erzeuger der elektrischen Ströme, so minotauroisch sie aussehen, sind im Grunde demütig, folgen gerad einem lenkenden Griff, und wo man das wenigste wahrnimmt, geschieht das meiste.

Jeder Art von Rühmung werden wir freilich nicht zustimmen. Vor mir stand eine hübsche Frau in weißem Kleide, das rötliche Haar in ein blaueseidesenes Netz gebunden; überwältigt vom Anblick der schwarz gepanzerten Maschinen, konnte sie ihre Begeisterung nicht mehr verhalten, und ihre angenehme Stimme war tönend genug, um das fiebrige Summen des Raumes zu durchdringen:

„Wenn einer wiederkäme, der vor hundert Jahren gestorben ist, wie wäre ihm zumute vor diesen Turbinen? Oh, es ginge ihm gewiß nicht anders als uns allen, wenn wir plötzlich vor Sphinxen und Pyramiden stünden!“ Starke Zustimmung weckte dieser Ausruf bei den Umstehenden; vielleicht war ich der einzige, der einen Widerspruch in sich verspürte. Jene großen ägyptischen Denkmale waren um keines zeitlichen Gewinnes oder Zweckes willen da; als mystische Hüter der Tempel und als heilige Gräber der Könige sind sie erträumt; sie wollen ewig sein. Möge das riesige stauende Wehr weithin wirken und nützen! Es wäre aber denkbar, daß eine einzige technische Erfindung ihm über Nacht allen Wert nähme; dann würden einstens die schwarzen Generatoren, belächelt wie Ritterrüstungen, in irgendeiner Sammlung merkwürdiger Dinge verrostten. — Nach und nach entfernten sich die meisten Besucher; ich folgte mit zwei Familien einem älteren Monteur, der am Ausgang der Turbinenhalle die Führung übernahm. Wir unterschrieben einen Schein, der uns zur Vorsicht verpflichtete, und durften nun zwei Gebiete betreten, die sonst nicht zugänglich waren, den Kommandosaal und den Hochspannungsraum. Jener mit Marmor verkleidete Saal, der Befehle umschließt wie eine Schädelkapsel das Gehirn der gesamten Leitung, und so gibt es in diesem großen Schaltwerk auch kein gleichgültiges Geschehen: ein rotes Licht glüht auf, leuchtet eine Weile und verlischt wieder, dann ein grünes, und man erfährt: das sind weither gesandte Signale. Oder ein Mann drückt auf einen Knopf, ein Zeiger rückt zu einer anderen Ziffer, und gleich steht unten eine Turbine still. Nach magischem Kabinett sieht hier alles

aus; der Uneingeweihte würde Stunden brauchen, um nur einen Überblick zu gewinnen; mitzaubern aber dürfte er doch nicht, und so läßt er sich von dem Führer, der schon nach der Uhr sieht, gern weiterdrängen in das Gefängnis des Blitzes, den Hochspannungsraum.

Ein junges Mädchen, das mit seinen Eltern ging, konnte sich nicht entschließen, hier sofort einzutreten; sie blieb auf der Schwelle stehen, preßte sich, blaß vor Erregung, die Hand auf das Herz und wartete, bis ihr Vater sie am Arm hereinführte. Mir aber lag noch immer das Gesumme der Generatoren im Ohr; ich erwartete auch in diesem Bezirk, den die größte Naturgewalt unaufhörlich durchflutet, einiges Getöse; aber hier waltet Stille des Todes. Auch dem Auge drängte sich zunächst nichts auf; dann aber bemerkte man an den Wänden eine Vielfalt von Röhren und Stangen, dazwischen Meßuhren und eine Art kräftiger glatter Bänder, die Linealen gleich nebeneinander hinlaufen, alle in den schönsten Glanzfarben, violett und weiß, gelb, grün und rosa. Die junge Furchtsame sah enttäuscht umher wie wohl ein Kind, wenn es zum erstenmal in den Tiergarten kommt und den Löwen schlafend antrifft, anstatt daß er gerade einen Ochsen zerreißt. Reizend aber fand sie die farbigen Bänder; solch einen rosa Lackgürtel habe sie sich längst gewünscht. „Das sind die Sammelschienen der elektrischen Ströme“, erklärte der Monteur; „der Farbenlack ist nur äußerlich, innen bestehen sie aus reinem Kupfer.“ Daß es genügen würde, eines dieser schönen Bänder mit dem kleinen Finger zu berühren, um nur noch ein Grabkleid zu brauchen, davon sprach er nicht; es war ihm zu alltäglich. Nur die Leistungen der Ströme hob er hervor; stolz nannte er eine weit entfernte Stadt, die von ihnen ihr Licht empfängt.

Am Ausgang nahm der Führer schleunig Abschied; Entlohnung wies er zurück. Vor der Tür aber stand sein junger Sohn und meldete, es werde soeben ein Schiff durch die Schleusenkammer gelassen, er wolle uns das zeigen. Wir folgten dem dunkeläugigen, schlanken Knaben, der mich bald merken ließ, daß er schon wieder dreißig oder vierzig Jahre später geboren ist als sein Vater. Das berühmte Werk ist ihm keine geheimnisvolle Herzensangelegenheit mehr; sachlich nüchtern, fast gelangweilt beschrieb er verborgene Einzelheiten, und von dem Heben und Senken des Wasserspiegels sprach er nicht viel anders als von einem niedlichen Spielzeug. Welche Verwandlung aber geschah mit dem Buben, als wir uns der sonderbaren Treppe näherten, die mir gleich im Anfang aufgefallen war. Die zwei Familien entfernten sich dankend; sie hatten das bereits gesehen und hielten es offenbar nicht für sehr wichtig; um so froher war der Kleine, einen Neuling einzubringen. „Gibt's denn das noch.

daß einer die Fischleiter nicht kennt?" Er schrie es voll Triumph und sprang so ausgelassen dahin, als käme er aus grauer Schulstube auf einen grünen Spielplatz. Unter einer Lampe wartete er und beschrieb mir nun die wohlwollend schlaue Einrichtung, die den stromaufwärts wandernden Fischen das riesige Hindernis des Wehrs überwinden hilft. Jene halben Stufen haben den Zweck, das Gefälle des Flusses zu mäßigen, indem sie es in viele kleine Teile zerlegen. Immer zwischen zwei solchen steinernen Sprossen entsteht ein Ruheraum, worin sich das herabfließende Wasser verfängt und aufhält. Hier kann der Fisch immer wieder eine Weile rasten, und so gelangt er nach und nach ohne sonderliche Mühe ins obere Stromgebiet. Der Knabe faßte meine Hand und führte mich auf schmalem Steinrand um den äußersten Teil des Baues herum; er wollte zeigen, wo die Fischtreppe drüben wieder zum Vorschein kommt. Ich fragte, ob er vielleicht gern zum Angeln gehe; aber sein Eifer ist selbstlos; er fängt weder Fische noch isst er sie gern. Es beglückt ihn schon, ihnen in freien Stunden zuzuschauen, wie sie, von Stufe zu Stufe schwimmend und springend, den Widerstand besiegen. Auf dem Damm, der sich nach Nebelheim hinauf in die Nacht verlor, gingen wir noch eine Strecke mitsammen. Der Mond war über den Saldenhofer Bergwald gestiegen; er beschimmerte das andere Ufer und den halben Strom; unser Weg lag noch im Schatten. Dem Kleinen schien etwas aufzufallen; jetzt lief er über die Böschung hinab einem Kieshaufen zu, kehrte zurück, Steine im Arm und warf sie fluchend schnell nacheinander ins Wasser. Da sah ich unten am Damm eine Bewegung; dunkle, kleine Rücken tauchten auf und unter. Der Bub unternahm keinen weiteren Angriff: „Den Fischen tun sie ja nichts, die Bisamratten“, sagte er, sich selbst beschwichtigend. „Aus Amerika hat man sie nach Böhmen herübergebracht, ihrer schönen Felle wegen; jetzt wachsen sie daher wie die Ameisen und richten alles zugrund. Und schön sind sie nur in Amerika; bei uns wird ihr Pelz von Jahr zu Jahr schäbiger. Manchmal kommt ein Herr von der Regierung und meint, er kann sie ausrotten, ist aber alles umsonst. Sind Wühlteufel; jeden morschen Fleck finden sie gleich und nagen und nagen und nagen bis in das Fundament hinein. Wenn das noch lang so dauert, geht das ganze schöne Wasserschloß in Trümmer.“ Ich meinte, so arg müßte es denn doch nicht werden; aber er hat wohl von den Erwachsenen manches gehört, worüber nun sein Köpfchen brütet. Alle Kinder freuen sich an letzten Dingen; schwelgten wir als Knaben doch auch in Szenen des Jüngsten Gerichts und beneideten die Spätgeborenen, die es noch erleben würden, daß Mond und Sterne vom Himmel fielen und Bäche und Flüsse zu brennen begannen. Der Untergang des

großen Werkes ist nun einmal sein apokalyptischer Traum geworden, und wollte man sich seine düstere Vorhersage in das eigene Deutsch übersetzen, so müßte sie lauten: Das Wasser beherrschend wird es dem Wasser verfallen. So kindlich sein Geplauder klang, es nötigte doch, an die Vergänglichkeit auch einer so unzerstörbar scheinenden Anlage zu denken; aber da trat einem auch gleich ihre ganze strenge Großartigkeit vor das Auge, die nur den altrömischen Wasserleitungen der Campagna vergleichbar ist.

Ich sah zurück, da stand es als Zauberschloß glanzverströmend in der Nachtschwärze. Die hohen Fenster der Turbinenhalle sandten weithin weiße Strahlen; aus den äußeren Lampen aber wie aus Brausen sprühte abwärts rötlich mildes Licht. Ein weißes Lastschiff, grau befrachtet, mit gelber und blauer Laterne, rauschte daher, von seinem Spiegelbild getragen, und erinnerte, wie sich die Leistungen der kühnen Werkburg ergänzen. Um den Verkehr der Schiffe zu steigern, hat man den Strom gestaut; das andere, die Erweckung d e r e l e k t r i s c h e n K r a f t aus dem nie nachlassenden Andrang der Gewässer, geschieht nur nebenher; aber gerade dies ist unvergeßlich. Ob wir je verstehen werden, warum eine nahe blühende Uferwelt versinken muß, damit irgendwo in ferner Nacht Lichter brennen, diese Frage soll uns heute nicht bekümmern. Doch in mancher Lebensstunde mag es heilsam sein, die Halle zu besuchen, wo ein übermenschlicher Gehorsam Urgewalten bändigt, oder den lautlosen Raum zu durchwandern, wo es nur tödliche Berührungen gibt.

Hans Carossa

Sprechchor

1. Arbeit ist Leben, Leben ist Arbeit. Ein Leben ohne Arbeit ist wie der Töpfer ohne Scheibe. Ein Mann, der arbeiten will und keine Arbeit hat, ist der traurigste Anblick unter der Sonne; denn der Zweck des Lebens ist die Tat!

2. Unser Leben freilich ist kein Maientanz, kein müßiger Spaziergang durch duftige Orangenhaine oder grüne, blumige Wiesen, kein üppiges Schlaraffenland, wo in den Bächen Wein fließt und die Bäume voller Würste und Braten hängen; das Paradies auf Erden ist nur ein Traum, ein unmöglicher Traum.

Des Menschen Erbteil ist die Arbeit. Und Arbeit ist Anstrengung, kostet Schweiß, fordert Leiden, ist eine ernste Pilgerfahrt durch glühende Sandwüsten, durch Regionen von Schnee und Eis. Unsere Sendung ist auf Erden: **A r b e i t e n u n d n i c h t v e r z w e i f e l n !**

3. Mit Freuden trage die Leiden, freudig tue dein Werk; was deine Hand zu tun findet, tue mit fröhlichem Herzen. Hinter dir liegen fünf Jahrtausende menschlicher Anstrengung, vor dir liegt die grenzenlose Zeit mit ihren noch ungelösten Aufgaben; sie zu erfüllen, sind wir berufen; wir wollen entdecken, bessern, aufbauen; dann weicht aller Kleinmut, und *Freude am Schaffen* besellt jede Arbeit:

Mir ward ein Erbteil herrlich schön und weit,
die Zeit ist mein Besitz, mein Acker ist die Zeit.

4. Das Kennen der Dinge und das Wissen um sie tut's allein nicht; das Anpacken der Dinge weckt die schlafende Kraft, ergreift und formt den ganzen tätigen, handelnden, wagenden, duldenden Menschen; das Kennen muß wieder eins sein mit dem Können! Deshalb ehre ich den sich mühenden Arbeiter, der mit seinen Werkzeugen mühsam die Erde besiegt; ehrwürdig ist mir die harte, rauhe, ausgearbeitete Hand, worin auch königliche Majestät liegt, denn wer seine Arbeit beherrscht, ist ein geborener König. Und einen zweiten Mann ehre ich, den, der nicht für das tägliche Brot, sondern für das Brot des Lebens arbeitet, damit es Licht, Freiheit und Unsterblichkeit habe. Diese zwei in allen ihren Graden und Abstufungen ehren wir unter den Menschen. Alles andere ist Staub und Spreu, die der Wind wehen kann, wohin er will.

5. Der Wille zwingt das Ziel jeder Arbeit herbei; aber nur dann, wenn du *Schritt um Schritt* dem Ziel dich näherrst. Begrenze das Bild deiner Taten; es ist dir nicht gegeben, zehn Dinge auf einmal zu tun; fang' bei dem nächsten, fang' bei dir selber an. Von allen Dingen, die getan werden können, tue das erste, dann wird das zweite schon klarer und tunlicher werden, das dritte, das hundertste, das tausendste anfangen, dir möglich zu sein.

6. So gehe ein jeder von uns freudig und besonnen seiner Arbeit nach, ohne sie zu werten nach Einfluß und Nutzen. Die Frucht reift am besten in der Stille. Ihr auf dem Feld und im Garten, ihr in der Werkstatt an Hobel und Esse, ihr mit den Lettern und Farben, ihr Männer der Axt und ihr Freunde der Bücher und Künste, was ist unsere, was ist eure Pflicht? *Die Forderung des Tages!*

Obiger Sprechchor ist nach dem Buch des Engländer Thomas Carlyle „Arbeiten und nicht verzweifeln“ in der Gemeinschaft einer Schulkasse entstanden.

Vielleicht kann er zum Sprechchor des 9. Schuljahres werden. Noch besser wäre es, wenn recht viele Klassen eigene Sprechchöre schüfen und diese zum Wettbewerb für die nächste Auflage unseres Lesebuchs einschickten.

A U S K L A N G

Das Wort des Tischlergesellen

Der Schweizer Dichter Gottfried Keller hat uns in seinem „Grünen Heinrich“ vieles aus seiner Jugend erzählt.

Als der Sechzehnjährige einst von einem Ferienbesuche auf dem Lande nach Zürich zurückkam, entdeckte er zu seiner Überraschung in der Wohnstube auf dem Ruhebett einen ansehnlichen Stoß Bücher, an die 50 Bändchen, alle gleich gebunden, mit roten Schildchen und goldenen Titeln auf dem Rücken versehen und durch eine starke vielfache Schnur zusammengehalten. Von einem Trödler, der ihn schon öfter mit alten Büchern und vergilbten Kupferstichen zu voreiligem Kaufen veranlaßt hatte, waren die Büchelchen in der Zwischenzeit zur Ansicht abgegeben worden. Es waren Goethes sämtliche Werke.

Zwei Jahre mochte es her sein, da hatte ein Schreinergeselle, der in der Stube etwas zurecht zu hämmern hatte, wie von ungefähr gesagt: „In Weimar ist der große Goethe gestorben.“ Dieses Wort war im Herzen des Knaben bewahrt geblieben. Jetzt vor diesem Bücherhaufen glaubte er es in genau dem gleichen Ton wieder zu vernehmen. Es war gleichsam das Zauberwort, mit dem er hastig den Knoten der Schnur löste, und als er aufging, fielen die goldenen Früchte eines 80jährigen Dichterlebens vor ihm auseinander, verbreiteten sich über das Ruhebett und fielen über dessen Rand auf den Boden; es war schwer, den Reichtum zusammenzuhalten. 40 Tage las der Knabe darin. Zuerst griff er nach allem, was sich durch den Druck als dramatisch auswies, dann manches Gereimte, dann die Lebensbeschreibung „Dichtung und Wahrheit“, und als sich der Strom in die mehr wissenschaftlichen Gefilde verlief, fing er von vorn an. Dabei störte ihn eines Abends das Klopfen des Trödlers an der Stubentür; er meldete das Auftauchen eines anderen Käufers. Unter diesen Umständen mußte die Sache bar und sofort bezahlt werden. Das ging über die Kräfte der zögernden Mutter. Da ergriff der Mann wieder seine Schnur, band die Bücher zusammen, schwang den Packen auf den Rücken und empfahl sich.

Das Wort jenes Tischlergesellen hatte halb unbewußt die Ehrfurcht vor dem dichterischen Werk in dem jungen Herzen des zukünftigen Dichters geweckt; es hat nunmehr bewußter noch lang in ihm nachgewirkt. Ob der Handwerksmann wirklich einmal Fausts Osterspaziergang oder auch nur den Erlkönig gelesen hatte, wissen wir nicht. Auf jeden Fall muß in seinem Ausspruch ein ehrfürchtig-ergreifender Ton gewesen sein; der schlichte Mann muß ein Gefühl von der Unsterblichkeit dieses Toten gehabt haben.

Sehr fein und richtig hat ein dritter, noch unter uns lebender Dichter, Hans Carossa, an dieses Wort unseres Tischlergesellen die Bemerkung geknüpft:

„Gerade in dem Mann der praktischen Arbeit lebt eine Ahnung davon, daß höchster Geist und gediegenstes Handwerk einander unmöglich feind sein können, daß die beiden vielmehr zusammenwirken müssen, wo immer ein wahrhaft Schönes zur Vollendung kommen soll.“

SYNCHRONISTISCHE TABELLE

„Es wird mir alles faßlicher, wenn ich die politische und die Geschichte der Künste und der Literatur synchronistisch überschau und dabei mit einem Blick (also auch synoptisch) das Mannigfaltigste wieder erfassen kann, das zu bestimmten Zeiten ineinander greifend und wirkend einmal lebendig gewesen ist.“

Goethe vor einer auf Leinwand aufgesogenen synoptischen oder synchronistischen Tabelle.

Die folgende Tabelle ist nicht zum Auswendiglernen bestimmt; sie dient vielmehr dem Bedürfnis, die Namen, Werke, Ereignisse, die im Text in zufälliger Reihenfolge erscheinen, im zeitlichen Ablauf richtig unterzubringen und nach Maßgabe der obigen Goetheschen Äußerung in Querschnitten zu erfassen. Sie mag auch anreizen, im Unterricht oder auch sonst vorkommende zusätzliche Namen und Tatsachen an passender Stelle einzutragen.

Die Anmerkungsziffern ermuntern, das Bezeichnete im Text oder in den Bildern im einzelnen aufzusuchen und genauer zu verfolgen.

Bei der Auswahl des allgemeinen geschichtlichen Stoffs ist bewußt auf die Geschichtsbücher für die 7. und 8. Klasse (Wege der Völker, Bd. III und IV, Pädagogischer Verlag Berthold Schulz, Berlin/Hannover) Bezug genommen. Hier und da zu Rate gezogen sind: Synoptische Tabellen, herausgegeben von S. Kawerau, Franz-Schneider-Verlag, Berlin 1921, und Bruno H. Bürgel, Fackelträger der Menschheit, Hammer-Verlag, Berlin 1947.

Politische Ereignisse Soziale Entwicklungen	Wissenschaft Lebensanschauung Berufsauffassung	Entdeckungen Technisches
1453 Eroberung Konstantinopels durch die Türken	Flucht der griechischen Gelehrten nach Italien (Renaissance; Humanismus)	Gutenbergs bewegl. Lettern Entdeckungsfahrten zur See durch die vom Osten abgedrängten Seemächte Spanien und Portugal
1492		Zufallsentdeckung Amerikas durch Kolumbus für Spanien
1500		M. Behaims „Erdapfel“ in Nürnberg
1519 Regierungsantritt Kaiser Karls V. des Habsburgers, in dessen Reich die Sonne nicht unterging	Huttens Ausruf: „O Jahrhundert, o Wissenschaften, es ist eine Lust zu leben!“ Der Nürnbergische Ratsherr und Humanist W. Pirkheimer! Huttens Bekenntnis zum Berufs- statt zum Geburtsadel ¹⁾	Das „Männleinlaufen“ des Mechanikers J. Heuß → P. Henleins „Nürnbergisch Ei“ ²⁾
	Luthers Auffassung: Berufsarbeite ist auch Gottesdienst!	Beschleunigte Verdrängung der Naturalwirtschaft infolge der Einführung von Edelmetallen aus Amerika
1525 Scheitern der Baueraufstände in Südwest- und Mitteldeutschland an der vereinigten Adels- und Fürstenmacht		Verbreitung der doppelten Buchführung nach italienischem Muster ³⁾ . Großdruckereien in Nürnberg, etwa Anton Koberger ⁴⁾ , und in Wittenberg Hanns Luft
1532		Aufkommen des Spinnrades in Deutschland
1543	Kopernikus: Nicht die Erde, sondern die Sonne Mittelpunkt des Weltalls	Pizarros Eroberung von Peru für Spanien ⁴⁾

1) S. 83

2) S. 83

1) S. 145

2) S. 167

3) S. 79

4) S. 30

Spätgotische Goslarer Bergkanne mit Darstellung der bergmännischen Berufstätigkeit¹⁾

J. Syrlin, Schreiner und Holzschnitzer in Ulm²⁾

Des schwäbischen Malers B. Strigel Heilige Familie mit Werkstattdarstellung³⁾

Des Steinmetzen A. Krafft Sakramentshäuschen in Nürnberg⁴⁾

und des Kupferschmieds Lindenast in Nürnberg⁵⁾

Blütezeit des deutschen Volksliedes:

Handwerker- und Rollenlieder¹⁾
Historien von Till Eulenspiegel, dem Schalk, der die ehr samen Zunftmeister bauernschlau ver spottet

Des Rotgießermeisters P. Vischer Sebaldisgrab in Nürnberg⁶⁾

J. Ammans „Ständebuch“ in Holzschnitten⁷⁾

Beginn der Lutherischen Bibelübersetzung als Hauptbeitrag zur sprachlichen und literarischen Einheit Deutschlands

A. Dürers Buch über die Meßkunst⁸⁾

Der Meistersinger Hans Sachs⁹⁾

Renaissancepokal aus dem Ratssilber der Stadt Lüneburg⁸⁾; hoher Stand der Goldschmiedekunst

1) S. 139 4) S. 86 7) S. 104 1) S. 58, 153, 208, 228, 273
2) S. 63 5) S. 85 8) S. 89 2) S. 90 ff., 96 ff.
3) S. 53 6) S. 85 9) S. 139

	Politische Ereignisse Soziale Entwicklungen	Wissenschaft Lebensanschauung Berufsauffassung	Entdeckungen Technisches
1556	Flucht des enttäuschten Kaisers Karl V. in das spanische Kloster San Yuste ¹⁾ . Anwachsen der Macht der fürstlichen Teilgewalten gegenüber dem Kaiser		
1588	Untergang der spanischen Armada: Aufstieg der englischen Seemacht		
1618	Beginn des 30 jährigen Krieges: Höhepunkt des weit ausgreifenden Kampfes zwischen Reformation und Gegenreformation; je länger, desto mehr ein Kampf um die politische Vorherrschaft in Europa zwischen den habsburgischen Kaisern und den französischen Bourbonenkönigen	Erstmalige Gewährung von Erfindungspatenten auf die Dauer von 14 Jahren in England; nach E. Diesels Auffassung eines der wichtigsten Daten der neuen Zeit	
1643 ff.	Ludwigs XIV. Sonnenkönigtum in Frankreich, Regelung des Wirtschaftslebens von Staats wegen (staatliche Manufakturen, Merkantilismus)		O. von Guericke's „Magdeburger Kugeln“, Luftpumpe und Elektrisiermaschine
1648	Friede von Münster und Osnabrück ²⁾ : weiteres Sinken der Kaiserarmee: →	Als Ergebnis des „Glaubenskrieges“: Gleichberechtigung der Hauptkonfessionen. — Im „Simplizissimus“ heißt es: „Nichts Unsinnigeres auf der Welt als das erbärmliche Spektakel einer Schlacht“ ³⁾	
1679	In England ganz andere Entwicklung als in Frankreich: Habeas-Corpus-Akte	Gesetz zur Sicherung der persönlichen Freiheit in England	
1682		William Penn mit seinen Quäkern ⁴⁾ als Pionier der Völkerversöhnung in Philadelphia, der „Stadt der brüderlichen Liebe“	Zunehmende Besiedlung Nordamerikas durch Engländer und Franzosen
1700	Zar Peter I. als Schiffszimmermann in Holland		
1749			Des Buchdruckers B. Franklin Entdeckung der elektrischen Natur des Blitzes und Erfundung des Blitzableiters
	Carl Eugen von Württemberg als Typ des absolutistischen Kleinfürsten in Deutschland ⁵⁾	Unter den Gewerbetreibenden und Kaufleuten, kein größerer Ehrgeiz als „Hoflieferant“ zu werden	
1763	Friede von Hubertusburg und von Paris: Preußens Großmachtstellung unter Friedrich II., dem Großen Ausscheiden Frankreichs zugunsten Englands in Nordamerika	Versöhnung zwischen Sachsen und Preußen in Lessings „Minna von Barnhelm“, die Versöhnung der Religionen in seinem „Nathan“	

1) S. 144

2) S. 123

3) S. 133 ff.

3) Vgl. Spalte „Literatur“!

4) S. 205

Volksbuch vom Doktor Faust. Der
große englische Dramatiker Shake-
speare

Blütezeit der Barockkunst; Beispiel:
Der Schrankentwurf des Frankfur-
ter Stadtschreiners Friedrich Unteutsch¹⁰⁾. Gleich überladen und
gewunden die damalige Allonge-
perücke etwa des Großen Kur-
fürsten

In den Niederlanden der Tiermaler
P. Potter mit seinem kraftstrotzen-
den Jungstier¹¹⁾

Zeit- und Entwicklungsroman „Der
abenteuerliche Simplizissimus“ von
Grimmelshausen

Allongeperücke durch den Zopf
verdrängt; Verfeinerung der Ba-
rockkunst zum Rokoko:
Rokokoschlösser in Sanssouci und
in Ludwigsburg¹²⁾
Sehr charakteristisch der Augs-
burger „Ornamentist“ J. E. Nil-
son¹³⁾
Rokoko-Porzellan

Goethe geboren

Lessings³⁾ „Minna von Barnhelm“
(mit dem Rokokofrauenzimmerchen
Franziska)

¹⁰⁾ S. 65
¹¹⁾ S. 127

¹²⁾ S. 133 ff.
¹³⁾ S. 135

	Politische Ereignisse Soziale Entwicklungen	Wissenschaft Lebensanschauung Berufsauffassung	Entdeckungen Technisches
1776	Unabhängigkeitserklärung der amerikanischen Kolonisten vom Mutterland England: 7jähriger Unabhängigkeitskrieg. General Washington gegen den englischen General Howen ⁴⁾	„Recht des Widerstands gegen eine Staatsobrigkeit, die das Recht der Menschen auf Leben, Freiheit und Wohlfahrt verletzt“	
1778			
1781			
1789	Demokratische Bundesverfassung der USA unter Mitarbeit von Thomas Jefferson ⁵⁾ Washington 1. Präsident der Bundesrepublik ⁶⁾ Die große Französische Revolution	Galvanis Froschschenkelbeobachtungen in Bologna. Volta's Erzeugung des elektrischen Stroms in Pavia „Alles durch das Volk, alles für das Volk“ ⁷⁾	Die Kolvendampfmaschine des schottischen Mechanikers James Watt Erfindung der Spinnmaschine durch den Barbier Arkwright
1795	Beginn des militärischen Aufstiegs Napoleons	„Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte“ Kant: Die persönliche Einschränkung im Tun und Lassen der Menschen wird immer mehr aufgehoben, die allgemeine Freiheit der Religion zugestanden; so entsprang die Aufklärung als ein großes Gut; sie ist der Aufbruch des Menschen aus seiner selbstverschuldeten (Untertanen-)Unmündigkeit	Entdeckung des englischen Ing. Murdoch: ein aus erhitzen Steinkohlen strömendes Gas brennt! Des Papierfabrikanten Montgolfier erste Versuche mit dem Luftballon
1800	„Zerfallen sehen wir in diesen Tagen die alte feste Form, die einst vor hundert und fünfzig Jahren ein willkommener Friede Europas Reichen gab“ ⁷⁾	Schiller: „Meister röhrt sich und Ge-selle In der Freiheit heil'gem Schutz. Jeder freut sich seiner Stelle, Bietet dem Verächter Trutz“ ⁸⁾	Einführung der Webmaschine in England (mechanischer Webstuhl des Buchbinders Jacquard) „Die Entwicklung im 19. Jahrhundert lässt sich auf die Formel bringen: Von J. G. Cotta zu J. G. Farben“ ⁹⁾
1806	Rheinbundpolitik Napoleons; (Württemberg Königreich) Ende des „Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation“. Zusammenbruch des friderizianischen Preußen bei Jena		
1807 bis 1810	Steins Reformgesetzgebung in Preußen): Bauernbefreiung; städt. Selbstverwaltung; grundsätzliche Ankündigung der Gewerbefreiheit	Gründung der Berliner Universität durch W. v. Humboldt, eine weitere „moralische Eroberung“ nach 1806	Des Amerikaners Fulton erste Dampfbootfahrten auf dem Hudson

4) S. 14

5) S. 11

6) S. 10 ff.

7) Schiller im Prolog zu seinem Wallenstein-Drama

8) Vgl. Bebels Ausspruch auf S. 150!

5) Charakteristik der wahren Demokratie durch den amerikan. Präsidenten Lincoln 1861

6) Vgl. Spalte „Literatur“ zu 1800! Und wie geht das Zitat weiter?

5) Ausspruch des Dichters Bergengruen (vgl. sein Gedicht auf S. 66)

de Lalonde, Zeichner vieler Werkvorlagen. Meister im Stil Ludwigs XVI.¹⁴⁾

Des Württembergers Daniel Schubart revolutionäre Gedichte gegen die Landesfürsten⁴⁾

Lessings Tod. — Schillers „Räuber“ gegen die Tyrannen, „Lienhard und Gertrud“, Volksroman des Schweizer Pädagogen Pestalozzi⁵⁾

Voß' Übersetzung der altgriechischen homerischen Schiftermärchen von den Irrfahrten des Odysseus⁶⁾

Goethes „Wilhelm Meisters Lehrjahre“⁷⁾ (Bildungsroman)
Schillers „Teilung der Erde“⁸⁾. Goethes u. Schillers gemeinsam gedichtete Zweizeiler (Epigramme)⁹⁾
Hauptverleger unserer Klassiker: J. G. Cotta in Stuttgart (vgl. in Spalte 3, 1800, das fettgedruckte Zitat!)

Schillers Lied von der Glocke¹⁰⁾

P. Hebel's Alemannische Gedichte
(Schmelzofen)¹¹⁾

Beginn der Arbeit an dem Bildzyklus „Die Tageszeiten“ des romantischen Malers Philipp Otto Runge¹⁵⁾

„Des Knaben Wunderhorn“¹²⁾, Volksliedsammlung der Romantiker, auch eine der „moralischen Eroberungen“ im Unglücksjahr (vgl. Spalte 2 unter 1810)

14) S. 64
15) S. 215

4) S. 134 10) S. 41
5) S. 15 f., 37 11) S. 246
6) S. 197 ff. 12) S. 228
7) S. 165
8) S. 252
9) S. 99

	Politische Ereignisse Soziale Entwicklungen	Wissenschaft Lebensanschauung Berufsauffassung	Entdeckungen Technisches
1813 bis 1815	Freiheitskriege gegen Napoleons Übergewicht. Wachsende Sehnsucht nach nationaler Einheit und freiheitlichem Verfassungsleben	Die ersten Bände der großen Reisewerke Alexanders von Humboldt, Grundlage seines späteren „Kosmos“, eines naturwissenschaftlichen Weltgemäldes. „Rastlos entfaltet die zeugende Natur ihre Knospen, unbekümmert, ob der frevelnde Mensch die reifenden Früchte zertritt“	Des Engländers Stephenson Dampfwagen auf Schienen (Lokomotive). Des Tiroler Schneidermeisters Madersperger Konstruktion der Nähmaschine . Des deutschen Buchdruckergesellen König Zylinderschnelldruckpresse (von der „Times“ in England zuerst angewandt). Die ersten Maschinenfabriken in Deutschland: etwa Henschel in Kassel oder Krupp in Essen
1815	Enttäuschung dieser Hoffnungen durch die rückwärts gewandten Bestimmungen des Wiener Kongresses. „Von dem sog. Deutschen Bund lässt sich nur ein sehr schwacher Einfluss auf das öffentliche Glück Deutschlands erwarten“ (Stein)		
1818 bis 1819	Vorzeitige Gründung eines deutschen Handels- und Gewerbevereins durch Friedrich List ⁹⁾ ; seine Forderung nach Zollfreiheit in Deutschland; List zur Auswanderung nach Amerika gezwungen ¹⁰⁾		1. Fahrt des Dampfschiffs „Savannah“ über den Ozean von New York nach Liverpool
1821	Griechenaufstand gegen die veraltete Türkenherrschaft ¹⁰⁾		
	Anfänge eines Industriearbeiterstandes	Stiftung des Berliner Gewerbe-Instituts durch Beuth, mit Schinkel zusammen Herausgeber des Prachtwerks geschmackvoller „Vorbilder für Fabrikanten und Handwerker“	Gründung der Gewerbe- und Realschulen in Preußen als eine neue Form deutscher Bildung neben der klassischen, von Goethe als „Zugeständnis an die unaufhaltsam vorwärtsdrängende Technik“ begrüßt
1825	Die soziale Frage die Frage der Zukunft!		Erste Eisenbahnlinie in England
1827		Ohmsches Gesetz für elektr. Ströme	
1829	Erste Gewerkschaft in England		Die ersten Versuche mit Elektromotoren
1830	Julirevolution in Paris gegen das 1815 wiederhergestellte Königntum ¹¹⁾ . Belgiens Trennung von Holland, mit dem man es 1815 vereinigt hatte ¹¹⁾ . Vergeblicher Aufstand der Polen gegen die russische Zarenherrschaft ¹¹⁾ . Tumulte gegen das altefürstliche Regime in Kassel, Braunschweig ... ¹¹⁾ Harte Verfolgungen der Kämpfer für die 1815 versprochenen Verfassungen, siehe z. B. Fritz Reuters ¹²⁾ „Festungstd.“	Starke Betonung der inneren Werte der Berufsbildung in Goethes „Wilhelm Meister“ ¹³⁾ (siehe Spalte „Literatur“)	
1832		Nach solchen Enttäuschungen Flucht des Bürgertums ins häuslich-idyllische Glück (vgl. Spalte „Politische Ereignisse“ unter 1815: Steins Ausspruch!) der Familie (vgl. Spalte „Bildende Künste“ und „Literatur“)	

9) S. 187 ff.

10) S. 193

11) S. 193

12) S. 241 ff.

7) Vgl. das Zitat unter dem Goethe-Bild auf dem Vorblatt!

„Wilhelm Meisters Wanderjahre“¹³⁾
(Fortsetzung der Lehrjahre) von
Goethe

„Norica“, Altnürnbergische Ge-
schichten, vom Kunsthistoriker
August Hagen¹⁴⁾

Goethes Eintreten für den Begriff
der Weltliteratur

Th. Hosemanns Bilder aus dem
Berliner Biedermeier¹⁶⁾

Des Franzosen Paul Gavarni Mode-
und Sittenbilder¹⁷⁾

Goethes Tod¹⁵⁾ — Tod des engli-
schen Romanschriftstellers Walter
Scott¹⁶⁾

16) S. 155
17) S. 185

13) S. 51 ff.
14) S. 84 ff.

15) S. 288
16) S. 148, 178

Politische Ereignisse Soziale Entwicklungen	Wissenschaft Lebensanschauung Berufsauffassung	Entdeckungen Technisches
1833 Gründung des Deutschen Zollvereins durch Preußen (vgl. in der gleichen Spalte unter 1819!) „Wann wird aus dem Zollparlament ein Vollparlament?“	Der Funkentelegraph der Göttinger Professoren Gauß und Weber	Fr. Lists aufrüttelnde prophetische Schrift über ein allgemeines deutsches Eisenbahnsystem ⁶⁾
1834		
1835		Erste Eisenbahnstrecke in Deutschland Nürnberg—Fürth
1837 Vertreibung der sieben aufrechten Göttinger Professoren (Gebr. Grimm, Weber usw.) (vgl. in der gleichen Spalte unter 1830: Reuter!). Zurechtweisung des „beschränkten Untertanenverständes“ durch die preußische Behörde		Gründung einer Eisengießerei und Maschinenbauanstalt in Berlin N durch den Zimmergesellen A. Borsig nach Besuch der Kunst-, Bau- und Handwerkerschule in Breslau (vgl. in der gleichen Spalte unter 1821!) — Morses Schreibtelegraph
1839		
1840	Des Chemikers J. von Liebig Steigerung der Feld- und Gartenerträge durch künstlichen Düngers ⁷⁾	Beginn der Photokunst durch den französischen Maler Daguerre ⁷⁾
1841		Probefahrt der ersten Borsiglokomotive
1842		Ausstellung der ersten Daguerreotypien durch Dauthendey auf der Leipziger Messes ⁸⁾
1844 Vom Militär niedergeschlagener Weberaufstand in Schlesien	Thomas Carlyle (schott. Historiker): Arbeiten und nicht verzweifeln! Lob der Arbeit als Quelle jeden Fortschritts und aller echten Bildung ⁹⁾	
1845		
1846 Gründung der kath. Gesellenvereine durch Pfarrer Kolping ¹⁰⁾ . Keimzelle der christlichen Gewerkschaften		Gründung der optischen Zeisswerke in Jena
1847	Aufruf zum Klassenkampf der Proletarier aller Länder gegen die kapitalist. Gesellschaftsordnung im kommunistischen Manifest von Karl Marx und Friedrich Engels aus der Londoner Emigration, den Begründern des „wissenschaftl. Sozialismus“	Gründung der Elektrofirma Siemens u. Halske in Berlin

13) S. 148

8) S. 151

6) Lists Vision in Amerika:

9) S. 286 ff.

S. 194

10) S. 210 ff.

7) S. 140

11) S. 209

8) S. 142

Des Wiener Schauspielers Ferdinand Raimund volkstümliches Zaubermaerchen „Der Verschwendler“ (das gemütvoll-bescheidene Glück des inneren stillen Friedens)¹⁷⁾ und witzig-vergröbernd seines Konkurrenten Nestroy „Liederliches Kleeblatt“¹⁸⁾

Eckermanns Veröffentlichung seiner Gespräche mit Goethe¹⁹⁾

Heinrich Heines Weberlied: „Das Schiffchen fliegt, der Webstuhl kracht, wir weben emsig Tag und Nacht — Deutschland, wir weben dein Leichtentuch ...“

J. Kerners und G. Kellers Gedichte gegen und für die Technik²⁰⁾

Adalbert Stifters Skizzen aus dem Wiener Leben²¹⁾

17) S. 154

18) S. 155

19) S. 128

20) S. 266 f.

21) S. 183 ff.

	Politische Ereignisse Soziale Entwicklungen	Wissenschaft Lebensanschauung Berufsauffassung	Entdeckungen Technisches
1848	Februarrevolution in Paris: statt Bürgerkönigtum Republik. — Die Märzgefallenen in Berlin. — Nationalversammlung in Frankfurt am Main. Tragisches Scheitern ihrer idealen Absicht der Reichsgründung mit konstitutioneller Verfassung an der ablehnenden „Haltung der Fürsten!“ „Gegen Demokraten helfen nur Soldaten!“ Ähnliches Scheitern der Einheits- und Freiheitsbewegung in Italien, wo Mazzini ¹⁴⁾ den Geheimbund „Das junge Italien“ gestiftet hatte	Mazzinis Idee eines Bundes „Das junge Europa“ als Symbol der Brüderlichkeit unter den Völkern über den nationalen Existenzkämpfen der Staaten ¹²⁾	
	Scheide der Zeiten: Statt einer Politik der Sittlichkeit — Macht-politik , Umbruch der Kultur in Zivilisation!		
1853	Beginn des Krieges zwischen Rußland und der Türkei, der England und Frankreich beispringen (Krimkrieg) ¹⁵⁾	Verbesserung der Krankenpflege im Krimkrieg durch die Engländerin Florence Nightingale mit ihren Krankenschwestern	Erste Erprobung der Eisenbahn als militärisches Hilfsmittel im Krimkrieg
1855	Bismarck preuß. Gesandter beim Bundestag in Frankfurt	Warnende Stimme A. Stifters: „Wir wollen das sanfte Gesetz suchen, das Gesetz der Gerechtigkeit und der Sitte, das Gesetz, das will, daß jeder Mensch als Kleinod von allen anderen Menschen geachtet wird“	
1856	Beendigung des Krimkrieges zugunsten der Türkei oder besser ihrer Helfer, der Westmächte. Die Dardanellenfrage und der Balkan weiter ein Unruheherd der europäischen Politik	Einführung der Bessemerbirne in der englischen Stahlherzeugung	
1859	Ital. Einigungskrieg gegen Österreich, das nach dem Waffenstillstand von Villafranca ¹⁶⁾ die Lombardei aufgibt	Bessemer Inhaber von über 120 Patenten. Das eiserne Zeitalter wird zum stählernen	Erster Depeschenwechsel über Ozeankabel zwischen der Königin von England und dem Präsidenten von Amerika
1860		Nach Erlebnissen auf den oberitalienischen Schlachtfeldern Eintreten des Schweizer Menschenfreundes Henri Dunant für humane Behandlung kranker und verwundeter Kriegsgefangener (Ursprung des Roten Kreuzes!)	
1861	Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland durch den reformfreudlichen Zaren Alexander II.		

14) S. 201

15) S. 179 f.

16) S. 150

12) S. 201

Harriet Beecher-Stowe: „Onkel Toms Hütte“, nordamerikan. Roman gegen die Negersklaverei²²⁾
 A. Stifters Lesebuch zur Förderung der humanen Bildung vom österreichischen Unterrichtsminister verboten²³⁾

Infolge des „unaufhaltsamen Fortschritts der Technik“ (vgl. in der Spalte „Technisches“ unter 1821!) Abwendung von Romantik und Biedermeiertum zu wirklichkeitssnaher Darstellung

in der Malerei etwa bei Adolph Menzel¹⁸⁾ in der Dichtung in G. Freytags Kaufmannsroman „Soll und Haben“²⁴⁾, in Otto Ludwigs Dachdeckerroman „Zwischen Himmel und Erde“²⁵⁾, in G. Kellers autobiographischem Roman „Der grüne Heinrich“²⁶⁾

Fritz Reuters „Hanne Nüte“, ne Vagel- und Minschengeschicht²⁷⁾

18) S. 44, 235

22) S. 11, 201 (Mrs. Addams als Ge-sinnungsgenossin)

23) S. 6 25) S. 67 ff. 27) S. 241 ff.

24) S. 174 26) S. 99 ff.

	Politische Ereignisse Soziale Entwicklungen	Wissenschaft Lebensanschauung Berufsauffassung	Entdeckungen Technisches
1862	Vortrag des deutschen Arbeiterführers Lassalle „Über den besonderen Zusammenhang der gegenwärtigen Geschichtsperiode mit der Idee des Arbeitervstandes“		
1864		Siemens-Martin-Verfahren zur Verbesserung der Stahlherzeugung	
1865	Nach Beendigung des nordamerikanischen Bürgerkrieges Aufhebung der Sklaverei ¹⁷⁾ Erste deutsche Gewerkschaft der Tabakarbeiter	Aufblühen des Überseehandels in Hamburg: Inhaber der Firma Godeffroy, „der König der Südsee“, Begründer des nach ihm genannten naturkundlichen Museums ¹⁸⁾	
1866	Bismarcks Lösung der deutschen Frage „durch Blut und Eisen“ (Bruderkrieg mit Österreich) ¹⁹⁾ Buchdruckergewerkschaft		
1867	Norddeutscher Bund. Bundeskanzler Bismarck. Allgem. Wahlrecht zum Reichstag. Gewerbeordnung mit nun allmählich durchgeföhrter Gewerbefreiheit (vgl. in der gleichen Spalte unter 1807—10!) als Gegenteil vom Merkantilismus	Karl Marx, „Das Kapital“, Bd. I ²⁰⁾	Dynamomaschine von W. v. Siemens
1868	Aus dem Verein der Maschinenbauer Hirsch-Dunckersche Gewerkvereine liberaler Richtung	Ernst Haeckels „Natürliche Schöpfungsgeschichte“ ²¹⁾ (Auswertung von Darwins Entwicklungsbegriff)	
1869	Gründung der sozialdemokratischen Arbeiterpartei in Eisenach durch August Bebel ²²⁾ und W. Liebknecht (im Gegensatz zu Lassalles deutschem Arbeiterverein), mit Anschluß an die 1. Internationale	Brehms Tierleben. — Mahatma Gandhi geboren; Ablehnung von Gewaltmaßnahmen im Kampf für die indische Freiheit seit 1919	Eröffnung des Suezkanals zur Abkürzung des Seeweges nach Indien und Ostasien. — Erste Pazifikkahn New York — San Franzisko
1870 bis	Gründung des Deutschen Reichs im Deutsch-Französischen Kriege. — Kaiser Wilhelm I.	Prophetisches Wort in des österr. Dichters Grillparzer Tagebüchern: „Die Entwicklung geht vom Weltbürgertum der Goethezeit zum Nationalismus und vom Nationalismus zur Barbarei!“	
1871	Rom Hauptstadt des ebenfalls geeinigten Königreichs Italien Prozesse gegen A. Bebel und W. Liebknecht ²³⁾		
1873		Beginn der Schliemannschen Ausgrabungen in Troja ²⁴⁾	

17) S. 182

18) S. 150

19) S. 147 ff.

20) S. 151

13) S. 224 ff.

14) S. 151

15) S. 151

16) S. 175 ff.

Wilhelm Raabes „Hungerpastor“.
ein Schusterroman (Motto: Nicht
mitzuhassen, mitzulieben bin ich
da!)

Richard Wagners Oper „Die Mei-
stersinger von Nürnberg“²⁸⁾

Hans v. Marées, „Die Ruderer“,
Fresko in dem Institut zur Erfor-
schung der Seetiere in Neapel¹⁹⁾

¹⁹⁾ S. 3

²⁸⁾ S. 90 ff.

	Politische Ereignisse Soziale Entwicklungen	Wissenschaft Lebensanschauung Berufsauffassung	Entdeckungen Technisches
1874	Gründung des Weltpostvereins in Bern (Stephan)	Gründung des Pestalozzi-Fröbel-Hauses in Berlin durch Henriette Breymann-Schrader: Entwicklung neuer sozialpädagogischer Frauenberufe ¹⁷⁾	
1875			
1876		Nach Vervollkommnung durch den Bostoner Prof. Bell Einführung des Telefons	
1877		Edisons Phonograph (Sprechmaschine)	
1878	Europäischer Kongreß in Berlin; Bismarck als „ehrlicher Makler zwischen Rußland und der Türkei“; wieder keine endgültige Lösung wie 1856 (vgl. in der gleichen Spalte unter 1856!)		
1879	Abbrechen des sog. Kulturkampfes ²¹⁾ gegen den „politischen Katholizismus“. Beginn des Kampfes „wider die gemeingefährlichen Sozialdemokraten“ durch Bismarck: Verbot ihrer Vereine, Versammlungen, Veröffentlichungen ²²⁾	Edisons Kohlenfaden-Glühlampe	
1881	Kaiserl. Botschaft über Heilung der sozialen Schäden durch Versicherungspflicht gegen Krankheit, Unfall und Alter	Bebels Buch über die Frau: gegen die Rechtsungleichheit und Mindereinschätzung der Frau gegenüber den Männern ¹⁸⁾	Bilddruck durch Rasterätzung. Erste elektrische Straßenbahn in Berlin-Lichterfelde
1882			
1884			Erfindung der Setzmaschine Linotype durch den schwäbischen Uhrmacher O. Mergenthaler; erste Anwendung in Amerika
1885 ff.			Die ersten Kraftwagen mit Benzинmotor bei Benz-Mannheim und Daimler-Eßlingen ⁹⁾ . Die Anfänge des Motorrades ebenda
1887			Gründung der AEG durch W. Rathenau sen.
1888	Durch den frühen Tod Kaiser Friedrichs: erneutes Entschwinden der Möglichkeit einer humaneren liberal-demokratischen Entwicklung im Deutschen Reich (vgl. in der gleichen Spalte unter 1815 u. 1848!) ²³⁾		Anfänge der Kunstseidefabrikation in Frankreich ¹⁰⁾

²¹⁾ S. 148

²²⁾ S. 151 f.

²³⁾ Karl Schrader: liberaler Freund Kaiser Friedrichs I., S. 216

¹⁷⁾ S. 210 ff.

¹⁸⁾ S. 151
(Vgl. auch Fröbels Anschaufung, S. 212)

⁹⁾ S. 256 ff.

¹⁰⁾ S. 130 f.

G. Kellers Schneidernovelle „Kleider machen Leute“ im II. Bd. der „Leute von Seldwyla“²⁹⁾

A. v. Menzel, „Auf dem Bau“ und „Das Eisenwalzwerk“ (vgl. in der Spalte „Bildende Künste“ unter 1855!)²⁰⁾

Gedichte von C. F. Meyer (Zürich)³⁰⁾

Technisch-novellistische Werke aus der Welt der Arbeit, z. B. „Vom rollenden Flügelrad“ von M. M. v. Weber, Eisenbahningenieur u. Sohn des „Freischütz“-Komponisten³¹⁾, Marie v. Ebner-Eschenbach, „Lotti, die Uhrmacherin“³²⁾

²⁰⁾ S. 44, 235

²⁹⁾ S. 107

³⁰⁾ S. 8, 15, 38

³¹⁾ S. 254 ff.

³²⁾ S. 143 ff.

	Politische Ereignisse Soziale Entwicklungen	Wissenschaft Lebensanschauung Berufsauffassung	Entdeckungen Technisches
1889			
1890	Arbeiterschutzkonferenz in Berlin. Entlassung Bismarcks durch Kaiser Wilhelm II. „Volldampf voraus!“ Nach Aufhebung des Sozialistengesetzes verdoppeltes Anwachsen der Mitgliederzahl der Freien Gewerkschaften. — Rückgang des Handwerks vor fabrikmäßiger Herstellung ²⁴⁾	Gründung der sozialen Settlements in Amerika durch Jane Addams ¹⁹⁾ , die Stifterin der Frauenliga für Frieden und Freiheit. — Prof. Abbes sozialpolitischer Versuch, die Überschüsse der Zeisswerke nicht dem Unternehmer, sondern allen Werkgenossen und Kulturzwecken in Jena zugute kommen zu lassen	
1891	Erfurter Parteitag der SPD.: Religion Privatsache; Forderung des Achtstundentages, Erneuerung der Internationalen Weltmaifeier	Päpstliches „Rundschreiben“ Leos XIII.: Sicherung eines kleinen Eigentums für jeden als Lösungsvorschlag zur sozialen Frage	
1892 ff.	Zunahme der Spezialisierung auf wirtschaftlichem Gebiet und zugleich der Konzentration: Umwandlung privater Großbetriebe in Aktiengesellschaften; Unternehmerverbände; Kartelle, Syndikate (etwa Rheinisch-Westfälisches Kohlensyndikat), Kombination von Fabriken und Großbanken (Löwe & Co.); Zusammenballung von Riesenkapitalien (Deutsche Bank, Diskontogesellschaft), auch in internationalen Konzernen (AEG)	Fords erstes Auto in Amerika (einem Bauernwägelchen ähnlich) Fr. Nansens Fahrt mit der „Fram“ in Nacht und Eis	
1894	Zunahme des Imperialismus: Die Ölgebiete bevorzugter Gegenstand der Großmachtpolitik	Erstes Autorennen zwischen Rouen und Paris; Daimlers Sieg	
1895 bis 1896		Prof. Röntgens X-Strahlen — Marconis drahtlose Telegrafie Tolstoj in seiner Reformschule auf seinem Gut Jasnaja Poljana ²⁰⁾	Erste Filmvorführungen. — Lilienthals Gleitflüge. — Tod des schwedischen Chemikers A. Nobel, Erfinders des Dynamits. Testamentarische Stiftung der Nobelpreise
1898	Anregung des Zaren Nikolaus II. zur Haager Friedenskonferenz; im wesentlichsten Punkt, der allg. Abrüstung, ohne Erfolg	Auf der Kraft- und Arbeitsmaschinen-Ausstellung in München werden die Dieselmotoren der Öffentlichkeit zum erstenmal vorgeführt ²¹⁾ Entdeckung des Radiums durch Mme. Curie	

²⁴⁾ S. 60 ff.

¹⁹⁾ S. 200

²⁰⁾ S. 204

²¹⁾ S. 279

Bildende Künste**Literatur****Platz zum Nachtragen**

Pazifistischer Roman „Die Waffen nieder!“ der Österreicherin Bertha von Suttner

Des Pfarrers P. Göhre Erlebnisbuch „Drei Monate Fabrikarbeiter“³³⁾

Soziale Tendenz in der Malerei:
Käthe Kollwitz, Die arbeitenden Mütter, Arbeiterfamilie u. a.

Soziale Tendenz auch in der Dichtung: G. Hauptmanns Weberdrama

Des Radierers Fritz Boehle Blätter von Bauern²¹⁾ und vom Dachdecker²²⁾

Rich. Dehmels Gedicht „Der Arbeitermann“ („mehr Zeit!“), eine dichterische Begründung des Achtstundentages (siehe unter 1891 Spalte: „Politische Ereignisse“)

²¹⁾ S. 28
²²⁾ S. 69

³³⁾ S. 230 ff.

Politische Ereignisse Soziale Entwicklungen	Wissenschaft Lebensanschauung Berufsauffassung	Entdeckungen Technisches
1899		
1900 ff. Nach Wilhelms II. Vorschlägen Annahme des Flotterbaugesetzes im Reichstag „zum Schutz des deutschen Welthandels“ Zunahme der kommunalen Sozialisierung in Straßenreinigung ²⁵⁾ , Lichtversorgung, Schlachthauseinrichtungen ²⁶⁾ usw.	Warnung des Berliner Historikers H. Delbrück: „Die edleren Geister beginnen mit Schrecken auf die Formen zu sehen, in denen sich jetzt das nationale Gefühl bewegt (Alldeutscher Verband: Am deutschen Wesen soll die Welt genesen); es gilt zu sorgen, daß rechtzeitig Einhalt getan werde“	Erste U-Bahn in London
Trotz äußerem Glanzes (mehr Schein als Sein) eine Zeit wachsender innerer und äußerer Spannungen; uneinheitlich (vgl. Spalte „Bildende Künste“ unter 1900!), unruhig, mehr un durchsichtig als gewaltsam, in überstürztem Tempo „wie auf eine Katastrophe zu“ ²⁷⁾		
1914 bis 1918 1. Weltkrieg (Marneschlacht, un eingeschr. U-Bootkrieg; Eseierung des zaristischen Rußland)	Gründung einer Berufsschule durch den Negerführer Booker Washington in Alabama mit dem Motto: Hier werden nicht Menschen zu Tischlern, sondern Tischler zu Menschen gemacht!	
1917 Absetzung des Zaren. Russ. Revolution unter Führung Lenins: Räte-(Sowjet-)Republik. Diktatur des Proletariats gegenüber dem liberalen Bürgertum. Lenin Vorsitzender des Rates der Volkskommissare der UdSSR.		
1918 Flucht Wilhelms II. nach Holland. Absetzung oder Rücktritt von 22 deutschen Fürstenhäusern. Der Volksbeauftragte Friedrich Ebert. Friede in Versailles ²⁸⁾	Umschwung in der Physik durch die Quantentheorie Prof. Plancks (Nobelpreisträger)	
1919 Ebert erster Reichspräsident. Weimarer Verfassung mit Frauenwahlrecht ²⁹⁾ und Achtstundentag ³⁰⁾ . — Ermordung Karl Liebknechts und Rosa Luxemburgs als Gründer der KPD.	Wilsons Völkerbund. — Quäkerspeisung für die deutschen Kinder ²¹⁾ . Fürsorge für „Internierte Feinde“ durch Elisabeth Rotten ²²⁾	
1920 Scheitern des reaktionären Kapp-Putsches am Generalstreik		

25) S. 203

26) S. 126

27) Ausspruch des Philosophen Nietzsche

28) S. 205

29) Vgl. Fußnote 18) in Spalte 2

30) Vgl. 1891, Spalte 1, und 1896,

Spalte 5

21) S. 205

22) S. 205

Blüte der wilhelminischen Kunstpflege: der Berliner Dom in seiner unorganischen Stilmischung als Beispiel; prunkende Hohenzollerndenkmäler

Demgegenüber schlichte, aber künstlerisch einheitliche, neu gesehene Gemälde aus dem Arbeitsalltag, etwa Max Liebermanns „Schusterwerkstatt“²³⁾, oder die Plastiken aus dem Bergwerks- und Fabrikleben des belgischen Bildhauers Constantin Meunier²⁴⁾

Hermann Hesses Schüler- und Lehrlingsnovelle „Unterm Rad“²⁵⁾, „Der Zupfgeigenhansl“, Liederbuch der Jugendbewegung²⁶⁾, Fr. Schnacks Gärtnerbuch mit lebensreformerischem Einschlag²⁷⁾, Thomas Manns²⁸⁾ Roman vom Großkaufmannsgeschlecht der Buddenbrooks, Gustav Frenssens Kontorroman „Klaus Hinrich Baas“²⁹⁾ Rud. Alex. Schröders Odysseetübersetzung³⁰⁾ (vgl. in der gleichen Spalte unter 1789!) — Max Dauthendey³¹⁾ als dichtender Weltreisender im Fernen Osten vom 1. Weltkrieg überrascht

Die Dichtergruppe der „Werkleute“ auf Nyland: Karl Bröger³²⁾, Josef Winckler³³⁾ (Eiserne Sonette)

Romain Rolland, der franz. Friedensfreund („das europäische moralische Gewissen“) mit seinem Tischlerroman „Meister Breugnon“³⁴⁾

23) S. 115

24) S. 229 und Abb. am Ende des Buches

25) S. 237

26) S. 208

27) S. 28 ff.

28) S. 5

29) S. 169

30) S. 197 ff.

40) S. 140 ff.

41) S. 51, 236

42) S. 229

43) S. 59

Politische Ereignisse Soziale Entwicklungen	Wissenschaft Lebensanschauung Berufsauffassung	Entdeckungen Technisches
1921 ff.	Fr. Nansens Hilfe für Tausende von Kriegsgefangenen und Flüchtlingen ²³⁾ . „Nansenpaß“ als Vorläufer eines künftigen Weltpasses! „Nächstenliebe ist Realpolitik!“ (Nobelpreis)	
1922 Außenminister W. Rathenau, nach starker Wirkung auf die Konferenz in Genua und dem Abschluß eines versöhnlichen Vertrages mit Rußland zu Rapallo, in Berlin von antirepublikanischen Verschwörern erschossen	Zwischen 2 Weltkriegen: „So viel Fortschritt im Sozialen, im Technischen dies Vierteljahrhundert gebracht hat, so gibt es doch keine Nation im Abendland, die nicht über ihrem sonst unbefangenen Dasein einen fremden Schatten hängen fühle“ ²⁴⁾	Zunehmender Ausbau von Stauwerken zu großen Überlandzentralen („weiße Kohle“) ¹²⁾
1925 Vorzeitiger Tod Eberts Hindenburg Reichspräsident		Populärwerden des Rundfunks
1926 Deutschlands Aufnahme in den Völkerbund. Der deutsche Außenminister Stresemann und sein französ. Kollege und Freund Briand gemeinsam Friedens-Nobelpreisträger	Der engl. Historiker H. G. Wells klagt über die Tragödie der ungenutzten oder im Beruf falsch angesetzten Fähigkeiten und erwartet eine Besserung durch richtige Maßnahmen in den Schulen	Zusammenschluß einer großen Anzahl chemischer Fabriken zur I. G. Farben (vgl. Bergengruens Ausspruch in der gleichen Spalte unter 1803!)
1929 Stresemanns zu früher Tod (vgl. in der gleichen Spalte unter 1815, 1848, 1888!) — Anfang vom Ende seiner „Verständigungspolitik“, die zur vorzeitigen Räumung des Rheinlandes geführt hat!		„Die heutige Menschheit ist motorisiert, sie besitzt 40 Millionen Kraftfahrzeuge“ (Eugen Diesel)
1930		
1931 Die Enzyklika des Papstes Pius XI. (vgl. unter 1891!) über die soziale Frage mit dem Satz: „Man kann befürworten, bestimmte Arten von Gütern der öffentl. Hand vorzubehalten, weil die mit Ihnen verknüpfte übergroße Macht ohne Gefährdung des öffentl. Wohls Privathänden nicht überantwortet bleiben kann“		
1932 Entlassung des Reichskanzlers Brüning durch den Reichspräsidenten v. Hindenburg auf Drängen der nationalen Front		Eugen Diesel über die Technik als Kulturproblem, z. B. „Wir und das Auto, Denkmal einer Maschine“ ¹³⁾
1933 Ernennung Hitlers zum Reichskanzler durch Hindenburg Verbot der Parteien außer der nationalsozialistischen Ermächtigungsgesetz wird vom „Reichstag“ angenommen Austritt Hitler-Deutschlands aus dem Völkerbund		

23) S. 227

24) Stefan Zweig, „Die Welt von gestern“, Verlag Suhrkamp, vormals S. Fischer, Berlin 1949

12) S. 282 ff.

13) S. 260

Hans Carossas Schilderung eines Großkraftwerks (vgl. Spalte „Technisches“ unter 1922!) in „Geheimnisse des reifen Lebens“⁴⁴⁾

Hermann Peters' Radierung
Kokerei²⁵⁾)

Karl Schefflers autobiogr. Roman
(Malerhandwerk)⁴⁵⁾
v. Molos Listroman: „Ein Deutscher
ohne Deutschland“⁴⁶⁾

Heinrich Lerschs Kesselschmiedebuch: „Hammerschläge“⁴⁷⁾
Paul Ernsts „Jugenderinnerungen“⁴⁸⁾

Gedichte des österr. Lyrikers Weinheber⁴⁹⁾; Gedichte von H. Claudius⁵⁰⁾

Romane:
O. von Taube, „Metzgerpost“⁵¹⁾;
A. Dörfler, „Der Tausendjährige Krug“⁵²⁾; Ph. Faust, „Das Haus“⁵³⁾, „Die Maurer“⁵⁴⁾; H. Carossa, „Geheimnisse des reifen Lebens“ (Stauwerkschilderung)⁵⁵⁾; A. Roothaert, „Dr. Vlimmen“⁵⁶⁾

25) S. 270

44) S. 282 ff.	51) S. 123 ff.
45) S. 75 ff.	52) S. 103 ff.
46) S. 187 ff.	53) S. 42 ff.
47) S. 271	54) S. 45 ff.
48) S. 114 ff.	55) S. 282 ff.
49) S. 165	56) S. 126 ff.
50) S. 9, 207	

	Politische Ereignisse Soziale Entwicklungen	Wissenschaft Lebensanschauung Berufsauffassung	Entdeckungen Technisches
1934	Nach dem Tode Hindenburgs Vereinigung des Amts des Reichspräsidenten mit dem des Reichskanzlers. Diktatur Hitlers über Deutschland. Ihre Folgen:		
1935	1. Nürnberger Gesetze zur rücksichtslosen Verwirklichung der neuen Rassenlehren,		
1939	2. Weltkrieg zur Verwirklichung der Lehre vom „Herrenvolk“, „Blitzkrieg“ wird zum „totalen Krieg“		
1943	3. Stalingradkatastrophe (vgl. zu 1914: Marneschlacht)	Präsident Roosevelts Rede von den vier Freiheiten der Menschheit: Freiheit der Rede, des Glaubens, von Not („wirtschaftl. Weltverständigung“) und von Furcht („weltweite Abrüstung“)	
1945	4. Zusammenbruch Hitler-Deutschlands Zusammentritt der UN (United Nations) in San Franzisko Potsdamer Abkommen Zulassung der 4 antifaschistischen Parteien in Deutschland		Zusammenbruch Japans durch Anwendung zweier Atombomben beschleunigt
1948	Annahme des Berliner Einheitsschulgesetzes durch das Stadtparlament ³¹⁾ : → Vorläufige Spaltung Deutschlands in zwei Teile	Einführung des 9. Schuljahres	
1949	Th. Heuß: 1. Bundespräsident der Bundesrepublik Deutschland	(Volksschulabschlußklasse) in Schleswig-Holstein, Niedersachsen	
1949	Einführung des 9. Schuljahres Hamburg, Nordrhein-Westfalen, und Sachsen		„Der sittliche Fortschritt der Menschheit hat mit dem technischen nicht Schritt gehalten“ ¹⁴⁾
1950	„Bei den augenblicklichen Zuständen in der Welt mit ihrer Zunahme der Bevölkerungsmassen kann in Zukunft sozial und human nur dasselbe sein“ ³²⁾	„Unsere Aufgabe als Volk kann es jetzt nur sein, im Zeichen der Humanität an der Reinigung und Verinnerlichung dieses Daseins zu arbeiten“ ²⁶⁾	„Ein technischer Fortschritt ohne Fortschritt der Nächstenliebe ist nutzlos“ ¹⁵⁾
„Zwei Geisteskrankheiten sind es nach meiner Meinung, denen wir den heutigen Zustand der Menschheit Weltkriege mit ihren Folgen beschert. Der Widerstand gegen diese beiden Weltkrankheiten ist heute			

31) S. 37

32) Fr. Meinecke, Berliner Historiker, in seinem Buch über „Die deutsche Katastrophe“ (Betrachtungen und Erinnerungen), E. Brockhaus Verlag, Wiesbaden 1946

25) Vgl. Pestalozzi, S. 37

26) Fr. Meinecke, wie in Fußnote 32 in Spalte 1

14) Der Astronom Bruno H. Bürgel in seinem letzten Buch „Von den Fackelträgern der Menschheit“, Hammer-Verlag, Berlin 1947

15) A. Huxley „Ziele und Wege“, Cornelsen - Verlag, Berlin 1949

Bildende Künste

L. Reiniger, Das rollende Rad in Scherenschnitten²⁶⁾

Literatur

E. Wiechert, „Wälder und Menschen“ (autobiographisch)⁵⁷⁾

Platz zum Nachtragen

E. Wiecherts Konzentrationslager-Schilderung im „Totenwald“; Gedichte nach dem Kriege⁵⁸⁾

J. R. Becher, Emigrantengedichte „Heimkehr“⁵⁹⁾

W. Bergengruen, Gedichte⁶⁰⁾
B. Brecht, „Mutter Courage“ mit der Ballade vom Soldaten⁶¹⁾

E. Grisar, Verfasser des Brückenbauerromans, ferner Gedichte „Zwischen den Zeiten“⁶²⁾

J. Giono, „Triumph des Lebens“, Roman eines Handwerkerfilms⁶³⁾

K. Edschmids Roman einer Industrie: „Der Zauberfaden“⁶⁴⁾

A. J. Cronin, engl. Schriftsteller und Arzt⁶⁵⁾

verdanken: **der Größenwahn der Technik und der Größenwahn des Nationalismus. Sie haben uns zwei die wichtigste Aufgabe und Rechtfertigung des Geistes auf Erden.“** Hermann Hesse.⁶⁶⁾

26) S. 264 f.

57) S. 24 ff.

58) S. 251

59) S. 31

60) S. 66

61) S. 249

62) S. 234, 268, 273 ff.

63) S. 109 ff.

64) S. 128 ff.

65) S. 217 ff.

66) In „Neue Auslese“ des Alliierten Informationsdienstes

INHALTSVERZEICHNIS

Die mit einem * versehenen Lesestücke sind Gedichte

Verfasser	Überschrift	Seite	Quellennachweis
Zur Einführung:			
Mann, Thomas	Eine Schulerinnerung an das Deutsche Lesebuch	5	Pädagogische Rundschau, Heft 2/3, 1948, Verlag J. P. Bachem, Köln
Herausgeber	Grundsätzliches zu unserem Lesebuch	6	
Meyer, Conrad Ferdinand	* Auf Goldgrund	8	Sämtl. Werke, Verlag Th. Knaur Nachf., Berlin
I. Teil:			
Claudius, Hermann	* Das Bauernlied	9	Jeden Morgen geht die Sonne auf, Verlag Albert Langen/Georg Müller, München 1938
Peattie, Donald Culross	Der erste Farmer seines Landes	10	Amerikanische Rundschau, 2. Jahrgang, Heft 7, München 1946
Meyer, Conrad Ferdinand	* Einem Tagelöhner	15	Sämtl. Werke, Verlag Th. Knaur Nachf., Berlin
Pestalozzi, Johann Heinrich	Der Mensch verglichen mit der schönen Natur	15	Lienhard und Gertrud, Sämtl. Werke, Walter de Gruyter u. Co., Berlin—Leipzig 1927
v. Sanden, Walter	Von ländlichen Berufen. Aus den Erinnerungen eines Gutsbesitzers, wie er sein sollte	17	Das gute Land, 2. Auflage, Gräfe & Unzer, Königsberg 1918
Wiechert, Ernst	Die Wälder rauschen...	24	Wälder und Menschen, Verlag Albert Langen/Georg Müller, München 1936
Szabo, Wilhelm	* Vom Kiesel	27	Pädagogische Rundschau, Heft 2/3, 1948, Verlag J. P. Bachem, Köln
Schnack, Friedrich	Der Gärtner und sein Garten	28	Der glückselige Gärtner, Insel-Verlag, Leipzig 1940
Schnack, Friedrich	Der Gärtner und der Maler am Tomatenbeet	29	Der glückselige Gärtner, Insel-Verlag, Leipzig 1940
Becher, Johannes R.	* Der Garten	31	Heimkehr, Aufbau-Verlag, Berlin 1946

Verfasser	Überschrift	Seite	Quellennachweis
Blume, Wilhelm	Welche Rolle die praktische Arbeit in der Schulfarm Insel Scharfenberg 1921 bis 1933 gespielt hat	32	Werdendes Zeitalter, VII. Jahrgang, Heft 10, Verlag Werdendes Zeitalter, Kohlgraben bei Vacha 1928
Schäfer, Wilhelm	Vom Haus des Unrechts und von der Treppe der Bildung	37	Lebenstag eines Menschenfreundes (Pestalozzi), Verlag Albert Langen/Georg Müller, München
Meyer, Conrad Ferdinand	* Die Söhne Haruns	38	Sämtl. Werke, Verlag Th. Knaur Nachf., Berlin

II. Teil:

Faensen, Joseph	* Preislied auf ein neues Haus (1948)	39	Originalbeitrag
Blume, Wilhelm	Ein Richtfest 1948	40	Originalbeitrag
Faust, Philipp	Die drei von der Baubelegschaft	42	Das Haus, Verlag Albert Langen/Georg Müller, München 1940
Faust, Philipp	Wilhelm und Richard im Wettkampf auf dem Bau	45	Die Maurer, Eckardt-Verlag, Berlin 1939
Faust, Philipp	Die richtige Kelle	46	Die Maurer, Eckardt-Verlag, Berlin 1939
Faust, Philipp	Vom Stein und vom Stolz	49	Die Maurer, Eckardt-Verlag, Berlin 1939
Bröger, Karl	*Der steinerne Psalm	51	Zeitschrift Nyland, Heft 1/1918, Eugen Diederichs, Jena
Goethe, Johann Wolfgang	St. Joseph II	51	Wilhelm Meisters Wanderjahre, Jubiläumsausgabe, J. G. Cotta, Stuttgart
Faust, Philipp	Gastrollen der Zimmerleute	56	Das Haus, Verlag Albert Langen/Georg Müller, München 1940
Unbekannt	* Zimmergesellenklatschlied	58	Der Zupfgeigenhansl, herausgg. von H. Breuer, Fr. Hofmeister, Leipzig 1924
Rolland, Romain	Meister Breugnon stellt sich vor	59	Meister Breugnon (übersetzt von E. Grautoff), Rütten & Loening, Frankfurt a. M. 1922
Ernst, Paul	Die Geschichte einer Tischlerfamilie vom 19. ins 20. Jahrhundert	60	Jugenderinnerungen, Verlag Georg Müller, München 1930
Bergengruen, Werner	* Die ewigen Wälder	66	Buch der Lyrik, herausgg. v. Fr. Maurer, Fr. Cornelsen-Verlag, Berlin 1947

Verfasser	Überschrift	Seite	Quellennachweis
Ludwig, Otto	Zwischen Himmel und Erde ist des Schiefer-deckers Reich	67	Ludwigs Werke, Bongs Goldene Klassikerbibliothek, Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin
	1. Reparaturarbeiten am Sankt-Georgenturm	67	
	2. Handwerker-Heldentum	68	
Scheffler, Karl	Wie Johann ein Stubenmaler wurde	75	Der junge Tobias, Insel-Verlag, Leipzig 1927

Kulturhistorische Einlage aus dem 16. Jahrhundert:

v. Hutten, Ulrich	Brief an Willibald Pirkheimer, 1518	83	Nach Goethes „Dichtung und Wahrheit“, Jubiläumsausgabe, J. G. Cotta, Stuttgart
Heller, Jakob	Jakob Hellers Bericht über seinen Besuch bei Meister Peter Vischer	84	Nach August Hagen, Norica; Lehmannsche Verlagsbuchhandlung, Dresden 1920
Unbekannt	* Wer hat recht?	89	Nach August Hagen, Norica; Lehmannsche Verlagsbuchhandlung, Dresden 1920
Wagner, Richard	Lehrbubenszene aus dem I. Aufzug der „Meistersinger von Nürnberg“	90	Die Meistersinger von Nürnberg, Schotts Söhne, Mainz
Sachs, Hans	* Der blaue Montag	96	Ausgewählte poetische Werke, Ph. Reclam jun., Leipzig

III. Teil:

Schiller, Friedrich	* Menschliches Wirken	99	Zerstreute Epigramme, Säkularausgabe, Bd. II, J. G. Cotta, Stuttgart
Goethe, Johann Wolfgang	* Vielrat	99	Jubiläumsausgabe, J. G. Cotta, Stuttgart
Keller, Gottfried	Die Mutter und die vier Ratgeber	99	Der grüne Heinrich, J. G. Cotta, Stuttgart
Dörfler, Anton	Vom Tausendjährigen Krug: 1. Der „Brabanter“	103	Der Tausendjährige Krug, Jahressgabe der Raabe-Stiftung, Eugen Diederichs, Jena 1935
	2. Ein weiblicher Lehrling im Töpferhaus	105	
Keller, Gottfried	Schneiderfastnacht	107	Die Leute von Seldwyla, Insel-Verlag, Leipzig 1937
Giono, Jean	Mein Schuster	109	Triumph des Lebens, aus dem Französischen übersetzt von Hetty Benninghoff und Ernst Sander, Verlag Heinrich F. S. Bachmair, Söcking 1949

Verfasser	Überschrift	Seite	Quellennachweis
Ernst, Paul	Gewerbliches in den Kindheitserinnerungen: Von Schusterleisten, Erzgruben, Sofapolstern und ähnlichen Dingen	114	Jugenderinnerungen, Verlag Georg Müller, München 1930

Stilistisches Zwischenspiel:

Herausgeber	Beschreibung von Gegenständen und Arbeitsvorgängen Vier Variationen: 1. Wie Jumbo entstand 2. Die Spandauer Fischer bei einem winterlichen Fischzug 3. Förderbagger im Tagbau 4. Mein erster Brotteig	117 117 117 118 119 121	Originalbeitrag Schülerarbeiten zur Ermunterung G. V. H. B. H. W. G. M. u. H. R. H.-J. K.
v. Taube, Otto v. Taube, Otto	Metzgerpost Wie schlägt man den Ochsen	123 124	Die Metzgerpost, Verlag Friedrich Stollberg, Merseburg 1935
Roothaert, A.	Schlachthausgespräche	126	Tierarzt Dr. Vlimmen, aus dem Niederländischen übersetzt von W. Michaelsen, Verlag Holle u. Co., Berlin 1940
Eckermann, Johann Peter	Der Kellner-Virtuos	128	Nach Eckermann, Gespräche mit Goethe, Gesamtausgabe von Frhr. von Biedermann, Verlag Biedermann, Leipzig 1911
Edschmid, Kasimir	Der Zauberfaden	128	Nach Kasimir Edschmid, Der Zauberfaden, Kurt Desch, München 1949
Blume, Wilhelm	Besuch der Orgelbauanstalt in der Schillerstadt Ludwigsburg	133	Originalbeitrag
Dauthendey, Max	Erzählungen aus der Dunkelkammer	140	Der Geist meines Vaters, Verlag Georg Müller, München 1912
v. Ebner-Eschenbach, Marie	Lotti, die Uhrmacherin — daheim	143	Lotti, die Uhrmacherin, Gebr. Paetel, Berlin

Verfasser	Überschrift	Seite	Quellennachweis
Bebel, August	August Bebels Lebenserinnerungen	147	Aus meinem Leben, J. H. Dietz Nachf., 9. Aufl., Berlin 1930
	1. Aus den Lehrjahren	147	
	2. Aus den Wanderjahren des Drechslergesellen	148	
	3. Aus den Meister- und Abgeordnetenjahren	150	

Humoristisches Zwischenspiel:

Volksgut	* Schlosserlied	153	Der Zupfgeigenhansl, herausgg. v. H. Breuer, Fr. Hofmeister, Leipzig 1924
Raimund, Ferdinand	Duett zwischen der Kammerzofe Rosa und dem Tischlergesellen Valentin	154	Der Verschwender, Dramatische Werke, Carl Conegen, Wien 1891
Nestroy, Johann	Des liederlichen Kleeblatts erstes Auftreten	155	Der böse Geist Lumpacivagabundus oder Das liederliche Kleeblatt, Ph. Reclam jun., Leipzig
Blümel, Fritz	Heiteres aus dem Reich der „Schwarzen Kunst“	158	Originalbeitrag
	1. Gauptschatz	158	
	2. Der Zwiebelfisch	162	
Raimund, Ferdinand	* Valentins Hobelliad	164	Der Verschwender, Dramatische Werke, Carl Conegen, Wien 1891

IV. Teil:

Weinheber, Josef	* Der Kaufmann	165	O Mensch, gib acht! Ein erbauliches Kalenderbuch für Stadt- und Landleut, Verlag Albert Langen/Georg Müller, München 1937
Goethe, Johann Wolfgang	Wie Jung-Werner seinen Freund Wilhelm am Scheidewege für den Kaufmannsberuf zu begeistern versucht	165	Wilhelm Meisters Lehrjahre, Jubiläumsausgabe, J. G. Cotta, Stuttgart
Frenssen, Gustav	Das erste Jahr im Kontor	169	Klaus Hinrich Baas, Grotesche Verlagsbuchhandlung, Berlin 1910
Freytag, Gustav	Zweierlei soll er lernen: praktisch und ehrlich sein!	174	Soll und Haben, Ges. Werke S. Hirzel, Leipzig 1896
Schliemann, Heinrich	Lehrlingszeit und kaufmännische Erfolge	175	Der Morgen, Jugenderinnerungen deutscher Männer, von ihnen selbst erzählt, Langewiesche-Brandt, München-Ebenhausen 1923

Verfasser	Überschrift	Seite	Quellennachweis
Stifter, Adalbert	Von Warenauslagen und -ankündigungen	183	Kleine Schriften, Insel-Verlag, Leipzig 1940
v. Molo, Walter	Zwei Szenen aus Friedrich Lists Leben: 1. In Reutlingen 1805 2. Im Blockhaus am Schuylkillkanal 1850	187 187 193	Ein Deutscher ohne Deutschland, ein Friedrich-List-Roman, Jubiläumsausgabe, J. P. Toth, Hamburg

V. Teil:

Volksgut	* Haushalt-Uhr	195	Der Lindenbaum, ausgew. von Hermann Hesse, Martin Lang und Emil Strauß, Verlag S. Fischer, Berlin 1924
Goethe, Johann Wolfgang	* Häusliche Epistel	196	Jubiläumsausgabe, Bd. I, J. G. Cotta, Stuttgart
Homer	Eurykleia, die treue Schaffnerin im Hause des Odysseus 1. Die Sorge um den Sohn des Hauses 2. Das Erkennen	197 197 198	Odyssee, übersetzt von Rudolf Alexander Schröder, Insel-Verlag, Leipzig 1911
Rotten, Elisabeth	Jane Addams — ein großes Vorbild für die Jüngerinnen und Jünger der sozialen Berufe	200	Jane Addams 1860—1935, Verlag Werdendes Zeitalter, Saanen (Schweiz) 1936
Montessori, Maria	Wenn die Zeit erfüllt ist...	206	Selbständige Erziehung im frühen Kindesalter, J. Hoffmann, Stuttgart 1928
Hesse, Hermann	* Friede	207	Aus einer Schweizer Zeitung 1914
Claudius, Hermann	* Die Magd	207	Jeden Morgen geht die Sonne auf, Verlag Albert Langen/Georg Müller, München 1938
Volkslied	* Unglückstag im Haushalt	208	Der Lindenbaum, ausgew. von Hermann Hesse, Martin Lang und Emil Strauß, Verlag S. Fischer, Berlin 1924
Fröbel, Friedrich	* Der Wagner	209	Mutter- und Koselieder, Verlag Th. Chr. Fr. Ensslin, Berlin 1866
Herausgeber	Bausteine zum Berliner Pestalozzi-Fröbel-Haus in dem Entwicklungsgang seiner Gründerin	210	Nach Mary Lyschinska, Henriette Schrader-Breymann, Ihr Leben aus Briefen und Tagebüchern, Walter de Gruyter u. Co., Berlin—Leipzig 1927
Cronin, A. J.	Ein Mensch, den man nicht vergißt (Ein Erlebnis)	217	Das Beste aus Readers Digest, Februar-Heft 1950 (3. Jahrg.)
Herausgeber	Momentbilder aus dem Leben einer berühmten Laborantin	222	Nach Charitas Bischoff, Amalie Dietrich, Ein Leben, Grotesche Verlagsbuchhandlung, Berlin 1909

Verfasser	Überschrift	Seite	Quellennachweis
Nansen, Fridtjof	Bekenntnis	227	Fritz Wartenweiler, Fridtjof Nansen, Rotapfel-Verlag, Zürich—Leipzig 1930
Unbekannt	* Mutter und Tochter	228	Des Knaben Wunderhorn, Verlag Hesse, Leipzig 1906
VI. Teil:			
Winckler, Josef	* Aus den Eisernen Sonetten	229	Eiserne Sonette, Nyland-Werke, I. Bd., Inselbuch 134, Insel-Verlag, Leipzig
Göhre, Paul	Die Teilhaber am Arbeitsprozeß in einer Maschinenfabrik	230	Drei Monate Fabrikarbeiter, W. Grunow, Leipzig
Grisar, Erich	* Die neue Maschine	234	Zwischen den Zeiten, Ausgewählte Gedichte, Hans Köhler-Verlag, Hamburg 1946
Bröger, Karl	* Walzwerk	236	Antlitz der Zeit, herausgg. von Wilhelm Haas, Wegweiser-Verlag, Berlin
Hesse, Hermann	Fürchten und Hoffen eines Mechanikerlehrlings n. 1900 1. Vor der Entscheidung 2. Den ersten Tag am Schraubstock	237 237 238	Unterm Rad, Verlag S. Fischer, Berlin
Reuter, Fritz	* Ein frischer Mecklenburger Schmiedejunge um 1850 1. Das Gesellenstück 2. Der Abschied	241 241 242	Sämtl. Werke (Hanne Nüte), Hinstorffsche Hofbuchhandlung, Wismar 1892
Hebel, Johann Peter	* Ein Schmelzofen im Schwabenland: Bekenntnis zu Völkerfried' und Einigkeit	246	Alemannische Gedichte, Kürschners Nationalliteratur, Bd. 142, Verlag Speemann, Leipzig—Berlin
	Brief des chinesischen Kaisers Wen-ti an den Häuptling Hiung-nu	248	Elisabeth Rotten, Vom Völkerfrieden und der Menschheit letztem Glück, Haus der Bücher, Basel 1942
Brecht, Bert	* Die Ballade von dem Soldaten	249	Mutter Courage und ihre Kinder, Ausgabe 9 der Versuche 20/21, Suhrkamp-Verlag vorm. S. Fischer, Berlin 1949
Schreiner, Olive	Ein Wüstentraum	250	Elisabeth Rotten, Vom Völkerfrieden und der Menschheit letztem Glück, Haus der Bücher, Basel 1942
Wiechert, Ernst	* Am Abend zu beten	251	De profundis, Deutsche Lyrik in dieser Zeit, Kurt Desch, München 1946

Verfasser	Überschrift	Seite	Quellen nachweis
Schiller, Friedrich	* Die Teilung der Erde	252	Säkularausgabe, Bd. I, J. G. Cotta, Stuttgart
Unbekannt	* Was ist's, was war's?	253	Hundert Jahre Deutsche Eisenbahnen (1835—1935), Reichsbahnwerbeamt
v. Weber, Max Maria	Der Lokomotivführer	254	Welt der Arbeit, Schnell, München
Horch, August	Mein Weg zu Papa Benz	256	Ich baute Autos, Schützenverlag, Berlin 1941
Diesel, Eugen	Wir und das Auto	260	Denkmal einer Maschine, Bibliogr. Institut, Leipzig 1933

Mensch und Maschine — Für und Wider?

Kerner, Justinus	Sängerkrieg um das Luftschiff	266	Gottfried Keller, Gesammelte Werke, J. G. Cotta, Stuttgart
Keller, Gottfried	* Unter dem Himmel	266	
	* Antwort an Justinus Kerner (1845)	267	Gottfried Keller, Gesammelte Werke, J. G. Cotta, Stuttgart
Grisar, Erich	* Das Band läuft	268	Zwischen den Zeiten, Ausgewählte Gedichte, Hans Köhler-Verlag, Hamburg 1946
Sjöberg, Jürgen	Der Gymnasiast vor dem Fabrikator	269	Der Mensch und die Arbeit, Lebendiges Schrifttum, Velhagen & Klasing, Bielefeld
Lersch, Heinrich	„Werkeute alle, schlag' das Herz Euch höher!“	271	Hammerschläge. Ein Roman von Menschen und Maschinen, Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin 1930
	1. Wieder daheim in der Kesselschmiede	271	
	2. Die Nietkolonne	272	
Grisar, Erich	Brückenbauerstolz	273	Siebzehn Brückenbauer — ein Paar Schuh, Hans Köhler-Verlag, Hamburg
Diesel, Eugen	Auf der Kraft- und Arbeitsmaschinen-Ausstellung in München 1898	279	Rudolf Diesel. Leben — Werk — Schicksal, bei Reclam, Stuttgart
Carossa, Hans	Geteilte Empfindungen beim Besuch eines Stau- und Elektrizitätswerks	282	Geheimnisse des reifen Lebens, Aus den Aufzeichnungen Angermanns, Insel-Verlag, Leipzig
nach Th. Carlyle	Sprechchor: Arbeiten und nicht verzweifeln	286	Originalbeitrag (Gemeinschaftsarbeit einer Schulklasse)

Ausklang:

Nachwort des Herausgebers	Das Wort des Tischlergesellen	288	Angeregt durch G. Keller, Der grüne Heinrich, J. G. Cotta, Stuttgart
---------------------------	-------------------------------	-----	--

VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN

Bezeichnung der Abbildung	Name des Künstlers	Seite	Quellennachweis
Goethe-Bild	Georg Oswald May	—	E. Schulte-Strathaus, Die Bilder Goethes, Verlag Georg Müller, München 1910
Die Ruderer	Hans von Marées	3	Julius Meier-Gräfe, Hans v. Marées, Verlag R. Piper u. Co., München 1924
Bauernpaar nach der Arbeit	Fritz Boehle	23	Rudolf Klein, Fritz Boehle, Marquardt & Co., Berlin
Vignette: Richtfest	—	40	—
Auf dem Bau	Adolph v. Menzel	44	H. Knackfuß, A. v. Menzel, Velhagen & Klasing, Bielefeld 1922
Die heilige Familie	Bernhard Strigel	53	Deutsche Kunst VII/145, herausgg. von Ludwig Roselius, Angelsachsen-Verlag, Bremen
Norddeutscher Renaissance-Schrank	—	61	G. Lehnert, Illustrierte Geschichte des Kunstgewerbes, Bd. I, Martin Oldenbourg, Berlin
Lütticher Rokoko-Kleiderschrank	—	62	Paul Schoenen, Aachener und Lütticher Möbel des 18. Jahrhunderts, Deutscher Verein f. Kunstwissenschaft, Berlin
Gotischer Schrank	Jörg Syrlin d. A.	63	Deutsche Kunst VII/41, herausgg. von Ludwig Roselius, Angelsachsen-Verlag, Bremen
Romanische Truhe (rheinisch)	—	64	G. Lehnert, Illustrierte Geschichte des Kunstgewerbes, Bd. I, Martin Oldenbourg, Berlin
Schrank im Stil Ludwigs XVI.	Richard de Lalonde	64	Peter Jessen, Der Ornamentstich, Verlag für Kunswissenschaft, Berlin 1920

Bezeichnung der Abbildung	Name des Künstlers	Seite	Quellennachweis
Barockschrank	Friedrich Unteutsch	65	G. Lehnert, Illustrierte Geschichte des Kunstgewerbes, Bd. II, Martin Oldenbourg, Berlin
Der Schieferdecker	Fritz Bochle	69	Rudolf Klein, Fritz Bochle, Marquardt & Co., Berlin
St. Lukas, der Heilige der Malergilde	Unbekannter Meister (1488)	79	Max Geisberg, Geschichte der deutschen Graphik vor Dürer, Deutscher Verein für Kunswissenschaft, Berlin
Sebaldusgrab in der Sebalduskirche zu Nürnberg	Peter Vischer	85	A. Hagen, Norica, Tafel 6, Lehmannsche Verlagsbuchhandlung, Dresden 1920
Sakramenthäuschen in der Lorenzkirche zu Nürnberg	Adam Krafft	86	A. Hagen, Norica, Tafel 5, Lehmannsche Verlagsbuchhandlung, Dresden 1920
Visiermaschine	Albrecht Dürer	89	A. Hagen, Norica, Tafel 15, Lehmannsche Verlagsbuchhandlung, Dresden 1920
Blick in eine Nürnberger Meistersingerschule	—	94	Bilder zur Kunst- und Kulturgeschichte, Heft 3, herausgg. von G. Schoenberger, B. G. Teubner, Leipzig 1930
Hans Sachs im 81. Lebensjahr	Endres Herneisen	97	Mümmenhoff, Hans Sachs, Nürnberg 1894
Der Hafner (Der Töpfer)	Jost Amman	104	Jost Amman, Das Ständebuch, Insel-Verlag, Leipzig
Schusterwerkstatt	Max Liebermann	115	Ludwig Justi, Von Corinth bis Klee, Verlag Julius Bard, Berlin
Sofawand in einem Berliner Biedermeierzimmer (Märkisches Museum)	—	116	Westermanns Monatshefte, 62. Jahrgang, Braunschweig
Bäckerinnungszeichen aus Zinn	—	122	Konrad Hahn, Deutsche Volkskunst, Deutsche Buchgemeinschaft, Berlin 1928
Der junge Stier	Paulus Potter	127	Galerien Europas, E. A. Seemann, Leipzig
Flügeltür zu einem Rokokozimmer	Johann Esaias Nilson	135	Peter Jessen, Der Ornamentstich, Verlag für Kunswissenschaft, Berlin 1920
Gotisches Gehäuse der Münsterorgel in Ulm	E. F. Walcker	137	Beschreibung der Münsterorgel in Ulm, 1900

Bezeichnung der Abbildung	Name des Künstlers	Seite	Quellennachweis
Romanischer Speisekelch aus Salzburg	—	138	Deutsche Kunst IV/61, herausgg. von Ludwig Roselius, Angelsachsen-Verlag, Bremen
Gotische Bergkanne aus Goslar	—	139	Deutsche Kunst, IX/61, herausgg. von Ludwig Roselius, Angelsachsen-Verlag, Bremen
Renaissance-Pokal aus dem Ratssilber der Stadt Lüneburg	—	139	Deutsche Kunst, X/32, herausgg. von Ludwig Roselius, Angelsachsen-Verlag, Bremen
Fest der Handwerker	Theodor Hosemann	155	Georg Hermann, Das Biedermeier, Verlagshaus Bong & Co., Berlin 1913
Kaufmännisches Leben in Altgriechenland (Innenbild einer spartanischen Schale um 560 v. Chr.)	—	181	Ernst Buschor, Griechische Vasenmalerei, Verlag R. Piper & Co., München 1914
Die Mode 1832	Paul Gavarni	185	Georg Hermann, Das Biedermeier, Verlagshaus Bong & Co., Berlin 1913
Der Wagner	—	209	Friedrich Fröbel, Mutter- und Koselieder, Verlag Th. Chr. Ensslin, Berlin 1866
Der Morgen	Philipp Otto Runge	215	Deutsche Kunst, III/132, herausgg. von Ludwig Roselius, Angelsachsen-Verlag, Bremen
Der Eisenformer	Constantin Meunier	229	Meunier-Ausstellung bei Keller & Reiner, Berlin
Eisenwalzwerk	Adolph v. Menzel	235	H. Knackfuß, A. v. Menzel, Velhagen & Klasing, Bielefeld 1922
Initiale „W“	Hans Baluschek	253	Hundert Jahre Deutsche Eisenbahnen (1835—1935), Reichsbahnbeamte
Elf Scherenschnitte zur Geschichte des Autos	Lotte Reiniger	264/265	Das rollende Rad. Eine Geschichte des Fahrzeugs in Scherenschnitten, Atlantis VI, 6
Kokerei	Hermann Peters	270	Wilhelm Haas, Antlitz der Zeit, Wegweiser-Verlag GmbH., Berlin
Monument der Arbeit	Constantin Meunier	—	Meunier-Ausstellung bei Keller & Reiner, Berlin

NAMENVERZEICHNIS

(Namen der Synchronistischen Tabelle sind nicht berücksichtigt)

Seite	Seite		
Addams, Jane	200 ff.	Ebner-Eschenbach, Marie von	143 ff.
Amman, Jost	101	Eckermann, Joh. Peter	128
Arkesilas II. von Cyrene	181	Edschmid, Kasimir	128 ff.
 		Ernst, Paul	60 ff., 114, 117, 122
Bebel, August	147 ff.	 	
Becher, Johannes R.	31, 42	Faensen, Joseph	39
Bellamy	130 f.	Faust, Philipp	42 ff., 49 ff., 56 f.
Benz, Carl	256 ff., 263 f., 281	Frenssen, Gustav	169 ff.
Bergengruen, Werner	66	Freytag, Gustav	174
Bischoff, Charitas	222 ff.	Fröbel, Friedrich	209 ff.
Bismarck, Otto von	150	 	
Blümel, Fritz	158 ff.	Gatz, Conrad	6
Boehle, Fritz	23, 69	Gavarni, Paul	185
Bosch, Robert	260	Giono, Jean	109 ff.
Brecht, Bert	249	Godeffroy, Joh. Cesar	224 ff.
Breymann, Henriette	210 ff., 225	Göhre, Paul	230 ff.
Bröger, Karl	51, 236	Goethe, Johann Wolfgang von, Abb. auf dem Deckblatt, 40 f., 51 ff., 99, 114, 122, 128, 143, 165 ff., 171, 196, 200, 228, 288	
Buz, Heinrich	279	 	
 		Grisar, Erich	224 ff., 234 f., 268, 273 ff.
Capitaine, Emil	281	Grob & Co.	257
Carlyle, Thomas	286 f.	 	
Carossa, Hans	282 ff., 288	Haeckel, Ernst	34, 151
Claudius, Hermann	9, 207	Hagen, August	84 ff.
Cronin, A. J.	217 ff.	Hebel, Joh. Peter	246 f.
 		Heller, Jakob	84 ff.
Daguerre, Louis	140, 142	Herkomer, Hubert von	262
Daimler, Gottlieb	258, 260, 264, 281	Herneisen, Endres	97
Darwin, Charles	151, 264	Hesse, Hermann	207, 237 ff.
Dauthendey, Max	140 ff.	Heuss, Jörg	85
Diesel, Eugen	260 ff., 262, 279 ff.	Hildebrand & Wolfmüller	258
Diesel, Rudolf	257, 279 ff.	Homer	33, 176, 182, 197 ff.
Dietrich, Amalie	222 ff.	Horch, August	256 ff., 268
Dilger, Andreas	146	Hosemann, Theodor	155
Dörfler, Anton	103 ff.	Hutten, Ulrich von	88
Dürer, Albrecht	89		

Seite		Seite	
Jefferson, Thomas	11	Raimund, Ferdinand	154, 164
Karl V., Kaiser	176	Reiniger, Lotte	264 f.
Karl Eugen von Württemberg	134, 138	Reuter, Fritz	241 ff.
Keller, Gottfried	99 ff., 107 f., 267, 288	Rolland, Romain	59 f.
Kerner, Justinus	266	Roothaert, A.	126 f.
Kolping, Adolf	148 f.	Rotten, Elisabeth	200 ff.
Krafft, Adam	86 ff.	Runge, Philipp Otto	215
Krupp, Friedrich	138, 279		
Lalonde, Richard de	64	Sachs, Hans	89, 90 ff., 96 ff.
Lersch, Heinrich	271 ff.	Sanden, Walter von	17 ff.
Lessing, Gotthold Ephraim	143, 147	Schäfer, Wilhelm	37
Liebermann, Max	115	Scheffler, Karl	6, 75 ff.
Linde, Carl	279, 281	Schiller, Fr. 41, 99, 133, 138, 201, 252 f.	
Lindenast, Sebastian	85 f.	Schliemann, Heinrich	175 ff.
List, Friedrich	187 ff.	Schnack, Friedrich	28 ff.
Ludwig, Otto	67 ff.	Schrader, Karl	216
Lyschinska, Mary J.	216	Schreiner, Olive	250
Mann, Thomas	5	Schröder, Rud. Alexander	198 f.
Marées, Hans von	3	Schubart, Daniel	134
Marx, Karl	151	Sjöberg, Jürgen	269 ff.
Maybach, Wilhelm	264	St. Joseph	53
Mazzini, Giuseppe	201	St. Lukas	79
Menzel, Adolph von	44, 235	Stephenson, George	263
Metternich, Clemens von	194	Stifter, Adalbert	6, 183 ff.
Meunier, Constantin	229	Strigel, Bernhard	53
Abb. am Ende des Buches		Syrlin, Jörg	63
Meyer, Conrad Ferdinand	8, 15, 38	Szabo, Wilhelm	27
Miller, Oskar von	279		
Molo, Walter von	187 ff.	Taube, Otto von	123 ff.
Montessori, Maria	206	Tolstoj, Leo	204
Nansen, Fridtjof	227		
Nestroy, Johann	155 ff.	Unteutsch, Friedrich	65
Nilson, Joh. Esaias	185		
Peatti, Donald Culross	10 ff.	Vischer, Peter	84 ff.
Penn, William	205	Volkslied	58, 153, 195, 208, 228, 273
Pestalozzi, Heinrich	15 f., 37, 216		
Peters, Hermann	270	Wagner, Richard	90 ff.
Pirkheimer, Willibald	83	Walcker, Eberhard Friedrich	137 ff.
Potter, Paulus	127	Washington, George	10 ff.

SEITENWEISER

für die in diesem Lesebuch berührten Berufe

Seite	Seite
A gent	172, 179
Anreißer	231
Auflader	172, 174
Aufreiber	232
Autoingenieur	259 f., 263
B äcker	121 f., 183
Bauer	8—23, 33, 109
Beamter	102, 191—193
Bergwerksberufe	115, 119 f., 217 ff.
Beutler	222
Brückenbauer	257, 273—278
Buchdrucker	158—162
Buchhalter	170 f., 178
D achdecker	67—75
Drechsler	147, 150
Drucker	36, 158—162
E lektriker	42, 134, 282—284, 286
Erzgießer	84
F abrikarbeiter	230—233, 269 f.
Farmer	10—14
Fischer	118 f.
Förster	24—27
G ärtner(in)	28—31
Gemeindeschwester	217—221
Gerber	187—190
Glasbläser	117 f.
H ammermeister	247
Handlanger	43
Hauswirtschaftliche Berufe	42, 195—199, 204, 207 f., 210—216
I ngenieur	234, 257 ff., 280
K aufmann	165—186, 225—227, 271
Kellner	128
Kesselschmied	271—273
Kindergärtnerin ..	203, 205, 206, 210, 212, 216
Kontorist(in)	169—173, 218
Korrespondent	172
Kranführer	120, 236
Krankenschwester	217—221
Kunsttischler	59, 60 f., 136
L aborant(in)	132, 223—227
Lackierer	233
Lagerverwalter	172, 174
Landkartenstecher	100
M aler	75—82
Maschinenbauer	230—236, 257
Maschinenschlosser	233, 256 f.
Maurer	40—51
Mechaniker	237—240
Metallbohrer	232 f.
Metalldreher	232 f.
Metallformer	229, 236
Metallgießer	84—86, 134, 246—248
Metallobbler	232
Metallstoßer	232
Metzger	123—127
Modelltischler	230
Monteur	230, 233, 274—278, 282 f.
Motorwagenbauer	259 f.
Musterzeichner	100 f.
N ieter	272 f., 274—278
O ptiker	140
Orgelbauer	133—138
P ackmeister	233
Photograph(in)	140—142
Prokurist	169 f.
S attler	115 f.
Schaufensterdekorateur	184—186
Schlächter	123—127
Schlosser	85, 153, 233, 256
Schmied	241—245, 272
Schneider(in)	42, 107—108, 149, 156
Schuhmacher	90—93, 101, 109—115
Seidenstoffweber	128—133
Setzer	162—164
Sozialpädagogische Berufe ..	201—206, 210—216
Steinmetz	50, 86
T äschnner	222
Tischler	59—66, 124, 136, 154—158, 164, 230, 288
Töpfer(in)	103—107, 286
U hrmacher(in)	85, 143—146, 257
V erkäufer(in)	47—49, 175 f., 180, 183 f.
Vorzeichner	234
W agner	209
Winzer	256
Z immermann	40, 55—58, 233

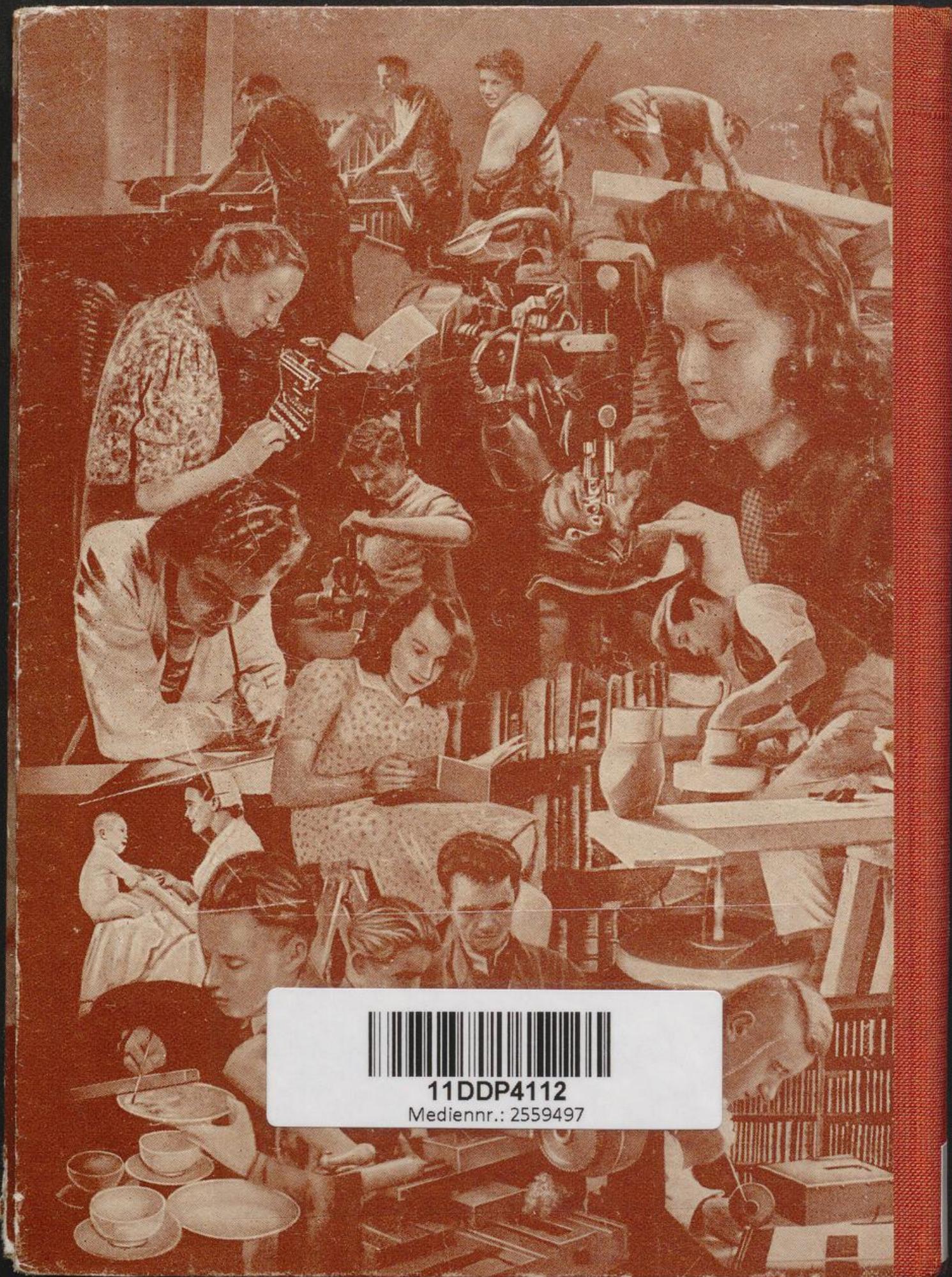
Druck: Graphisches Institut Paul Funk, Berlin W 35, Bendlerstraße 11-14



C. Meunier



Zwei Reliefs (*Industrie und Bergwerk*)
aus dem „Monument der Arbeit“ (um 1900)



11DDP4112

Mediennr.: 2559497

Lernbuch / Der Mensch im Gesellschaft

DDP
4112